Das Erbe der Elfen

Andrzej Sapkowski

Aus dem Polnischen von Erik Simon

*Elaine blath, Feainnewedd*

*Dearme aen a’cáelme tedd*

*Eigean evelienn deireádh*

*Que’n esse, va en esseáth*

*Feainnewedd, elaine blath!*

*Das Blümchen*, Wiegenlied und beliebter Abzählvers der Elfen

*Wahrlich sage ich euch, es wird kommen eine Schwertzeit, eine Beilzeit, eine Zeit der Wolfsstürme. Es wird kommen die Zeit der Weißen Kälte und des Weißen Lichts, die Zeit des Wahnsinns und die Zeit der Verachtung, Tedd Deireádh, die Zeit des Endes. Die Welt wird im Frost ersterben, und wird mitsamt einer neuen Sonne wiedergeboren werden. Aus dem Älteren Blute heraus wird sie wiedergeboren, aus dem Hen Ichaer, dem ausgesäten Samenkorn. Aus dem Samenkorn, das nicht keimen wird, sondern in Flammen ausbrechen.*

*Ess’tuath esse! So wird es sein! Haltet Ausschau nach den Zeichen! Welche Zeichen das sein werden, will ich euch künden – zuvörderst wird das Blut der Aen Seidhe die Erde tränken, das Elfenblut ...*

*Aen Ithlinnespeath*, die Weissagung der Ithlinne Aegli aep Aevenien

# 

# Das erste Kapitel

Die Stadt brannte.

Die engen Straßen, die zum Graben führten, zur ersten Terrasse, verströmten Rauch und Hitze, die Flammen verzehrten die dicht gedrängten Strohdächer, leckten an den Mauern des Schlosses. Von Westen her, vom Hafentor, drang Geschrei heran, der Lärm eines erbitterten Kampfes, die dumpfen Stöße des Rammbocks, unter denen die Mauern erbebten.

Überraschend wurde sie von den Angreifern umzingelt, nachdem diese die von wenigen Soldaten, von Bürgern mit Hellebarden und den Armbrustschützen der Zünfte verteidigte Barrikade durchbrochen hatten. Die von Schabracken aus schwarzem Tuch bedeckten Pferde flogen wie Vampire über die Befestigungen hinweg, helle, blankgezogene Breitschwerter säten Tod unter den fliehenden Verteidigern.

Ciri fühlte, wie der Ritter, der sie auf den Sattelbogen gezogen hatte, jäh das Pferd zügelte. Sie hörte seinen Schrei. Halt dich fest, schrie er. Halt dich fest!

Andere Ritter in den Farben von Cintra preschten an ihnen vorbei, schlugen sich weiter vorn mit den Nilfgaardern. Ciri sah es einen Moment lang, aus den Augenwinkeln – einen wahnwitzigen Wirbel von blau-gelben und schwarzen Mänteln inmitten des Klirrens von Stahl, der Schläge gegen Schilde, des Wieherns der Pferde ...

Ein Schrei. Nein, kein Schrei. Ein Brüllen. Halt dich fest!

Furcht. Jeder Ruck, jede Erschütterung, jeder Sprung des Pferdes reißt schmerzhaft an den um den Riemen gekrallten Händen. Die krampfhaft zusammengepressten Beine finden keinen Halt, die Augen tränen vom Rauch. Der Arm, der sie umschlingt, engt sie ein, nimmt ihr den Atem, drückt schmerzhaft gegen die Rippen. Ringsum schwillt ein Schrei an, ein Schrei, wie sie noch nie einen gehört hat. Was muss man einem Menschen antun, dass er so schreit?

Furcht. Ohnmächtig machende, lähmende, atemberaubende Furcht.

Wieder klirrt Eisen, wiehert ein Pferd. Die Häuser ringsum tanzen, aus den Fenstern sprüht Feuer, und dort, wo eben noch eine morastige Gasse war, ist der Boden mit Leichen übersät, mit der weggeworfenen Habe der Flüchtenden. Der Ritter hinter ihr bricht plötzlich in sonderbares, heiseres Husten aus. Über die in die Riemen verkrallten Hände strömt Blut. Gebrüll. Das Schwirren von Pfeilen.

Fall, Aufprall, schmerzhafter Stoß gegen die Rüstung. Neben ihr donnern Hufe, über sie huscht ein Pferdebauch mit offenem Sattelgurt hinweg, wieder ein Pferdebauch, eine wehende schwarze Schabracke. Ein Ächzen wie von der Axt eines Holzfällers, wenn sie den Baum trifft. Doch da ist kein Holz, da trifft Eisen auf Eisen. Ein Schrei, erstickt und dumpf, direkt neben ihr stürzt etwas Großes und Schwarzes in den Dreck, verspritzt Blut. Ein gepanzerter Fuß zuckt hin und her, pflügt die Erde mit dem riesigen Sporn.

Ein Ruck. Eine Kraft reißt sie hoch, zieht sie auf einen Sattelbogen. Festhalten! Wieder das Trappeln von Pferdehufen in wahnsinnigem Galopp. Hände und Füße suchen verzweifelt einen Halt. Das Pferd bäumt sich auf. Festhalten! ... Da ist kein Halt. Da ist keiner ... keiner ... Da ist Blut. Das Pferd stürzt. Sie kann nicht abspringen, sich nicht befreien, sich nicht aus der Umklammerung der Arme in dem Panzerhemd lösen. Nicht dem Blut entkommen, das ihr über Kopf und Hals strömt.

Ein Ruck, aufspritzender Morast, der harte Aufprall auf dem Boden, der erstaunlich unbewegt ist nach dem wilden Ritt. Das durchdringende Wiehern und Schreien des Pferdes, das versucht, die Kruppe zu heben. Das Donnern von Hufeisen, vorbeihuschende Steigbügel und Hufe. Schwarze Mäntel und Schabracken. Geschrei.

In der Straße ist Feuer, eine brüllende Feuerwand. Vor diesem Hintergrund ein Reiter, so groß, dass sein Kopf über die brennenden Dächer zu ragen scheint. Das mit schwarzem Tuch bedeckte Pferd tänzelt, wirft den Kopf hin und her, wiehert.

Der Reiter schaut sie an. Ciri sieht das Funkeln seiner Augen durchs Visier des großen Helms, der mit den Flügeln eines Raubvogels verziert ist. Sie sieht den Widerschein des Feuers auf der breiten Schwertklinge in der gesenkten Hand.

Der Reiter schaut. Ciri kann sich nicht bewegen. Ihr ist der kraftlose Arm des Erschlagenen im Wege, der ihre Taille umschlingt. Sie kann sich nicht bewegen, weil etwas Schweres und vom Blute Nasses auf ihrer Hüfte liegt und sie an den Boden nagelt.

Und sie kann sich vor Angst nicht bewegen. Eine ungeheuerliche Furcht, von der sich ihr Inneres zusammenkrampft und die bewirkt, dass Ciri das Wimmern des verwundeten Pferdes nicht mehr hört, das Tosen der Flammen, die Schreie der Menschen, die ermordet werden, und das Dröhnen der Trommeln, nichts von all dem nimmt sie wahr. Das Einzige, was es gibt, was zählt, was Bedeutung hat, ist die Furcht. Die Furcht, die die Gestalt eines schwarzen Reiters mit einem federgeschmückten Helm angenommen hat, reglos vor der roten Wand von lodernden Flammen.

Der Reiter spornt das Pferd an, die Flügel des Raubvogels an seinem Helm flattern, der Vogel setzt zum Flug an. Zum Angriff auf das wehrlose, von Furcht gelähmte Opfer. Der Vogel – oder vielleicht der Ritter – schreit, gellend, schrecklich, grausam, triumphierend. Schwarzes Pferd, schwarze Rüstung, wehender schwarzer Mantel, und hinter allem Feuer, ein Meer von Feuer.

Furcht.

Der Vogel schreit. Die Flügel schlagen, die Federn schlagen gegen das Gesicht. Furcht.

Zu Hilfe! Warum hilft mir denn niemand? Ich bin allein, ich bin klein, ich bin wehrlos, ich kann mich nicht bewegen, ich kriege nicht einmal einen Schrei aus der verkrampften Kehle heraus. Warum kommt mir niemand zu Hilfe?

Ich habe Angst!

Die Augen funkeln durchs Visier des großen gefiederten Helms. Der schwarze Mantel verdeckt alles ...

»Ciri!«

Sie erwachte schweißgebadet, starr, und ihr eigener Schrei, der Schrei, der sie geweckt hatte, klang, vibrierte noch immer mitten in ihr, unterm Brustbein, brannte ihr in der ausgetrockneten Kehle. Es schmerzten die in die Decke verkrampften Hände, es schmerzte der Rücken ...

»Ciri. Beruhige dich.«

Ringsum war Nacht, eine dunkle und windige Nacht, die eintönig und melodisch die Wipfel der Föhren rauschen, die Stämme knarren ließ. Da war kein Feuer mehr und kein Geschrei, nur jenes rauschende Wiegenlied. Nebenan waberten Licht und Wärme des Lagerfeuers, die Flammen glänzten auf den Schnallen des Zaumzeugs, spiegelten sich rot auf Griff und Scheide des Schwertes, das an dem auf dem Boden liegenden Sattel lehnte. Es gab kein anderes Feuer und kein anderes Eisen. Die Hand, die ihre Wange berührte, roch nach Haut und Asche. Nicht nach Blut.

»Geralt ...«

»Es war nur ein Traum. Ein böser Traum.«

Ciri begann heftig zu zittern, zog Arme und Beine an.

Ein Traum. Nur ein Traum.

Das Lagerfeuer war schon heruntergebrannt, die Birkenscheite waren rot und durchscheinend, sie knisterten, und blaue Flammen schossen hervor. Die Flammen erleuchteten die weißen Haare und das scharfe Profil des Mannes, der Decke und Mantel über sie breitete.

»Geralt, ich ...«

»Ich bin bei dir. Schlaf, Ciri. Du musst dich ausruhen. Wir haben noch einen weiten Weg vor uns.«

Ich höre Musik, dachte sie plötzlich. In diesem Rauschen ... ist eine Musik. Lautenmusik.

Und Stimmen. Kleine Prinzessin aus Cintra. Kind der Vorsehung ... Kind des Älteren Blutes, des Elfenblutes. Geralt von Riva, der Weiße Wolf, und seine Vorherbestimmung. Nein, nein, das ist eine Legende. Von einem Dichter erfunden. Sie lebt nicht mehr. Sie wurde in den Straßen der Stadt erschlagen, als sie fortging ... Halt dich fest ... Festhalten ...

»Geralt?«

»Was ist, Ciri?«

»Was hat er mit mir gemacht? Was ist damals geschehen? Was hat er ... mit mir gemacht?«

»Wer?«

»Der Ritter ... Der schwarze Ritter mit Federn am Helm ... Ich kann mich an nichts erinnern. Er schrie ... und schaute mich an. Ich weiß nicht mehr, was geschehen ist. Nur, dass ich Angst hatte ... so schreckliche Angst ...«

Der Mann beugte sich herab, die Flammen des Lagerfeuers spielten auf seinen Augen. Das waren seltsame Augen. Sehr seltsame. Früher einmal hatte sich Ciri vor diesen Augen gefürchtet, nicht gern hineingeschaut. Doch das war lange her. Sehr lange.

»Ich kann mich an nichts erinnern«, flüsterte sie und suchte seine Hand, die hart und rau war wie unbearbeitetes Holz. »Dieser schwarze Ritter ...«

»Es war ein Traum. Schlaf ruhig. Das kommt nicht wieder.«

Ciri hatte derlei Versicherungen schon oft gehört, früher. Man hatte es ihr viele Male gesagt, sie wieder und wieder beruhigt, wenn sie mitten in der Nacht von ihrem eigenen Schrei erwacht war. Doch jetzt war es anders. Jetzt glaubte sie es. Weil es jetzt Geralt von Riva sagte, der Weiße Wolf, der Hexer. Der ihre Vorherbestimmung war. Dem sie vorherbestimmt war. Der Hexer Geralt, der sie inmitten von Krieg, Tod und Verzweiflung gefunden, sie mit sich genommen und versprochen hatte, dass sie sich nie mehr trennen würden.

Sie schlief ein, ohne seine Hand loszulassen.

Der Barde beendete sein Lied. Den Kopf leicht geneigt, wiederholte er auf der Laute das Leitmotiv der Ballade, zurückhaltend, leise, eine Terz höher als der ihn begleitende Schüler.

Niemand sagte ein Wort. Außer der leiser werdenden Musik waren nur das Rauschen der Blätter und das Knacken der Äste in der riesigen Eiche zu hören. Dann aber begann plötzlich eine Ziege zu meckern, die abseits an einem der Wagen angebunden war, welche rings um den uralten Baum standen. Sofort, wie auf ein Signal hin, stand einer der in dem großen Halbkreis versammelten Zuhörer auf.

Er warf den kobaltblauen, goldverbrämten Mantel über die Schulter zurück und verneigte sich steif und würdevoll.

»Hab Dank, Meister Rittersporn«, sagte er mit voller Stimme, doch nicht laut. »Es sei mir, Radcliffe von Oxenfurt, dem Meister der Magischen Arkana, zweifellos im Namen aller hier Anwesenden gestattet, dir Dank und Anerkennung für deine große Kunst und dein Talent auszusprechen.«

Der Zauberer ließ den Blick über die Versammelten schweifen, die, ihrer gut hundert, zu Füßen der Eiche dicht im Halbkreis lagerten, standen, auf den Wagen saßen. Die Zuhörer nickten, flüsterten. Ein paar Leute begannen zu klatschen, ein paar andere grüßten den Sänger mit erhobenen Händen. Die gerührten Weibsbilder schnieften und wischten sich die Augen, womit sie nur konnten, je nach Stand, Beruf und Vermögen: die Bäuerinnen mit dem Ärmel oder dem Handrücken, die Frauen der Kaufleute mit seidenen Tüchern, Elfen und Adlige mit Batist, und die drei Töchter des Freiherrn Vilibert, der mit seinem ganzen Gefolge die Beizjagd unterbrochen hatte, um den berühmten Troubadour zu hören, schnäuzten sich hörbar und hingebungsvoll in geschmackvolle wollene Umschlagtücher von der Farbe verrotteten Laubs.

»Ich übertreibe nicht«, fuhr der Zauberer Radcliffe fort, »wenn ich sage, dass du uns aufs Tiefste bewegt hast, Meister Rittersporn, dass du uns zum Aufmerken und zum Nachdenken gebracht, unsere Herzen gerührt hast. Ich bin so frei, dir unseren Dank und unsere Hochachtung auszudrücken.«

Der Troubadour stand auf und verbeugte sich, wobei ihm die am kecken Hütchen befestigte Reiherfeder über die Knie strich. Der Schüler unterbrach sein Spiel, grinste und verbeugte sich ebenfalls, doch Meister Rittersporn warf ihm einen drohenden Blick zu und murmelte halblaut etwas. Der Bursche senkte den Kopf und widmete sich wieder dem leisen Klimpern auf seiner Laute.

Es kam Leben in die Versammelten. Nachdem die Kaufleute von den Karawanen miteinander getuschelt hatten, rollten sie ein ansehnliches Bierfässchen vor die Eiche. Der Zauberer Radcliffe hatte sich in ein leises Gespräch mit dem Freiherrn Vilibert vertieft. Die Töchter des Freiherrn hörten auf zu schniefen und himmelten Rittersporn an. Der Barde bemerkte es nicht, da er gerade vollauf damit beschäftigt war, einer ausdauernd schweigenden Gruppe wandernder Elfen zuzulächeln, zuzuzwinkern und dabei die Zähne blitzen zu lassen. Sein Interesse galt insondere einer der Elfen, einer dunkelhaarigen und großäugigen Schönheit mit einer kleinen Hermelintoque. Rittersporn hatte Rivalen: Auch seine Zuhörer – Ritter, Schuljungen und Vaganten – hatten die Besitzerin der großen Augen und der kleinen Toque wahrgenommen und bedachten sie mit Blicken. Die Elfe, sichtlich erfreut über das Interesse, zupfte an den Spitzenmanschetten ihrer Bluse und klimperte mit den Wimpern, doch die männlichen Elfen in ihrer Begleitung umringten sie von allen Seiten und machten kein Hehl aus ihrer Abneigung gegen die Buhler.

Die Lichtung bei der Eiche Bleobheris, ein Ort, wo oft Volksversammlungen abgehalten wurden, Reisende Rast machten und Wanderer sich trafen, war bekannt für ihre Toleranz und Offenheit. Die Druiden, unter deren Schutz der jahrhundertealte Baum stand, nannten die Lichtung den »Ort der Freundschaft« und empfingen bereitwillig jeden Gast. Aber selbst bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie es der soeben beendete Auftritt eines weltbekannten Troubadours war, hielten sich die Reisenden bei ihren eigenen, recht deutlich abgegrenzten Gruppen. Elfen blieben bei den Elfen. Die Handwerker unter den Zwergen gesellten sich zu ihren bis an die Zähne bewaffneten Stammesverwandten, die als Schutztruppe für die Handelskarawanen dienten, und duldeten höchstens noch Gnomen-Bergleute und Halbling-Bauern in ihrer Nähe. Alle Nichtmenschen hielten gleichermaßen Abstand zu den Menschen. Die Menschen zahlten es den Nichtmenschen auf dieselbe Weise heim, doch auch unter ihnen war keine Spur von Integration zu beobachten. Der Adel sah angewidert auf Kaufleute und Hausierer herab, Soldaten und Söldner rückten von den Hirten in den stinkenden Mänteln ab. Die wenigen Zauberer und Adepten isolierten sich völlig und bedachten alle ringsum in gerechtem Gleichmaß mit ihrem Hochmut. Den Hintergrund indes bildete die zusammengedrängte, dunkle, finster schweigende Masse der Bauern. Sie, die mit den über die Köpfe ragenden Rechen, Mistgabeln und Dreschflegeln an eine Armee erinnerten, ignorierten alle und alles.

Eine Ausnahme bildeten wie üblich die Kinder. Befreit von dem Gebot, sich während des Auftritts des Barden still zu verhalten, stürmte die Rasselbande mit wildem Geschrei in den Wald, um sich dort mit Feuereifer einem Spiel zu widmen, dessen Regeln jemand, der die glücklichen Kinderjahre schon hinter sich hatte, für gewöhnlich nicht verstand. Die kleinen Menschen, Elfen, Zwerge, Halblinge, Gnomen, Halbelfen, Viertelelfen und Knirpse rätselhafter Herkunft kannten und akzeptierten keine gesellschaftlichen und Rassenschranken. Vorerst.

»In der Tat!«, rief einer der auf der Lichtung anwesenden Ritter, ein spindeldürrer Kerl in einem rot-schwarzen Wams, das mit drei schreitenden Löwen verziert war. »Das hat der Herr Zauberer gut gesagt! Schöne Balladen waren das, bei meiner Ehre, Herr Rittersporn, wenn Ihr einmal in der Nähe von Kahlhorn seid, dem Kastell meines alten Herrn, dann tretet ein, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern. Wir werden Euch bewirten wie einen Fürsten, was sage ich, wie König Wisimir selber! Ich schwöre auf mein Schwert, ich habe viele Troubadoure gehört, aber die sind gar nichts im Vergleich zu Euch, Meister. Nehmt von uns, den Edelgeborenen und zum Ritter geschlagenen, Wertschätzung und Huldigung für Eure Kunst entgegen!«

Mit unfehlbarem Gespür für den richtigen Augenblick zwinkerte der Troubadour dem Schüler zu. Der Bursche legte die Laute beiseite und nahm eine kleine Schatulle vom Boden auf, die dazu diente, bei den Zuhörern gewichtigere Bekundungen ihrer Anerkennung zu sammeln. Er zögerte, ließ den Blick über die Menge schweifen, worauf er die Schatulle wieder hinlegte und einen nahebei stehenden leeren Zuber ergriff. Mit einem geneigten Lächeln hieß Meister Rittersporn die Umsicht des jungen Mannes gut.

»Meister!«, rief eine stattliche Frau, die auf einem Wagen mit der Aufschrift »Vera Loewenhaupt und Söhne« saß, der mit Waren aus Weidenruten beladen war. Von den Söhnen war weit und breit nichts zu sehen, wahrscheinlich waren sie damit beschäftigt, die von der Mutter erarbeitete Habe zu vergeuden. »Meister Rittersporn, wie das? Ihr lasst uns im Ungewissen? Das ist doch nicht das Ende Eurer Ballade? Singt uns davon, was weiter geschah!«

»Lieder und Balladen«, sagte der Künstler mit einer Verbeugung, »sind nie zu Ende, meine Dame, denn die Poesie ist ewig und unsterblich, sie kennt weder Anfang noch Ende ...«

»Aber was war danach?« Die Kauffrau gab sich nicht geschlagen, während sie freigiebig klingende Münzen in den Zuber warf, den ihr der Schüler hinhielt. »Erzählt uns wenigstens davon, wenn Ihr nicht davon singen mögt. In Euren Liedern sind überhaupt keine Namen gefallen, aber wir wissen ja, dass der Hexer, den Ihr besingt, kein anderer als der berühmte Geralt von Riva ist; jene Zauberin jedoch, zu der er in heißer Liebe entbrannt ist, ist die nicht minder berühmte Yennefer. Jenes Überraschungskind indes, das dem Hexer versprochen und vorherbestimmt ist, muss ja wohl Cirilla sein, die unglückliche Prinzessin aus dem von den Angreifern verwüsteten Cintra. Ist es nicht so?«

Rittersporn lächelte geduldig und geheimnisvoll.

»Ich singe von allgemeingültigen Dingen, edle Wohltäterin«, erklärte er. »Von Gefühlen, die jedem zuteil werden können. Nicht von konkreten Personen.«

»Mitnichten!«, brüllte jemand aus der Menge.

»Jeder weiß, dass die Lieder vom Hexer Geralt handeln!«

»Ja, ja!«, piepsten die Töchter des Freiherrn Vilibert im Chor, während sie die tränennassen Tücher auswrangen. »Singt noch etwas, Meister Rittersporn! Was war danach? Haben der Hexer und die Zauberin Yennefer schließlich zueinandergefunden? Und haben sie sich geliebt? Waren sie glücklich? Wir wollen es wissen! Meister, Meister!«

»Ach was!«, rief kehlig der Anführer einer Gruppe von Zwergen und schüttelte den rotblonden, bis zum Gürtel reichenden Bart.

»Ein Dreck ist das, Prinzessinnen, Zauberinnen, Vorherbestimmung, Liebe und derlei blauäugige Ammenmärchen. Das alles ist ja, nichts für ungut, Herr Dichter, reiner Schwindel, oder poetische Erfindung, damit es schöner wird und rührend. Aber die militärischen Dinge, wie das Gemetzel und die Plünderung von Cintra, wie die Schlachten von Marnadal und Sodden, das habt Ihr uns wirklich schön gesungen, Rittersporn! Ha, für so ein Lied lässt man gern etwas Silber springen, wo es doch das Herz des Kriegers erfreut! Und man konnte sehen, dass Ihr keinen Deut gelogen habt, das sage ich, Sheldon Skaggs, und ich kann Wahrheit und Lüge unterscheiden, denn ich war in Sodden dabei, ich habe da mit der Axt in der Hand gegen die Invasoren aus Nilfgaard gestanden ...«

»Ich, Donimir von Troy«, schrie der dünne Ritter mit den drei Löwen auf dem Wams,

»war in beiden Schlachten um Sodden, aber Euch habe ich da nicht gesehen, Herr Zwerg!«

»Weil Ihr wahrscheinlich das Lager bewacht habt!«, versetzte Sheldon Skaggs. »Ich aber war in der vordersten Linie, dort, wo es heiß herging!«

»Gib acht, was du sagst, Langbart!« Donimir von Troy lief rot an und und rückte den vom Schwert heruntergezogenen Waffengürtel zurecht. »Und zu wem!«

»Gib selber acht!« Der Zwerg schlug mit der Hand auf die hinterm Gürtel steckende Axt, wandte sich zu seinen Kumpanen um und bleckte die Zähne. »Habt ihr den gesehen? Den beschissenen Ritter? Wappenträger! Drei Löwen auf dem Schild! Zwei scheißen, aber der dritte knurrt!«

»Frieden, Frieden!« Ein grauhaariger Druide in weißem Gewand unterband mit scharfer, gebieterischer Stimme den aufkommenden Streit. »Das schickt sich nicht, meine Herren! Nicht hier, nicht unter den Ästen von Bleobheris, der Eiche, die älter ist als jeder Zank und Streit dieser Welt! Und nicht in der Gegenwart des Dichters Rittersporn, dessen Balladen uns Liebe lehren sollen, nicht Händel.«

»Richtig!«, unterstützte den Druiden ein untersetzter, beleibter Priester mit schweißglänzendem Gesicht. »Ihr seht, aber habt keine Augen, ihr hört, doch eure Ohren sind taub. Denn die Liebe Gottes ist nicht in euch, weil ihr wie leere Fässer seid ...«

»Wenn schon von Fässern die Rede ist«, piepste ein langnasiger Gnom von einem Wagen mit der Aufschrift »Eisenwaren, Herstellung und Verkauf«, »so rollt doch noch eins her, ihr Herren Zunftleute! Dem Dichter Rittersporn ist ganz gewiss die Kehle trocken geworden, und uns von all der Rührung nicht weniger!«

»Wahrlich, wie leere Fässer, sage ich euch!«, übertönte der Priester den Gnom, nicht gewillt, sich aus der Fassung bringen zu lassen und seine Predigt zu unterbrechen. »Reinweg gar nichts habt ihr von den Balladen des Herrn Rittersporn verstanden, nichts daraus gelernt. Ihr habt nicht verstanden, dass diese Balladen vom Schicksal der Menschen handeln, davon, dass wir in der Hand der Götter nur Spielzeug sind und unsere Länder der Spielplatz. Die Balladensprechenvonder Vorherbestimmung, von unser aller Vorherbestimmung, und die Legende vom Hexer Geralt und der Prinzessin Ciri, wenngleich sie auf den wahren Hintergrund jenes Krieges gelegt ist, ist doch nur ein Gleichnis, ein Phantasieprodukt des Dichters, und sollte dazu dienen, dass wir ...«

»Du redest Unsinn, heiliger Mann!«, rief Vera Loewenhaupt von der Höhe ihres Wagens herab. »Was für eine Legende? Was für ein Phantasieprodukt? Ich jedenfalls kenne Geralt von Riva, ich habe ihn mit eigenen Augen gesehen, in Wyzima, wo er die Tochter von König Foltest entzaubert hat. Und später bin ich ihm noch einmal auf dem Händlerweg begegnet, als er auf Bitten der Gilde einen grimmigen Greifen erlegte, der die Karawanen überfiel, und mit dieser Tat vielen guten Menschen das Leben rettete. Nein, das ist keine Legende und kein Märchen. Die Wahrheit, die reine Wahrheit hat uns Meister Rittersporn hier gesungen.«

»Ich kann das bestätigen«, sagte eine schlanke Kriegerin, die ihre schwarzen Haare glatt nach hinten gekämmt und zu einem dicken Zopf geflochten hatte. »Auch ich, Rayla aus Lyrien, kenne Geralt, den Weißen Wolf, den berühmten Vernichter der Ungeheuer. Die Zauberin Yennefer habe ich ebenfalls des Öfteren gesehen, denn ich war in Vengerberg, wo sie ihren Wohnsitz hat. Davon, dass die beiden sich geliebt hätten, ist mir jedoch nichts bekannt.«

»Aber es muss wahr sein«, ließ sich plötzlich mit melodischer Stimme die hübsche Elfe mit der Hermelintoque vernehmen. »Diese schöne Ballade von der Liebe kann nicht erfunden gewesen sein!«

»Kann sie nicht!«, sekundierten der Elfe die Töchter des Freiherrn Vilibert und wischten sich wie auf Kommando die Augen mit den Tüchern. »Auf gar keinen Fall!«

»Herr Zauberer!«, wandte sich Vera Loewenhaupt an Radcliffe. »Haben sie sich geliebt oder nicht? Ihr wisst sicherlich, wie es wirklich gewesen ist mit dem Hexer und dieser Yennefer. Lüftet den Schleier des Geheimnisses!«

»Wenn das Lied sagt, dass sie sich geliebt haben«, sagte lächelnd der Zauberer, »dann war es so, und diese Liebe wird die Jahrhunderte überdauern. Das ist die Kraft der Poesie.«

»Es heißt«, warf Freiherr Vilibert plötzlich ein, »dass Yennefer von Vengerberg auf der Anhöhe von Sodden gefallen ist. Dort sind mehrere Zauberinnen ums Leben gekommen ...«

»Das ist nicht wahr«, sagte Donimir von Troy.

»Ihr Name steht nicht auf dem Denkmal. Das ist meine Gegend, ich war so manches Mal auf der Anhöhe und habe die in das Denkmal gemeißelten Inschriften gelesen. Drei Zauberinnen sind dort umgekommen. Triss Merigold, Lytta Neyd, genannt die Koralle ... Hmm ... Der dritte Name ist mir entfallen ...«

Der Ritter schaute den Zauberer Radcliffe an; der aber lächelte nur und sagte kein Wort.

»Aber dieser Geralt«, ließ sich plötzlich Sheldon Skaggs vernehmen, »dieser Geralt, der diese Yennefer geliebt hat, der hat anscheinend schon ins Gras gebissen. Ich habe gehört, dass es ihn irgendwo im Flussland erwischt hat. Hat Ungeheuer umgebracht, bis er schließlich seinen Meister gefunden hat. So ist das, ihr Leute, wer mit dem Schwert kämpft, kommt durch das Schwert um. Jeder trifft irgendwann auf einen Besseren und kriegt Eisen zu fressen.«

»Das glaube ich nicht.« Die schlanke Kriegerin verzog die blassen Lippen, spuckte saftig auf den Boden, verschränkte klirrend die mit Kettenpanzer bewehrten Unterarme vor der Brust. »Ich glaube nicht, dass Geralt von Riva auf einen Besseren treffen kann. Ich hatte Gelegenheit zu sehen, wie dieser Hexer mit dem Schwert umgeht. Er ist einfach unmenschlich schnell ...«

»Gut gesagt«, warf der Zauberer Radcliffe ein.

»Unmenschlich. Hexer sind Mutanten, daher ist die Schnelligkeit ihrer Reaktion ...«

»Ich weiß nicht, wovon Ihr redet, Herr Magier.« Die Kriegerin verzog die Lippen zu einer noch widerwärtigeren Grimasse. »Eure Worte sind zu gelehrt. Doch eines weiß ich: Kein Schwertkämpfer, den ich kannte oder kenne, kann sich mit Geralt von Riva messen, mit dem Weißen Wolf. Darum glaube ich nicht, dass er im Kampf besiegt worden ist, wie der Herr Zwerg behauptet.«

»Jeder kneift den Hintern dicht, wenn er gegen viele ficht«, sprach Sheldon Skaggs sentenziös. »Wie die Elfen sagen.«

»Die Elfen«, teilte kalt ein hochgewachsener, hellhaariger Vertreter des Älteren Volkes mit, der neben der hübschen Toque stand, »pflegen sich nicht derart ordinär auszudrücken.«

»Nein! Nein!«, piepsten hinter den bräunlichen Tüchern hervor die Töchter des Freiherrn Vilibert. »Der Hexer Geralt kann nicht umgekommen sein! Der Hexer hat die ihm vorherbestimmte Ciri gefunden und dann die Zauberin Yennefer, und alle drei haben lange und glücklich gelebt. Nicht wahr, Meister Rittersporn?«

»Aber das war doch eine Ballade, edle Fräuleins.« Der bierdurstige Gnom, der Hersteller von Eisenwaren, gähnte. »Was kann man von einer Ballade für Wahrheit verlangen? Wahrheit ist eine Sache, Poesie eine andere. Nehmen wir nur diese ... Wie hieß sie doch? Ciri? Dieses berühmte Überraschungskind. Ich war des Öfteren in Cintra und weiß, dass der König und die Königin dort kinderlos waren, sie hatten weder Sohn noch Tochter ...«

»Lüge!«, rief ein rothaariger Mann in einer Kutte aus Seehundsfell, der ein kariertes Tuch um die Stirn gebunden hatte. »Königin Calanthe, die Löwin von Cintra, hatte eine Tochter, Pavetta. Sie ist mit ihrem Mann bei einem Sturm ums Leben gekommen, die Strudel des Meeres haben sie verschlungen, beide.«

»Ihr seht selber, dass ich nicht lüge!«, rief der Eisenwarengnom alle als Zeugen an. »Pavetta, und nicht Ciri, hieß die Prinzessin von Cintra.«

»Cirilla, genannt Ciri, war die Tochter jener ertrunkenen Pavetta«, erklärte der Rothaarige.

»Sie war keine Prinzessin, sondern Fürstentochter von Cintra. Und sie war auch das dem Hexer vorherbestimmte Überraschungskind; sie war es, die die Prinzessin, noch ehe das Kind zu Welt kam, dem Hexer versprach, wie es Herr Rittersporn gesungen hat. Aber der Hexer konnte sie nicht finden und mitnehmen, da ist der Herr Dichter von der Wahrheit abgewichen.«

»Ist er, aber wie«, schaltete sich ein sehniger junger Mann ins Gespräch ein – der Kleidung nach zu urteilen wohl ein Handwerksgeselle auf Wanderung, ehe er sein Meisterstück anfertigt und die Meisterprüfung ablegt. »Dem Hexer ist seine Vorherbestimmung entgangen. Cirilla ist während der Belagerung von Cintra umgekommen. Bevor sich Königin Calanthe vom Turm stürzte, hat sie mit eigener Hand der Fürstentochter den Tod gegeben, damit sie Nilfgaard nicht lebendig in die Fänge geriet.«

»Das war anders, ganz anders«, widersprach der Rothaarige. »Die Fürstentochter ist während des Gemetzels erschlagen worden, als sie versuchte, aus der Stadt zu entkommen.«

»Wie dem auch sei«, schrie der Eisenwarengnom, »der Hexer hat diese Ciri nicht gefunden! Der Dichter hat gelogen!«

»Aber schön hat er gelogen«, sagte die Elfe mit der Toque und schmiegte sich an den hochgewachsenen Elf.

»Es geht nicht um die Poesie, sondern um die Tatsachen!«, rief der Eisenwarenhändler. »Ich sage, die Fürstentochter ist von der Hand ihrer eigenen Großmutter umgekommen. Jeder, der in Cintra war, kann das bestätigen!«

»Und ich sage, dass sie auf der Straße erschlagen wurde, als sie zu fliehen versuchte«, teilte der Rothaarige mit. »Ich stamme zwar nicht aus Cintra, aber ich weiß das, weil ich bei der Mannschaft des Jarls von Skellige war, der Cintra im Krieg unterstützt hat. Der König von Cintra, Eist Tuirseach, stammt bekanntlich von den Skellige-Inseln, er war der Onkel des Jarls. Ich aber habe in der Mannschaft des Jarls in Marnadal und in Cintra gekämpft, und dann, nach der Niederlage, bei Sodden ...«

»Noch ein Mitkämpfer«, knurrte Sheldon Skaggs an die ihn umringenden Zwerge gewandt. »Lauter Helden und Krieger. He, Leute! Ist unter euch wenigstens einer, der nicht in Marnadal oder bei Sodden gekämpft hat?«

»Spott ist fehl am Platze, Skaggs«, sagte der hochgewachsene Elf tadelnd und legte der Schönheit mit der Toque den Arm um die Schultern, um bei den anderen Bewunderern jeden Zweifel zu zerstreuen. »Bilde dir nur nicht ein, dass nur du bei Sodden gekämpft hast. Ich beispielsweise habe auch an dieser Schlacht teilgenommen.«

»Fragt sich, auf welcher Seite«, flüsterte Freiherr Vilibert Radcliffe so zu, dass es gut zu hören war, doch der Elf ignorierte es völlig.

»Wie allgemein bekannt«, fuhr er fort, ohne den Freiherrn und den Zauberer auch nur eines Blickes zu würdigen, »haben in der zweiten Schlacht um Sodden an die hunderttausend Krieger im Felde gestanden, von denen mindestens dreißigtausend gefallen sind oder versehrt wurden. Herrn Rittersporn gebührt Dank, dass er in einer seiner Balladen diesen berühmten, aber auch schrecklichen Kampf für die Ewigkeit bewahrt hat. Sowohl in den Worten als auch in der Melodie dieses Liedes habe ich nicht Lobpreis gehört, sondern Warnung. Abermals, Lob und ewiger Ruhm gebühren dem Herrn Dichter für eine Ballade, die vielleicht dazu beiträgt, dass sich eine Wiederholung der Tragödie, die dieser grausame und nutzlose Krieg war, in Zukunft vermeiden lässt.«

»Wahrlich«, sagte Freiherr Vilibert und blickte den Elf herausfordernd an. »Merkwürdige Dinge habt Ihr aus der Ballade herausgehört, werter Herr. Ein nutzloser Krieg, sagt Ihr? Ihr möchtet eine Tragödie in Zukunft gern vermeiden? Sollen wir das so verstehen, dass, wenn Nilfgaard uns wieder angreifen würde, Ihr zur Kapitulation rietet? Das Joch von Nilfgaard unterwürfig annehmen würdet?«

»Das Leben ist eine unschätzbare Gabe und muss bewahrt werden«, sagte der Elf kalt.

»Nichts rechtfertigt eine Schlächterei und Hekatomben, wie es beide Schlachten um Sodden waren, die verlorene und die gewonnene. Beide haben euch Menschen Tausende von Existenzen gekostet. Ihr habt ein unvorstellbares Potential verloren ...«

»Elfengerede!«, platzte Sheldon Skaggs heraus. »Dummes Geschwätz! Das war der Preis, der gezahlt werden musste, damit die anderen in Anstand und Frieden leben können, statt sich von den Nilfgaardern in Ketten legen, blenden, in die Schwefelgruben und Salzbergwerke prügeln zu lassen. Diejenigen, die den Heldentod gestorben sind und dank Rittersporn ewig in unserer Erinnerung leben werden, haben uns gelehrt, wie man sein Heim verteidigt. Singt Eure Balladen, Rittersporn, singt sie allen vor. Die Lehre wird nicht vergebens sein, sondern uns nützen, Ihr werdet es sehen! Denn heute oder morgen wird Nilfgaard wieder über uns kommen, denkt an meine Worte! Jetzt lecken sie sich die Wunden und erholen sich, aber der Tag ist nicht fern, da wir ihre schwarzen Mäntel und gefiederten Helme wieder zu Gesicht bekommen werden!«

»Was wollen sie von uns?«, rief Vera Loewenhaupt. »Warum haben sie es auf uns abgesehen? Warum lassen sie uns nicht in Ruhe leben und arbeiten? Was wollen sie, diese Nilfgaarder?«

»Unser Blut!«, brüllte Freiherr Vilibert.

»Und unser Land!«, schrie jemand aus der Menge der Bauern auf.

»Und unsere Weiber!«, sekundierte ihm Sheldon Skaggs und rollte drohend mit den Augen.

Ein paar Leute lachten auf, aber leise und heimlich. Denn obgleich es eine sehr komische Vorstellung war, dass jemand außer Zwergen auf die ungemein unattraktiven Zwergenfrauen aus sein könnte, so war es doch ein riskantes Thema für Späße, vor allem in Anwesenheit der kleinen, stämmigen und bärtigen Herrschaften, deren Äxte und Dolche die hässliche Angewohnheit hatten, unheimlich flink hinter den Gürteln hervorzuschnellen. Und die Zwerge, aus unerfindlichen Gründen durch und durch davon überzeugt, alle Welt sei auf ihre Frauen und Töchter scharf, waren in dieser Hinsicht überaus reizbar.

»Dazu musste es eines Tages kommen«, sagte plötzlich der grauhaarige Druide. »Das musste geschehen. Wir haben vergessen, dass wir nicht allein auf Erden sind, nicht der Nabel der Welt. Wie dumme, faule, vollgefressene Karpfen in einem trüben Teich glaubten wir nicht an die Existenz von Hechten. Wir haben zugelassen, dass unsere Welt wie jener Teich verschlammte, versumpfte und zu faulen begann. Blickt euch um – überall Verbrechen und Sünde, Gier, Gewinnsucht, Zank, Zwietracht, Sittenverfall, Missachtung aller Werte. Statt so zu leben, wie es die Natur uns heißt, haben wir begonnen, diese Natur zu vernichten. Und was kommt dabei heraus? Die Luft ist verpestet vom Gestank der Eisenhütten, Flüsse und Bäche sind von Schlachthöfen und Gerbereien verschmutzt, die Wälder werden auf Teufel komm raus abgeholzt ... Ha, sogar in die lebendige Rinde der heiligen Bleobheris, schaut nur, da gleich überm Kopf des Herrn Dichters, hat jemand mit dem Klappmesser einen widerlichen Ausdruck eingeritzt. Noch dazu fehlerhaft – nicht genug, dass das ein Vandale war, es war auch noch ein Ignorant, der nicht schreiben kann. Was wundert ihr euch? Das musste ein böses Ende nehmen ...«

»Ja, ja!«, fiel der dicke Priester ein. »Besinnt euch, ihr Sünder, ehe es zu spät ist, denn der Zorn der Götter und die Vergeltung sind über euch! Denkt an die Weissagung von Itlina, an die prophetischen Worte von der Strafe der Götter, die das von Verbrechen vergiftete Geschlecht heimsuchen wird! Erinnert euch:

›Es kommt die Zeit der Verachtung, und der Baum wird sein Laub verlieren, die Knospe wird verdorren, die Frucht verfault und das Korn wird bitter, und in den Flusstälern strömt statt Wasser Eis. Und es wird kommen die Weiße Kälte und danach das Weiße Licht, und die Welt wird im Frost ersterben.‹ So spricht die Prophetin Itlina! Doch bevor das geschieht, werden Zeichen erscheinen und Plagen hereinbrechen, denn vergesst nicht, Nilfgaard ist eine Gottesstrafe! Das ist die Geißel, mit der die Unsterblichen euch Sünder züchtigen, damit ihr ...«

»Ach, haltet den Mund, Hochwürden!«, blaffte Sheldon Skaggs und stampfte mit dem schweren Stiefel auf. »Es wird einem ganz übel von Eurem Aberglauben und Gefasel! Die Gedärme drehen sich einem um ...«

»Vorsicht, Sheldon«, unterbrach ihn der hochgewachsene Elf mit einem Lächeln.

»Spotte nicht über eine fremde Religion. Das ist weder schön noch anständig, noch ... ungefährlich.«

»Ich spotte über nichts«, widersprach der Zwerg. »Ich ziehe die Existenz der Götter nicht in Zweifel, aber es bringt mich auf, wenn jemand sie in die irdischen Angelegenheiten hineinzieht und einem mit den Prophezeiungen irgendeiner verrückten Elfe den Kopf vernebelt. Die Nilfgaarder sollen also ein Werkzeug der Götter sein? Unsinn! Denkt, ihr Menschen, zurück an die Zeiten von Desmond, Radowid, Sambuk, an die Zeiten von Abrad Alteiche! Ihr erinnert euch nicht, weil euer Leben kurz ist wie das einer Eintagsfliege, aber ich weiß es noch und will euch daran erinnern, wie es war, hier in diesen Landstrichen, gleich nachdem ihr an der Jarugamündung und im Pontardelta aus euren Booten gestiegen seid. Aus der Besatzung von vier angekommenen Schiffen wurden drei Königreiche gebildet, und später haben die Stärkeren die Schwächeren geschluckt und so ihre Macht gestärkt. Sie haben andere unterworfen, sie sich einverleibt, und die Königreiche wuchsen, wurden immer größer und stärker. Und jetzt macht Nilfgaard dasselbe, denn das ist ein starkes und einiges, strenges und geschlossenes Land. Und wenn ihr euch nicht ebenso zusammenschließt, wird Nilfgaard euch schlucken, genau wie der Hecht den Karpfen, wie unser weiser Druide gesagt hat!«

»Sollen sie es nur versuchen!« Donimir von Troy warf sich in die mit drei Löwen verzierte Brust und ruckte geräuschvoll am Schwert in der Scheide. »Wir haben sie bei Sodden Mores gelehrt, wir können es auch ein zweites Mal tun!«

»Ihr bildet euch gar zu viel ein«, knurrte Sheldon Skaggs. »Ihr habt anscheinend vergessen, Herr Ritter, dass Nilfgaard vor der zweiten Auseinandersetzung bei Sodden wie eine eiserne Walze durch eure Länder gefahren ist und mit den Leichen von Angebern Eures Schlages die Felder von Marnadal bis ins Flussland übersät hat. Und Einhalt haben den Nilfgaardern auch nicht solche Schreihälse wie Ihr geboten, sondern die vereinigten Streitkräfte von Temerien, Redanien, Aedirn und Kaedwen. Gemeinsames Sinnen und einheitliches Handeln – das hat sie aufgehalten!«

»Nicht nur«, sagte Radcliffe volltönend, aber sehr kalt. »Nicht nur das, Herr Skaggs.«

Der Zwerg räusperte sich laut, schnäuzte sich, schurrte mit den Stiefeln, worauf er sich leicht zu dem Zauberer hin verneigte.

»Niemand wird Euren Konfratres die Verdienste absprechen«, sagte er. »Schande über den, der nicht das Heldentum der Zauberer auf der Anhöhe von Sodden würdigt, denn sie haben sich wacker geschlagen, haben ihr Blut für die gemeinsame Sache vergossen,

haben wacker zum Sieg beigetragen. Herr Rittersporn hat sie in seiner Ballade nicht vergessen, und auch wir werden sie nicht vergessen. Doch bedenkt, dass jene Zauberer vereint und solidarisch auf der Anhöhe kämpften, dass sie die Führung des Vilgefortz akzeptierten, so wie wir, die Krieger der Vier Königreiche, den Oberbefehl Wisimirs anerkannt haben. Schade nur, dass diese Eintracht und Solidarität nur für die Zeit des Krieges ausgereicht hat. Denn jetzt, wo Frieden ist, haben wir uns wieder gespalten. Wisimir ist sich mit Foltest über Fragen des Zolls und des Stapelrechts uneins, Demawend von Aedirn zankt sich mit Henselt um die Nördliche Monarchie, und der Liga von Hengfors und den Thysseniden von Kovir geht das alles sonst wo vorbei. Und auch unter den Zauberern sucht man, wie ich gehört habe, heute vergebens nach der früheren Eintracht. Bei euch gibt es keine Geschlossenheit, keine Disziplin, keine Einheit. Aber in Nilfgaard gibt es das alles!«

»Über Nilfgaard herrscht Emhyr var Emreis, ein Tyrann und Monarch, der Gehorsam mit Peitsche, Strick und Beil erzwingt!«, donnerte Freiherr Vilibert. »Was schlagt Ihr uns da vor, Herr Zwerg? Wozu sollen wir uns zusammenschließen? Zu einer ähnlichen Tyrannei? Und welcher König, welches Königreich sollte Eurer Ansicht nach sich die Übrigen unterordnen? In wessen Hand würdet Ihr gern Zepter und Knute sehen?«

»Was kümmert mich das?« Skaggs zuckte mit den Schultern. »Das sind eure Menschenangelegenheiten. Egal, wen ihr schließlich zum König macht, es wird jedenfalls kein Zwerg sein.«

»Und auch kein Elf, nicht einmal ein Halbelf«, fügte der hochgewachsene Vertreter des Älteren Volkes hinzu, während er abermals den Arm um die Schönheit mit der Toque legte. »Sogar einen Viertelelf haltet ihr für den letzten Dreck ...«

»Da drückt Euch der Schuh.« Vilibert lächelte.

»Ihr stoßt in dasselbe Horn wie Nilfgaard, denn Nilfgaard redet auch immerzu von Gleichheit, verspricht euch die Rückkehr zu den alten Zuständen, wenn es uns nur besiegt und aus diesen Ländern hinauswirft. So eine Einheit also, so eine Gleichheit schwebt Euch vor, von so einer redet, so eine verkündet Ihr! Weil Nilfgaard Euch dafür mit Gold bezahlt! Und es ist kein Wunder, dass ihr einander so gern habt, denn das ist ja eine Elfenrasse, diese Nilfgaarder ...«

»Unsinn«, sagte der Elf kalt. »Ihr redet Dummheiten, Herr Ritter. Der Rassismus macht Euch offensichtlich blind. Die Nilfgaarder sind genau solche Menschen wie Ihr.«

»Das ist eine Lüge! Sie sind die Nachkommen von Schwarzen Seidhe, das weiß jeder! In ihren Adern fließt das Blut von Elfen. Elfenblut!«

»Und was fließt in Euren Adern?« Der Elf lächelte spöttisch. »Wir vermischen unser Blut seit Generationen, seit Jahrhunderten, wir und ihr, das gelingt uns bestens, ich weiß nicht, ob zum Glück oder zum Unglück. Es ist kein Vierteljahrhundert her, dass ihr begonnen habt, gemischte Verbindungen zu verdammen, übrigens mit kläglichem Erfolg. Und jetzt zeigt mir einen Menschen ohne Beimischung von Seidhe Ichaer, vom Blut des Älteren Volkes.«

Vilibert lief sichtlich rot an. Auch Vera Loewenhaupt errötete bis über die Ohren. Der Zauberer Radcliffe senkte den Kopf und hüstelte. Interessanterweise wurde auch die schöne Elfe mit der Hermelintoque rot.

»Wir alle sind Kinder von Mutter Erde«, ertönte leise die Stimme des grauhaarigen Druiden. »Wir sind Kinder von Mutter Natur. Und obwohl wir unsere Mutter nicht achten, obwohl wir ihr manchmal Kummer und Schmerz zufügen, obwohl wir ihr das Herz brechen, liebt sie uns, liebt uns alle. Lasst uns dessen eingedenk sein, die wir hier versammelt sind, am Ort der Freundschaft. Und wir wollen uns nicht streiten, wer von uns zuerst hier war, denn zuerst wurde von einer Welle die Eichel angespült, und aus der Eichel keimte die Große Bleobheris, die Älteste von allen Eichen. Wenn wir unter den Ästen der Bleobheris stehen, zwischen ihren zeitlosen Wurzeln, wollen wir nicht unsere eigenen, brüderlichen Wurzeln vergessen, die Erde, aus der diese Wurzeln erwachsen. Denken wir an die Worte aus dem Lied des Dichters Rittersporn ...«

»Genau!«, rief Vera Loewenhaupt. »Wo ist er eigentlich?«

»Er hat sich verdrückt«, stellte Sheldon Skaggs mit einem Blick auf den leeren Platz unter der Eiche fest. »Hat das Geld genommen und sich ohne Abschied verdrückt. Wahrlich auf Elfenart!«

»Auf Zwergenart!«, piepste der Eisenwaren- Gnom.

»Auf Menschenart«, berichtigte der hochgewachsene Elf, und die Schönheit mit der Toque legte den Kopf an seine Schulter.

»He, Spielmann«, sagte Madame Lantieri, als sie ohne anzuklopfen ins Zimmer kam und eine Geruchswolke von Hyazinthen, Schweiß, Bier und Rauchfleisch vor sich hertrieb. »Du hast Besuch. Kommt herein, ehrenwerter Herr.«

Rittersporn strich sich die Haare zurecht und richtete sich in dem riesigen geschnitzten Lehnstuhl auf. Die beiden Mädchen sprangen hurtig von seinen Knien, bedeckten ihre Reize, zogen die offenherzigen Hemden zusammen. Die Scham der Dirnen, dachte der Dichter, wirklich kein übler Titel für eine Ballade. Er stand auf, zog den Gürtel zu und legte das Wams an, während er den auf der Schwelle stehenden Edelmann ansah.

»In der Tat«, sagte er, »Ihr versteht es immer, mich zu finden, obwohl Ihr selten den passenden Moment wählt. Zu Eurem Glück hatte ich noch nicht entschieden, welche von den beiden Hübschen ich vorziehe. Und bei deinen Preisen, Lantieri, kann ich mir nicht beide leisten.«

Madame Lantieri lächelte verständnisinnig, klatschte in die Hände. Die beiden Mädchen – eine hellhäutige, sommersprossige von den Inseln und eine dunkelhaarige Halbelfe – verließen eilig das Zimmer. Der auf der Schwelle stehende Mann legte den Mantel ab und reichte ihn Madame Lantieri zusammen mit einem kleinen, aber prall gefüllten Beutel.

»Entschuldigt, Meister«, sagte er, trat näher und setzte sich an den Tisch. »Ich weiß, dass ich Euch zur Unzeit behellige. Aber Ihr seid unter der Eiche so plötzlich verschwunden ... Ich habe Euch auf der Landstraße nicht eingeholt, wie ich es vorhatte, und im Städtchen nicht sofort Eure Spur gefunden. Seid versichert, ich werde nicht viel von Eurer Zeit in Anspruch nehmen ...«

»Das sagt Ihr immer, und immer ist es Schwindel«, fiel ihm der Barde ins Wort.

»Lass uns allein, Lantieri, und achte darauf, dass wir nicht gestört werden. Ich höre, mein Herr.«

Der Mann musterte ihn mit forschendem Blick. Er hatte dunkle, feuchte, wie tränende Augen, eine spitze Nase und unschöne, schmale Lippen.

»Ich komme ungesäumt zur Sache«, erklärte er, sobald sich die Tür hinter der Madame geschlossen hatte. »Mich interessieren Eure Balladen, Meister. Genauer gesagt, gewisse Personen, von denen Ihr singt. Mich beschäftigen die wahren Schicksale der Helden Eurer Balladen. Denn wenn ich mich nicht irre, haben Euch doch die wirklichen Schicksale realer Personen zu den schönen Werken inspiriert, die wir unter der Eiche gehört haben? Ich meine ... Ich meine die kleine Cirilla von Cintra. Die Enkelin von Königin Calanthe.«

Rittersporn schaute zur Decke, trommelte mit den Fingern auf den Tisch. »Mein werter Herr«, sagte er trocken. »Für seltsame Dinge interessiert Ihr Euch. Nach sonderbaren Dingen fragt Ihr. Ich habe den Eindruck, dass Ihr nicht der seid, für den ich Euch gehalten habe.«

»Und für wen habt Ihr mich gehalten, wenn ich fragen darf?«

»Ich weiß nicht, ob Ihr dürft. Das wird davon abhängen, ob Ihr mir jetzt Grüße von unseren gemeinsamen Bekannten bestellt. Das hättet Ihr gleich zu Beginn tun sollen, aber Ihr habt es irgendwie vergessen.«

»Ich habe es keineswegs vergessen.« Der Mann griff in eine Innentasche der sepiafarbenen Samtjacke und holte einen zweiten Beutel hervor, etwas größer als derjenige, den er der Kupplerin ausgehändigt hatte, aber ebenso prall und verheißungsvoll klingend, als er auf die Tischplatte traf. »Wir haben einfach keine gemeinsamen Bekannten, Rittersporn. Aber ob dieser Beutel nicht imstande ist, dieses Manko auszugleichen?«

»Was gedenkt Ihr für diese dürre Geldkatze zu kaufen?« Der Troubadour verzog den Mund.

»Das ganze Bordell von Madame Lantieri und den umliegenden Grund und Boden?«

»Sagen wir, ich gedenke die Kunst zu fördern. Und einen Künstler. Um mit dem Künstler über sein Schaffen plaudern zu können.«

»So sehr liebt Ihr die Kunst, mein Herr? Und so sehr drängt es Euch zu einem Gespräch mit dem Künstler, dass Ihr versucht, ihm Geld aufzudrängen, noch ehe Ihr Euch ihm vorgestellt habt, womit Ihr die elementarsten Regeln des Anstandes verletzt?«

»Zu Beginn unseres Gesprächs« – der Unbekannte kniff um ein Winziges die dunklen Augen zusammen – »hat mein Inkognito Euch nicht gestört.«

»Aber jetzt stört es mich allmählich.«

»Ich brauche mich meines Names nicht zu schämen«, sagte der Mann mit einem leichten Lächeln auf den dünnen Lippen. »Ich heiße Rience. Ihr kennt mich nicht, Meister Rittersporn, und das ist kein Wunder. Ihr seid zu bekannt und berühmt, um alle Eure Verehrer zu kennen. Aber jedem Bewunderer Eures Talents kommt es so vor, dass er Euch kennt, Euch so gut kennt, dass eine gewisse Vertraulichkeit ganz und gar angemessen ist. Das betrifft auch mich, im vollen Umfang. Ich weiß, dass das eine irrige Annahme ist, entschuldigt freundlichst.«

»Ich entschuldige freundlichst.«

»Ich kann auch darauf rechnen, dass Ihr bereit seid, mir ein paar Fragen zu beantworten ...«

»Nein, das könnt Ihr nicht«, unterbrach ihn der Dichter von oben herab. »Nun entschuldigt Ihr freundlichst, aber ich diskutiere ungern über die Thematik meiner Werke, über Inspiration, über die Personen, die fiktiven wie auch die anderen. Das verdrängt nämlich die Poesie aus ihrer poetischen Schicht und führt zur Trivialität.«

»Tatsächlich?«

»Ganz entschieden. Denkt doch, wenn ich nach dem Vortrag der Ballade von der lustigen Müllerin verkünden würde, dass es sich dabei in Wahrheit um Zvirka handelt, die Frau des Müllers Schlammbeißer, und die Mitteilung hinzufügen würde, dass man sie jeden Donnerstag nach Herzenslust bumsen kann, weil der Müller donnerstags zum Markt fährt, dann wäre das schon keine Poesie mehr. Es wäre entweder Kuppelei oder widerwärtige Verleumdung.«

»Verstehe, verstehe«, sagte Rience rasch.

»Aber das ist wohl ein schlechtes Beispiel. Mich interessieren ja niemandes Sünden oder Verfehlungen. Ihr werdet niemanden bloßstellen, wenn Ihr auf meine Fragen antwortet. Ich brauche nur eine kleine Information: Was ist wirklich aus Cirilla geworden, der Fürstentochter von Cintra? Viele Leute behaupten, sie sei bei der Eroberung der Stadt umgekommen, es gibt sogar Augenzeugen dieses Ereignisses. Aus Eurer Ballade folgt indes, dass das Kind überlebt hat. Es interessiert mich wirklich, ob das Eure Erfindung ist oder eine Tatsache. Wahrheit oder Fiktion?«

»Euer Interesse freut mich außerordentlich«, anwortete Rittersporn mit breitem Lächeln.

»Ihr werdet lachen, Herr Wie-heißt-Ihr-doch- gleich, aber genau darum ging es mir, als ich die Ballade verfasste. Ich wollte die Zuhörer erbauen und ihr Interesse wecken.«

»Wahrheit oder Fiktion?«, wiederholte Rience kalt.

»Wenn ich das verriete, würde ich die Wirkung meiner Arbeit zunichtemachen. Leb wohl, Freund. Du hast die ganze Zeit ausgenutzt, die ich dir widmen konnte. Aber dort warten zwei von meinen Inspirationen, im Ungewissen, für welche ich mich entscheiden werde.«

Rience schwieg lange und schickte sich keineswegs zum Gehen an. Er betrachtete den Dichter mit seinem unsympathischen, feuchten Blick, und der Dichter spürte eine wachsende Unruhe. Von unten her, aus dem Gemeinschaftssaal des Bordells, drang ein fröhliches Stimmengewirr herauf, hin und wieder durchsetzt von hohem Damenkichern.

Rittersporn wandte den Kopf, wie um hochmütigen Ekel zu demonstrieren, schätzte aber in Wahrheit die Entfernung ab, die ihn von der Zimmerecke und dem Gobelin trennte, der eine Nymphe zeigte, die sich aus einem Krug Wasser über die Brüste rinnen ließ.

»Rittersporn«, ließ sich Rience schließlich vernehmen und steckte eine Hand in die Tasche der sepiabraunen Jacke. »Beantworte meine Fragen, ich bitte sehr. Ich muss die Antwort wissen. Das ist für mich unermesslich wichtig. Und glaube mir, für dich auch, denn wenn du im Guten antwortest ...«

»Was dann?«

Auf den dünnen Lippen erschien ein widerwärtiges Grinsen. »Dann werde ich dich nicht zum Reden zwingen müssen.«

»Pass auf, du Galgenstrick.« Rittersporn stand auf und tat so, als mache er eine drohende Miene. »Ich verabscheue Gewalt und Zwang.

Aber gleich werde ich Madame Lantieri rufen, und sie wird einen gewissen Klumpner kommen lassen, der in diesem Etablissement die ehren- und verantwortungsvolle Funktion des Rausschmeißers innehat. Das ist ein wahrer Künstler auf seinem Gebiet. Er tritt dich in den Hintern, und schon fliegst du über die Dächer dieser Stadt, so schön, dass die wenigen Passanten um diese Zeit dich für den Pegasus halten.«

Rience machte eine kurze Bewegung mit der Hand, und etwas blitzte darin auf. »Bist du sicher«, fragte er, »dass du noch rufen kannst?«

Rittersporn gedachte nicht herauszufinden, ob er es noch konnte. Auch zu warten gedachte er nicht. Noch ehe das Stilett in Riences Hand wirbelte und klickte, setzte er mit einem langen Sprung in die Zimmerecke, tauchte unter den Wandteppich mit der Nymphe, öffnete mit einem Fußtritt die Geheimtür und stürzte Hals über Kopf die gewundene Treppe hinab, geschickt dem glattgescheuerten Geländer folgend. Rience setzte ihm nach, doch der Dichter war sich seiner Sache sicher – er kannte den Geheimgang wie seine Westentasche, er hatte ihn so manches Mal auf der Flucht vor Gläubigern benutzt, vor eifersüchtigen Ehemännern und vor gewaltbereiten Konkurrenten, denen er hin und wieder Reime und Noten stahl. Er wusste, dass sich in der dritten Biegung eine Drehtür befand, hinter der eine Leiter in den Keller führte. Er war sich sicher, dass der Verfolger wie viele vor ihm nicht würde bremsen können, sondern weiterlaufen und auf die Falltür treten, worauf er im Schweinestall landen würde. Er war sich sicher, dass der schmerzhaft gefallene, mit Mist beschmierte und von den Schweinen bedrängte Verfolger keine Lust mehr haben würde, die Jagd fortzusetzen.

Rittersporn irrte sich, wie üblich, wenn er sich einer Sache sicher war. Hinter seinem Rücken blitzte plötzlich etwas bläulich auf, und der Dichter spürte, wie ihm ein Krampf durch Hände und Füße lief, dass sie taub und steif wurden. Er schaffte es nicht, vor der Drehtür zu bremsen, die Beine versagten ihm den Dienst. Er schrie auf und stürzte die Treppe hinab, prallte gegen die Wände. Mit trockenem Knacken öffnete sich unter ihm die Falltür, der Troubadour fiel hinab in Dunkelheit und Gestank. Noch ehe er auf dem Boden aufschlug und das Bewusstsein verlor, fiel ihm ein, dass Madame Lantieri etwas von einer Reparatur des Schweinestalls gesagt hatte.

Zu sich kam er vom Schmerz in den gefesselten Händen und in den Armen, die man ihm grausam in den Schultergelenken verdreht hatte. Er wollte schreien, konnte es aber nicht; ihm war, als habe man ihm die Mundhöhle mit Lehm zugeschmiert. Er kniete auf einem Lehmboden, und eine knirschende Leine zog ihn an den Armen in die Höhe. Um den Schmerz in den Armen zu mildern, versuchte er aufzustehen, doch seine Beine waren ebenfalls gefesselt. Atemlos gelang es ihm trotzdem, auf die Füße zu kommen, wobei ihm die Schnur, die ihn gnadenlos nach oben zog, eine große Hilfe war.

Vor ihm stand Rience, und seine bösen, feuchten Augen glänzten im Licht der Laterne, die ein daneben stehender, fast zwei Meter großer, unrasierter Kerl hielt. Ein zweiter Kerl, sicherlich nicht kleiner, stand hinter ihm. Rittersporn hörte ihn atmen und roch den Gestank alten Schweißes. Es war dieser Zweite, Stinkende, der an der Leine zog, die an den Handgelenken des Dichters befestigt war und über einen Balken lief.

Rittersporns Füße lösten sich vom Boden. Der Dichter wimmerte laut durch die Nase, zu etwas anderem war er nicht imstande.

»Genug«, sagte Rience endlich, fast sofort, doch Rittersporn kam es wie eine Ewigkeit vor. Er berührte den Boden, doch niederknien konnte er beim besten Willen nicht – die straffe Leine hielt ihn weiter gespannt wie eine Saite.

Rience trat näher. Sein Gesicht zeigte keinerlei Regung, die tränenden Augen hatten nicht im Mindesten ihren Ausdruck verändert. Auch die Stimme, mit der er sprach, war ruhig, leise, geradezu ein wenig gelangweilt.

»Du lausiger Versschmied. Du Abschaum. Du Stück Dreck. Du eingebildete Null. Mir wolltest du entkommen? Mir ist noch niemand entkommen. Wir sind mit unserem Gespräch noch nicht am Ende, du Witzfigur, du Hornochse. Ich habe dich etwas gefragt, unter weitaus angenehmeren Bedingungen. Jetzt wirst du meine Fragen beantworten, aber unter weitaus weniger angenehmen Umständen. Du wirst doch antworten?«

Rittersporn nickte heftig. Erst jetzt lächelte Rience. Und gab ein Zeichen. Der Barde wimmerte verzweifelt, als er spürte, wie sich die Leine spannte und die nach hinten verdrehten Arme in den Gelenken knirschten.

»Du kannst nicht sprechen«, stellte Rience fest, noch immer mit seinem falschen Lächeln.

»Das tut weh, was? Du musst wissen, dass ich dich vorerst zum eigenen Vernügen hochziehe, ich schaue schrecklich gern zu, wie es jemandem wehtut. Na, noch ein bisschen höher.«

Fast wäre Rittersporn an seinem Wimmern erstickt.

»Genug«, befahl Rience schließlich, worauf er an den Dichter herantrat und ihn beim Jabot packte. »Pass auf, Hähnchen. Ich werde jetzt den Bann lösen, damit du reden kannst. Aber wenn du versuchst, deine hübsche Stimme lauter als notwendig zu erheben, wird es dir leidtun.«

Er machte ein Handbewegung, berührte mit seinem Ring die Wange des Dichters, und Rittersporn spürte, wie das Gefühl in Kinnlade, Zunge und Gaumen zurückkehrte.

»Jetzt«, fuhr Rience leise fort, »werde ich dir ein paar Fragen stellen, und du wirst darauf antworten, fließend, rasch und erschöpfend. Wenn du aber auch nur einen Augenblick lang zögerst oder stockst, wenn du mir den geringsten Anlass gibst, an der Wahrheit deiner Worte zu zweifeln ... Schau nach unten.«

Rittersporn gehorchte. Entsetzt stellte er fest, dass von den Fesseln um seine Fußgelenke eine kurze Schnur zu einem Eimer führte, der mit Kalk gefüllt war.

»Wenn ich Anweisung gebe, dich höher zu ziehen«, sagte Rience mit grausamem Lächeln,

»und zusammen mit dir diesen Eimer, dann wirst du die Hände gewiss nicht mehr gebrauchen können. Ich bezweifle, dass du danach noch imstande sein wirst, die Laute zu spielen. Ich bezweifle es wirklich. Daher nehme ich an, dass du reden wirst. Habe ich recht?«

Rittersporn bestätigte es nicht, weil er vor Angst weder den Kopf bewegen konnte noch ein Wort herausbrachte. Rience machte nicht den Eindruck, dass er auf eine Bestätigung Wert legte.

»Ich, versteht sich«, teilte er mit, »werde sofort wissen, ob du die Wahrheit sagst, ich durchschaue auf der Stelle jede Ausflucht, lasse mich weder von poetischen Kunststückchen noch von verquaster Allgemeinbildung täuschen. Das ist eine Kleinigkeit für mich, wie es eine Kleinigkeit war, dich auf der Treppe zu lähmen. Ich rate dir also, Halunke, wäge jedes Wort. Aber schade um die Zeit, fangen wir an. Wie du weißt, interessiert mich die Heldin einer deiner schönen Balladen, die Enkelin der Königin Calanthe von Cintra. Die Fürstentochter Cirilla, mit Kosenamen Ciri genannt. Nach Augenzeugenberichten ist dieses Persönchen vor zwei Jahren bei der Eroberung der Stadt ums Leben gekommen. In der Ballade hingegen schilderst du anschaulich und rührend ihre Begegnung mit jenem sonderbaren, geradezu legendären Individuum, diesem ... Hexer Geralt. Wenn man das poetische Gefasel von der Vorherbestimmung und den Wegen des Schicksals außer Acht lässt, folgt aus der Ballade, dass das Kind den Kampf um Cintra heil überstanden hat. Ist das wahr?«

»Ich weiß nicht ...«, ächzte Rittersporn. »Bei den Göttern, ich bin nur ein Dichter! Ich habe dies und jenes gehört, und den Rest ...«

»Ja?«

»Den Rest habe ich mir ausgedacht. Ausgesponnen! Ich weiß nichts!«, heulte der Barde auf, als er sah, dass Rience dem Stinkenden ein Zeichen gab, und fühlte, wie sich die Leine straffer spannte. »Ich lüge nicht!«

»Stimmt.« Rience nickte. »Du lügst nicht einfach, das würde ich spüren. Aber irgendwie redest du drum herum. Du hättest dir die Ballade nicht einfach so ausgedacht, ohne Grund. Und diesen Hexer kennst du ja. Du bist wiederholt in seiner Gesellschaft gesehen worden. Also rede, Rittersporn, wenn dir deine Gelenke lieb sind. Alles, was du weißt.«

»Diese Ciri«, presste der Dichter hervor, »war dem Hexer vorherbestimmt. Ein sogenanntes Überraschungskind ... Ihr habt sicherlich davon gehört, es ist eine bekannte Geschichte. Ihre Eltern hatten gelobt, sie dem Hexer zu übergeben ...«

»Die Eltern sollten das Kind diesem wahnsinnigen Mutanten übergeben? Diesem gedungenen Mörder? Du lügst, Versschmied. Solche Märchen kannst du den Weibern vorsingen.«

»So war es, ich schwöre es bei der Seele meiner Mutter«, schluchzte Rittersporn. »Ich weiß es aus sicherer Quelle ... Der Hexer ...«

»Red von dem Mädchen. Der Hexer interessiert mich vorerst nicht.«

»Ich weiß nichts über das Mädchen! Ich weiß nur, dass der Hexer nach Cintra geritten ist, um sie zu holen, als der Krieg ausbrach. Ich bin ihm damals begegnet. Von mir hat er von dem Gemetzel erfahren, vom Tod Calanthes ... Er hat mich nach dem Kind gefragt, nach der Enkelin der Königin ... Aber ich wusste ja, dass in Cintra alle umgekommen waren, dass in der letzten Bastion keine Menschenseele am Leben geblieben war ...«

»Rede. Weniger Metaphern. Mehr Tatsachen!«

»Als der Hexer vom Fall Cintras und von dem Gemetzel erfuhr, gab er die Reise auf. Wir flohen beide nach Norden. In Hengfors habe ich mich von ihm getrennt, seither habe ich ihn nicht gesehen ... Aber unterwegs hat er ein wenig von dieser ... dieser Ciri erzählt ... und von der Vorherbestimmung ... Also habe ich diese Ballade verfasst. Mehr weiß ich nicht, ich schwör’s!«

Rience schaute ihn unter gesenkten Brauen hervor an. »Und wo ist dieser Hexer gegenwärtig?«, fragte er. »Dieser gedungene Mörder von Ungeheuern, der poetische Schlächter, der sich gern über die Vorherbestimmung auslässt?«

»Ich habe gesagt, dass ich ihn zuletzt ...«

»Ich weiß, was du gesagt hast«, fiel ihm Rience ins Wort. »Ich höre aufmerksam zu, was du sagst. Und du hör mir aufmerksam zu. Antworte präzise auf die dir gestellten Fragen. Die Frage lautete wie folgt: Wenn seit über einem Jahr niemand den Hexer Geralt gesehen hat, wo hält er sich verborgen? Wo pflegt er sich verborgen zu halten?«

»Ich weiß nicht, wo das ist«, sagte der Troubadour rasch. »Ich lüge nicht. Ich weiß es wirklich nicht ...«

»Zu schnell, Rittersporn, zu schnell.« Rience lächelte böse. »Zu schnell. Du bist schlau, aber unvorsichtig. Du weißt nicht, sagst du, wo das ist. Aber ich wette, du weißt, *was*es ist.«

Rittersporn biss die Zähne zusammen. Vor Wut und Verzweiflung.

»Na?« Rience gab dem Stinkenden ein Zeichen. »Wo verbirgt sich der Hexer? Wie heißt dieser Ort?«

Der Dichter schwieg. Die Leine straffte sich, verdrehte ihm schmerzhaft die Arme, die Beine lösten sich vom Boden. Rittersporn heulte auf, abgehackt und kurz, denn der Ring des Zauberers knebelte ihn sofort.

»Höher, höher.« Rience stemmte die Arme in die Hüften. »Weißt du, Rittersporn, ich könnte dir magisch das Hirn sondieren, aber das ist anstrengend. Außerdem sehe ich gern zu, wie die Augen vor Schmerz aus den Höhlen treten. Und du wirst es ja doch sagen.«

Rittersporn wusste, dass er es sagen würde. Die an seinen Fußgelenken befestigte Schnur spannte sich, der kalkgefüllte Eimer rutschte knirschend über den Boden.

»Herr«, sagte plötzlich der zweite Kerl, verdeckte die Laterne mit seinem Umhang und spähte durch eine Ritze in der Stalltür. »Da kommt jemand. Anscheinend eins von den Mädchen.«

»Ihr wisst, was ihr zu tun habt«, zischte Rience. »Lösche die Laterne.«

Der Stinkende ließ die Leine los. Rittersporn fiel hilflos zu Boden, aber er sah noch, wie der mit der Laterne sich an die niedrige Tür stellte, während der Stinkende mit einem langen Messer auf der anderen Seite lauerte. Durch Ritzen in den Brettern schien das Licht des Bordells, der Dichter hörte von dort Stimmengewirr und Gesang.

Die Stalltür knarrte und ging auf, in der Öffnung stand eine nicht besonders große Gestalt, in einen Mantel gehüllt und mit einer runden, eng anliegenden Mütze. Das Mädchen zögerte einen Augenblick, trat dann über die Schwelle. Der Stinkende fiel sie an, stieß schwungvoll mit dem Messer zu. Und stürzte auf die Knie, denn er traf auf keinen Widerstand, fuhr der Gestalt durch die Gurgel wie durch Rauch. Denn die Gestalt war tatsächlich eine Rauchschwade, die schon zu zerfließen begann. Doch ehe sie ganz zerstoben war, stürmte eine andere Gestalt in den Stall, undeutlich, dunkel und flink wie ein Wiesel. Rittersporn sah, wie sie den Mantel dem mit der Laterne entgegenwarf und über den Stinkenden sprang, sah, wie etwas in ihrer Hand aufblitzte, hörte, wie der Stinkende zu keuchen begann und wild aufheulte. Der andere Kerl befreite sich von dem Mantel, sprang, holte mit einem Messer aus. Aus der Handfläche der dunklen Gestalt schoss zischend ein feuriger Blitz hervor, ergoss sich mit gespenstischem Knistern wie brennendes Öl über Gesicht und Brust des Mannes. Der Kerl brüllte durchdringend auf, im Stall breitete sich der widerwärtige Gestank verbrannten Fleisches aus.

Da griff Rience an. Der Zauber, den er wirkte, zerriss die Dunkelheit mit einem grellen blauen Licht, in dem Rittersporn eine schlanke Frau in Männerkleidung erblickte, die mit beiden Händen sonderbar gestikulierte. Er sah sie kaum eine Sekunde lang, denn der blaue Lichtschein verschwand abrupt inmitten von Getöse und blendenden Blitzen, und Rience fiel mit einem Wutschrei rückwärts, stürzte auf eine hölzerne Trennwand und durchbrach sie krachend. Die Frau in der Männerkleidung setzte ihm nach, in ihrer Hand blitzte ein Stilett auf. Abermals erfüllte Licht den Stall, diesmal gelbes, das aus einem leuchtenden Oval hervorströmte, welches plötzlich in der Luft erschienen war. Rittersporn sah, wie Rience vom Lehmboden auf- und in das Oval sprang, wo er augenblicklich verschwand. Das Oval verlor an Helligkeit, doch ehe es vollends erlosch, war die Frau bei ihm und schrie mit ausgestreckten Händen etwas Unverständliches. Etwas begann zu knistern und zu rauschen, und das verlöschende Oval flammte für einen Moment in lodernden Flammen auf. Von weitem, aus sehr weiter Ferne drang ein undeutliches Geräusch an Rittersporns Ohr, etwas, das sehr nach einem Schmerzensschrei klang. Das Oval erlosch vollends, im Stall herrschte wieder Dunkelheit. Der Dichter fühlte, wie die Kraft schwand, die ihm den Mund knebelte.

»Zu Hilfe!«, schrie er auf. »Hilfe!«

»Nimm dich zusammen, Rittersporn«, sagte die Frau, während sie sich neben ihn kniete und ihm mit Riences Stilett die Fesseln löste.

»Yennefer? Du bist es?«

»Du wirst doch wohl nicht behaupten, du wüßtest nicht mehr, wie ich aussehe. Und meine Stimme dürfte deinem musikalischen Ohr nicht fremd sein. Kannst du aufstehen? Haben sie dir keine Knochen gebrochen?«

Rittersporn erhob sich mit Mühe, stöhnte, rieb sich die eingeschlafenen Arme. »Was ist mit denen?« Er zeigte auf die am Boden liegenden Körper.

»Das stellen wir fest.« Die Zauberin ließ das zusammengeklappte Stilett aufschnappen.

»Einer muss leben. Ich hätte ein paar Fragen an ihn.«

»Der da« – der Troubadour blieb vor dem Stinkenden stehen – »scheint zu leben.«

»Das glaube ich nicht«, konstatierte Yennefer gleichmütig. »Dem habe ich den Kehlkopf und die Halsschlagader durchgetrennt. Vielleicht ist noch etwas Leben in ihm, aber nicht mehr lange.«

Rittersporn erschauderte. »Du hast ihm den Hals durchgeschnitten?«

»Wenn ich nicht aus angeborener Vorsicht eine Illusion vorausgeschickt hätte, würde ich jetzt dort liegen. Sehen wir uns den anderen an ... Verdammt. Schau, so ein Trumm von einem Kerl, und hat es nicht ausgehalten. Schade, schade ...«

»Er lebt auch nicht mehr?«

»Hat den Schock nicht überstanden. Hmm ... Ich habe ihn etwas zu heftig geröstet ... Schau, sogar die Zähne sind verkohlt ... Was hast du, Rittersporn? Musst du dich übergeben?«

»Muss ich«, antwortete der Dichter undeutlich, krümmte sich und lehnte den Kopf an die Wand des Stalles.

»Ist das alles?« Die Zauberin stellte den Becher hin, langte nach dem Bratenspieß mit den Hühnchen. »Hast du nirgends geschwindelt? Nichts ausgelassen?«

»Nichts. Außer dem Dank. Ich danke dir, Yennefer.«

Sie schaute ihm in die Augen, deutete ein Nicken an, ihre schwarz glänzenden Locken wogten, fielen auf die Schultern herab. Sie legte ein gebratenes Hühnchen auf den Holzteller und begann es geschickt zu zerteilen. Sie benutzte Messer und Gabel. Rittersporn hatte bisher nur eine Person gekannt, die ebenso geschickt ein Hühnchen mit Messer und Gabel essen konnte. Jetzt wusste er, von wem Geralt das gelernt hatte. Ha, dachte er, kein Wunder, er hat fast ein Jahr lang mit ihr in ihrem Haus in Vengerberg gelebt, ehe er sich davongemacht hat; sie hat ihm so manche sonderbare Eigenart eingeimpft. Er zog das zweite Hühnchen vom Spieß, riss ohne zu überlegen eine Keule ab und begann sie abzunagen, wobei er sie demonstrativ mit beiden Händen hielt.

»Woher wußtest du es?«, fragte er. »Wie ist es dir gelungen, mir rechtzeitig zu Hilfe zu kommen?«

»Ich war während deines Auftritts unter der Bleobheris.«

»Ich habe dich nicht gesehen.«

»Ich wollte nicht gesehen werden. Später bin ich dir ins Städtchen gefolgt. Ich habe hier im Gasthof gewartet, ich konnte dir ja nicht gut dorthin folgen, wohin du gegangen warst, in dieses Etablissement zweifelhafter Freuden und eines unzweifelhaften Trippers. Aber schließlich bin ich ungeduldig geworden. Ich hab mich auf dem Hof umgesehen, als ich Stimmen zu hören meinte, die aus dem Schweinestall kamen. Ich schärfte mein Gehör, und da zeigte sich, dass das durchaus kein Sodomit war, wie ich zunächst vermutet hatte, sondern du. He, Wirt! Noch etwas Wein, bitte schön!«

»Sehr wohl, edle Dame. Kommt sofort!«

»Denselben wie vorher bitte, aber diesmal ohne Wasser. Wasser dulde ich nur im Bad, im Wein ist es mir zuwider.«

»Sehr wohl, sehr wohl!«

Yennefer schob den Teller weg. An dem Hühnchen, bemerkte Rittersporn, war noch genug Fleisch für ein Frühstück des Schankwirts und seiner Familie geblieben. Messer und Gabel waren zweifellos elegant, aber wenig effizient.

»Ich danke dir«, sagte er abermals, »für die Rettung. Dieser verfluchte Rience hätte mich nicht am Leben gelassen. Er hätte alles aus mir herausgeholt und mich wie einen Hammel abgeschlachtet.«

»Das glaube ich auch.« Sie schenkte sich und ihm Wein nach, hob den Becher. »Trinken wir also auf deine bewahrte Gesundheit, Rittersporn.«

»Auf deine, Yennefer«, erwiderte er den Trinkspruch. »Auf die Gesundheit, für die ich von heute an beten werde, wann immer sich Gelegenheit bietet. Ich stehe tief in deiner Schuld, schöne Dame, und werde diese Schuld in meinen Liedern begleichen. Ich werde darin den Mythos erschaffen, wie Zauberern fremdes Leid nicht gleichgültig ist, wie sie nicht zögern, fremden, armen, unglücklichen Sterblichen zu Hilfe zu kommen.«

»Nun ja.« Sie lächelte, deutete ein Zwinkern mit den schönen veilchenblauen Augen an.

»Der Mythos hätte seine Berechtigung, er wäre nicht ohne Grund entstanden. Aber du bist kein Fremder, Rittersporn. Ich kenne dich ja und habe dich gern.«

»Wirklich?« Auch der Dichter lächelte. »Wie geschickt du das bisher verborgen hast. Ich bin sogar der Ansicht begegnet, dass du mich nicht leiden kannst wie, ich zitiere: wie die Pest.«

»So war es einmal.« Die Zauberin wurde plötzlich ernst. »Dann habe ich meine Ansicht geändert. Dann war ich dir dankbar.«

»Wofür, wenn ich fragen darf?«

»Lassen wir das«, sagte sie und spielte mit dem leeren Becher. »Widmen wir uns wieder den wichtigeren Fragen. Denen, die man dir im Stall gestellt hat, wobei man dir die Arme aus den Gelenken gedreht hat. Wie war es wirklich, Rittersporn? Hast du Geralt tatsächlich seit eurer Flucht von der Jaruga nicht mehr gesehen? Hast du wirklich nicht gewusst, dass er nach Kriegsende in den Süden zurückgekehrt ist? Dass er schwer verwundet war, so schwer, dass sogar Gerüchte über seinen Tod aufgekommen sind? Du hast von nichts gewusst?«

»Nein. Ich habe es nicht gewusst. Ich habe mich lange Zeit in Pont Vanis am Hofe von Esterad Thyssen vergnügt. Und dann bei Niedamir in Hengfors ...«

»Du wusstest nicht ...« Die Zauberin nickte, knöpfte die Jacke auf. An ihrem Hals funkelte auf schwarzem Samt ein brillantenbesetzter Obsidianstern. »Du wusstest nicht, dass Geralt, nachdem er seine Wunden kuriert hatte, ins Flussland geritten ist? Du kannst dir nicht denken, wen er dort suchte?«

»Das kann ich mir denken. Aber ob er sie gefunden hat, weiß ich nicht.«

»Du weißt es nicht«, wiederholte sie. »Du, der für gewöhnlich alles weiß und von allem singt. Sogar von so intimen Dingen wie jemandes Gefühle. Unter der Bleobheris habe ich mir deine Balladen angehört, Rittersporn. Ein paar hübsche Verse hast du meiner Person gewidmet.«

»Die Dichtkunst«, murmelte er mit einem Blick auf das Hühnchen, »hat ihre eigenen Gesetze. Niemand soll sich gekränkt fühlen ...«

»›Haare wie ein Rabenflügel, wie ein Sturm bei Nacht‹«, zitierte Yennefer übertrieben pathetisch, »›in den veilchenblauen Augen schlummern Blitze ... ‹ Ging das so?«

»So hatte ich dich in Erinnerung.« Der Dichter lächelte ein wenig. »Wenn jemand behaupten will, diese Schilderung sei gelogen, der werfe den ersten Stein nach mir.«

»Ich weiß nur nicht« – die Zauberin presste kurz die Lippen zusammen –, »wer dich ermächtigt hat, meine inneren Organe zu beschreiben. Wie hieß es doch? ›Gleicht ihr Herz doch dem Juwel, das den Hals ihr schmückt, wie ein Diamant so hart, wie Demant so fühllos, schärfer als Obsidian, schlägt es Wunden tief ... ‹ Hast du dir das selber ausgedacht? Oder hat vielleicht ...« Ihr Mund zuckte, verzog sich. »Oder hast du dir vielleicht jemandes Behauptungen und Klagen angehört?«

»Hmm ...« Rittersporn räusperte sich, umging das riskante Thema. »Sag mir, Yennefer, wann hast du zum letzten Mal Geralt gesehen?«

»Das ist lange her.«

»Nach dem Krieg?«

»Nach dem Krieg ...« Yennefers Stimme veränderte sich geringfügig. »Nein, nach dem Krieg habe ich ihn nicht gesehen. Lange Zeit habe ich ... überhaupt niemanden gesehen. Aber zur Sache, Dichter. Ich bin ein wenig verwundert, dass du von nichts weißt und nichts gehört hast und trotzdem jemand ausgerechnet dich am Balken hochzieht, um Informationen zu bekommen. Beunruhigt dich das nicht?«

»Tut es.«

»Hör zu«, sagte sie und stellte den Becher geräuschvoll auf dem Tisch ab. »Hör aufmerksam zu. Streich diese Ballade aus deinem Repertoire. Sing sie nicht mehr.«

»Du meinst ...«

»Du weißt genau, was ich meine. Sing vom Krieg mit Nilfgaard. Sing von Geralt und von mir, damit schadest du uns weder noch nützt du uns, du machst nichts besser und nichts schlechter. Aber von dem Löwenjungen von Cintra sing nicht.«

Sie schaute sich um, vergewisserte sich, dass keiner von den um diese Zeit spärlichen Gästen lauschte, wartete, bis die Kellnerin die Tische abräumte, in die Küche ging.

»Versuche auch, Begegnungen unter vier Augen mit Leuten zu vermeiden, die du nicht kennst«, sagte sie leise. »Mit solchen, die vergessen, dich zuerst von gemeinsamen Bekannten zu grüßen. Du verstehst?«

Er blickte sie überrascht an. Yennefer lächelte.

»Grüße von Dijkstra, Rittersporn.«

Jetzt war es an dem Barden, sich erschrocken umzuschauen. Seine Verwunderung musste sichtlich sein und seine Miene komisch, denn die Zauberin erlaubte sich ein ziemlich spöttisches Grinsen.

»Apropos«, flüsterte sie und beugte sich über den Tisch. »Dijkstra bittet um einen Bericht. Du kommst aus Verden, und Dijkstra wüsste gern, was am Hofe von König Ervyll geredet wird. Er hat mich gebeten, dir auszurichten, dass der Bericht diesmal sachlich, ausführlich und auf keinen Fall in Versen abgefasst sein soll. In Prosa, Rittersporn. In Prosa.«

Der Dichter schluckte schwer, nickte. Er schwieg und überlegte, ob er eine Frage stellen sollte. Doch die Zauberin kam ihm zuvor.

»Es kommen schwere Zeiten«, sagte sie leise.

»Schwere und gefährliche. Eine Zeit der Veränderungen steht bevor. Es wäre schade, in der Überzeugung alt zu werden, dass man nichts unternommen hat, damit die bevorstehenden Veränderungen zum Besseren sind. Nicht wahr?«

Er nickte zustimmend, räusperte sich.

»Yennefer?«

»Ich höre, Dichter.«

»Die dort im Stall – ich wüsste gern, wer das war, was sie wollten, wer sie geschickt hat. Du hast beide getötet, aber es gehen Gerüchte, dass ihr sogar aus Leichen Informationen herausholen könnt.«

»Und davon, dass Nekromantie durch ein Edikt des Kapitels verboten ist, sagen die Gerüchte nichts? Gib Ruhe, Rittersporn. Diese Henkersknechte wussten sowieso nicht viel. Der, der geflohen ist ... Hmm ... Das ist etwas anderes.«

»Rience. Das war ein Zauberer, nicht wahr?«

»Ja. Aber kein besonders erfahrener.«

»Trotzdem ist er dir entkommen. Ich habe gesehen, auf welche Weise. Er hat sich teleportiert, nicht wahr? Hat das etwas zu besagen?«

»Hat es. Dass jemand ihm geholfen hat. Dieser Rience hatte weder genug Zeit noch genug Kraft, um das ovale Portal zu öffnen, das in der Luft schwebte. So ein Teleport ist kein Pappenstiel. Es ist klar, dass jemand anders es geöffnet hat. Jemand unvergleichlich Mächtigeres. Deshalb hatte ich Angst, ihn zu verfolgen, ohne zu wissen, wo ich herauskomme. Aber ich habe ihm eine ziemlich hohe Temperatur hinterhergeschickt. Er wird eine Menge Zaubersprüche und Elixiere brauchen, die gegen Verbrennungen helfen, und trotzdem wird er eine Zeitlang gebrandmarkt sein.«

»Vielleicht interessiert es dich, dass es ein Nilfgaarder war.«

»Glaubst du?« Yennefer richtete sich auf, nahm mit einer raschen Bewegung das Stilett aus der Tasche, drehte es in der Hand.

»Nilfgaarder Messer tragen jetzt viele Leute. Sie sind bequem und praktisch, man kann sie sogar im Dekolleté verbergen ...«

»Es geht nicht um das Messer. Als er mich ausfragte, benutzte er Ausdrücke wie ›die Schlacht um Cintra‹ und ›die Eroberung der Stadt‹ oder etwas in der Art. Ich habe nie gehört, dass jemand diese Ereignisse so genannt hätte. Für uns war das immer das Gemetzel von Cintra. Niemand sagt es anders.«

Die Zauberin hob die Hand, musterte die Fingernägel. »Schlau, Rittersporn. Du hast ein feines Gehör.«

»Eine Berufskrankheit.«

»Hm, welchen Beruf du wohl meinst?« Sie lächelte flüchtig. »Aber ich danke dir für die Information. Sie war wertvoll.«

»Mag das« – er erwiderte das Lächeln – »mein Beitrag zu einer Veränderung zum Besseren sein. Sag mir, Yennefer, warum interessiert sich Nilfgaard derart für Geralt und das Mädchen aus Cintra?«

»Steck deine Nase nicht da hinein.« Sie wurde plötzlich ernst. »Wie gesagt, du musst vergessen, was du jemals über die Enkelin Calanthes gehört hast.«

»Gewiss, das hast du gesagt. Aber ich suche keinen Stoff für eine Ballade.«

»Was also, zum Teufel, suchst du? Prügel?«

»Nehmen wir an«, sagte er leise, das Kinn auf die verschränkten Hände gestützt, und schaute der Zauberin in die Augen. »Nehmen wir an, dass Geralt dieses Kind tatsächlich gefunden und gerettet hat. Nehmen wir an, dass er schließlich doch begonnen hat, an die Kraft der Vorsehung zu glauben, und das gefundene Kind mitgenommen hat. Wohin? Rience hat versucht, das mit Foltern aus mir herauszupressen. Aber du weißt es, Yennefer. Du weißt, wo sich der Hexer verkrochen hat.«

»Ich weiß es.«

»Und du weißt, wie man dort hingelangt?«

»Auch das weiß ich.«

»Findest du nicht, dass du ihn warnen solltest? Ihm mitteilen, dass Leute vom Schlage dieses Rience ihn und das Mädchen suchen? Ich würde hinreiten, aber ich weiß wirklich nicht, wo das ist ... Der Ort, dessen Namen ich lieber nicht ausspreche ...«

»Zieh die Schlussfolgerung, Rittersporn.«

»Wenn du weißt, wo sich Geralt befindet, musst du hinreiten und ihn warnen. Du schuldest ihm etwas, Yennefer. Immerhin hat dich doch etwas mit ihm verbunden.«

»Gewiss«, bestätigte sie kalt. »Etwas hat mich mit ihm verbunden. Daher kenne ich ihn ein wenig. Er mochte es nicht, wenn man ihm Hilfe aufdrängte. Und wenn er Hilfe brauchte, suchte er sie bei Leuten, denen er vertraute. Seit diesen Ereignissen ist über ein Jahr vergangen, und ich ... habe von ihm keinerlei Nachricht bekommen. Was die Schuld betrifft, so schulde ich ihm ebenso viel wie er mir. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Dann werde ich hinreiten.« Er hob den Kopf.

»Sag mir ...«

»Ich werde es dir nicht sagen«, unterbrach sie ihn. »Viel zu riskant für dich, Rittersporn. Sie könnten sich wieder an dich heranmachen; je weniger du weißt, umso besser. Verschwinde von hier. Reite nach Redanien, zu Dijkstra und Philippa Eilhart, häng dich an den Hof von Wisimir. Und ich warne dich nochmals: Vergiss das Löwenjunge von Cintra. Vergiss Ciri. Gib vor, diesen Namen niemals gehört zu haben. Tu, worum ich dich bitte. Ich möchte nicht, dass dir etwas Böses zustößt. Dafür habe ich dich zu gern, verdanke ich dir zu viel.«

»Das hast du jetzt schon zum zweiten Mal gesagt. Was verdankst du mir, Yennefer?«

Die Zauberin wandte den Kopf ab, schwieg lange.

»Du bist mit ihm geritten«, sagte sie schließlich. »Dank dir war er nicht allein. Du warst ihm ein Freund. Du warst bei ihm.«

Der Barde senkte den Blick.

»Er hat nicht viel davon gehabt«, murmelte er.

»Nicht viel Nutzen von dieser Freundschaft. Er hatte meinetwegen hauptsächlich Scherereien. Immerzu musste er mich aus einer Bredouille befreien ... mir helfen ...«

Sie beugte sich über den Tisch, legte ihre Hand auf seine, drückte fest, ohne ein Wort zu sagen. In ihrem Blick lag Bedauern.

»Reite nach Redanien«, wiederholte sie nach einer Weile. »Nach Dreiberg. Dort stehst du unter dem Schutz von Dijkstra und Philippa. Versuch nicht, den Helden zu spielen. Du bist in eine gefährliche Sache hineingeraten, Rittersporn.«

»Das habe ich bemerkt.« Er verzog das Gesicht und rieb sich die schmerzende Schulter. »Ebendarum meine ich, dass man Geralt warnen muss. Nur du weißt, wo er zu finden ist. Du kennst den Weg. Ich nehme an, du warst dort schon ... zu Gast.«

Yennefer wandte sich ab. Rittersporn sah, wie sie die Lippen zusammenpresste, wie ein Muskel auf ihrer Wange zuckte.

»Ja doch, ich war schon dort«, sagte sie, und in ihrer Stimme schwang etwas unfasslich Sonderbares. »Ich bin dort schon zu Gast gewesen. Aber nie ungebeten.«

Der Wind heulte wütend auf, ließ die auf den Ruinen wachsenden Grasbüschel wogen, rauschte in den Weißdornbüschen und den hohen Dächern. Wolken zogen vor der Mondscheibe dahin, ließen für einen Augenblick Licht auf das Schloss fallen, erhellten den Burggraben und die Mauerreste mit bleichem, von Schatten durchwogtem Licht, zeigten Haufen von Schädeln, die die abgebrochenen Zähne bleckten und mit schwarzen Augenhöhlen ins Nichts blickten. Ciri schrie mit dünner Stimme auf und barg den Kopf unter dem Mantel des Hexers.

Die Stute, mit den Fersen gelenkt, trat vorsichtig über einen Ziegelhaufen unter einen zerbrochenen Bogen. Die Hufeisen klapperten über die Steinplatten und weckten in den Mauern gespenstische Echos, die der heulende Wind übertönte. Ciri zitterte und krallte die Hände in die Mähne.

»Ich fürchte mich«, flüsterte sie.

»Du brauchst dich vor nichts zu fürchten«, antwortete der Hexer und legte ihr die Hand auf die Schulter. »Auf der ganzen Welt gibt es keinen sichereren Ort. Das ist Kaer Morhen, die Heimstatt der Hexer. Hier stand einst ein schönes Schloss. Vor langer Zeit.«

Sie antwortete nicht, senkte nur tief den Kopf. Die Stute des Hexers, die Plötze hieß, wieherte leise, als wolle sie sie beruhigen.

Sie tauchten in einen dunklen Abgrund ein, in einen langen, endlosen Tunnel zwischen Säulen und Bögen. Plötze ging sicher und munter einher, ohne sich um die undurchdringliche Finsternis zu kümmern, klapperte frohgemut mit den Hufeisen auf dem Boden.

Vor ihnen, am Ende des Tunnels, flammte plötzlich eine senkrechte Linie rot auf. Sie wuchs, wurde breiter, wurde zu einem Tor, hinter dem Licht hervorbrach, der flackernde Schein von Fackeln, die in eisernen Haltern an den Wänden steckten. In der Tür stand eine schwarze, im Lichtschein verschwimmende Gestalt.

»Wer da?«, hörte Ciri eine böse, metallische Stimme fragen, die wie Hundegebell klang.

»Geralt?«

»Ja, Eskel. Ich bin es.«

»Komm herein.«

Der Hexer stieg ab, hob Ciri vom Sattel, stellte sie auf den Boden, drückte ihr das Bündel in die Hand, und sie packte es mit beiden Händen und bedauerte, dass es zu klein war, um sich dahinter ganz zu verstecken.

»Warte hier bei Eskel«, sagte er. »Ich führe Plötze in den Stall.«

»Komm ins Licht, Kleiner«, blaffte der Mann namens Eksel. »Bleib nicht im Dunkeln stehen.«

Ciri schaute zu seinem Gesicht auf und unterdrückte mit Mühe einen Schrei. Das war

kein Mensch. Obwohl er auf zwei Beinen stand, obwohl er nach Schweiß und Rauch roch, obwohl er gewöhnliche menschliche Kleidung trug, war das kein Mensch. Kein Mensch, dachte sie, kann so ein Gesicht haben.

»Na, worauf wartest du?«, wiederholte Eskel.

Sie rührte sich nicht. Aus dem Dunkel hörte sie das sich entfernende Klappern von Plötzes Hufeisen. Etwas Weiches und Quiekendes lief ihr über den Fuß. Sie sprang hoch.

»Bleib nicht im Dunkeln stehen, Jungchen, sonst nagen dir die Ratten die Stiefelschäfte durch.«

Ciri presste das Bündel an sich und ging rasch auf das Licht zu. Die Ratten huschten ihr quiekend unter den Füßen weg. Eskel beugte sich herab, nahm ihr das Bündel ab, schlug die Kapuze zurück.

»Verdammt«, murmelte er. »Ein Mädchen. Das hat gerade noch gefehlt.«

Sie schaute ihn erschrocken an. Eskel lächelte. Sie sah, dass es doch ein Mensch war, er hatte ein ganz normales Menschengesicht, nur entstellt von einer langen, hässlichen, halbrunden Narbe, die vom Mundwinkel über die ganze Wange bis zum Ohr verlief.

»Wenn du schon mal da bist, willkommen in Kaer Morhen«, sagte er. »Wie ruft man dich?«

»Ciri«, antwortete Geralt an ihrer Stelle und trat lautlos aus dem Dunkel. Eskel drehte sich um. Plötzlich, rasch, ohne ein Wort fielen sich die beiden Hexer in die Arme, drückten einander fest, für einen einzigen kurzen Augenblick.

»Du lebst, Wolf.«

»Ich lebe.«

»Schön.« Eskel nahm eine Fackel aus der Halterung. »Geht. Ich mache die Außentür zu, sonst zieht die Wärme hinaus.«

Sie gingen einen Korridor entlang. Ratten gab es auch hier, sie huschten die Wände entlang, quiekten aus der Tiefe dunkler Seitengänge, stoben von dem unsteten Lichtkreis der Fackel fort. Ciri schritt rasch aus, versuchte, mit den Männern Schritt zu halten.

»Wer überwintert, Eskel? Außer Vesemir?«

»Lambert und Coën.«

Sie stiegen eine steile und rutschige Treppe hinab. Unten war ein Lichtschein zu sehen. Ciri hörte Stimmen, roch Rauch.

Der Saal war riesig, erhellt vom Feuer in einem gewaltigen Kamin, von dem die Flammen ratternd in den Rauchfang emporschlugen. In der Mitte stand ein riesiger schwerer Tisch. An diesem Tisch hätten mindestens zehn Menschen Platz nehmen können. Es saßen drei da. Drei Menschen. Drei Hexer, berichtigte sich Ciri in Gedanken. Sie sah nur die Silhouetten vor dem Hintergrund des lodernden Feuers.

»Sei gegrüßt, Wolf. Wir haben auf dich gewartet.«

»Sei gegrüßt, Vesemir. Und ihr, Jungs. Es ist gut, wieder daheim zu sein.«

»Wen hast du zu uns gebracht?«

Geralt schwieg einen Augenblick lang, dann legte er Ciri die Hände auf die Schultern, schob sie sacht nach vorn. Sie ging ungeschickt, unsicher, stolpernd und gebückt, mit hängendem Kopf. Ich fürchte mich, dachte sie. Ich fürchte mich sehr. Als Geralt mich gefunden und mitgenommen hat, dachte ich, die Angst würde nicht wiederkehren, das sei nun vorbei ... Und nun bin ich statt daheim in diesem schrecklichen, dunklen, verfallenen Schloss, das voller Ratten und unheimlicher Echos ist ... Ich stehe wieder vor einer roten Feuerwand. Sehe bedrohliche schwarze Gestalten, sehe, wie mich böse, unheimlich blitzende Augen anschauen ...

»Wer ist dieses Kind, Wolf? Wer ist dieses Mädchen?«

»Sie ist meine ...« Geralt stockte. Sie fühlte seine kräftigen Hände auf den Schultern. Und plötzlich war die Furcht weg. War spurlos verschwunden. Das rote, knatternde Feuer verströmte Wärme. Nur Wärme. Die schwarzen Silhouetten waren die Silhouetten von Freunden. Von Beschützern. In den blitzenden Augen stand Neugier. Sorge. Und Unruhe ...

Geralts Hände fassten ihre Schultern fester.

»Sie ist unsere Vorherbestimmung.«

*Wahrlich, man findet nichts Abscheulicheres als jene Monster, wider jegliche Natur, so Hexer genannt werden, denn es sind die Früchte lästerlicher Zauberey und Teufeley.*

*Es sind Schurken sonder Tugend, Gewissen und Skrupel, wahre Geschöpfe der Hölle, zu nichts als zum Tödten geschickt. Und ist für ihresgleichen kein Platz unter ehrlichen Menschen.*

*Jenes Kaer Morhen aber, da selbige Ehrlosen hausen, wo sie ihren gräßlichen Praktiken frönen, muss hinweggefegt werden vom Antlitz der Erde und seine Spur mit Salz und Salpeter bestreuet.*

Anonymus, *DasMonstrum, als da ist eine Beschreibung des Hexers*

*Intoleranz und Aberglaube waren immer den Dummen unter dem Pöbel zu eigen und werden, wie mich deucht, niemals vollends ausgerottet werden, denn sie sind ebenso ewig wie die Dummheit selbst. Wo heute Berge aufragen, werden dereinst Meere sein, wo heute Meere wogen, werden sich dereinst Wüsten ausbreiten. Aber die Dummheit bleibt die Dummheit.*

Nicodemus de Boot, *Betrachtungen über das Leben,*

*das Glück und das Wohlergehen*

# Das zweite Kapitel

Triss Merigold hauchte auf die klammen Hände, bewegte die Finger und murmelte einen Zauberspruch. Ihr Pferd, ein falber Wallach, reagierte sofort auf den Spruch, schnaubte und drehte den Kopf zur Seite, sah die Zauberin mit einem von Kälte und Wind tränenden Auge an.

»Du hast zwei Möglichkeiten, Alter«, sagte Triss und zog die Handschuhe über.

»Entweder du gewöhnst dich an Magie oder ich verkaufe dich einem Bauern für den Pflug.«

Der Wallach spitzte die Ohren, stieß Dampf aus den Nüstern und ging folgsam den bewaldeten Hang hinab. Die Zauberin bückte sich im Sattel, um den reifbedeckten Ästen auszuweichen.

Der Spruch wirkte rasch, sie spürte an den Handgelenken und am Hals die Kälte nicht mehr, vor der sie sich zusammengekrümmt und den Kopf eingezogen hatte. Der Zauber, der sie wärmte, milderte auch den Hunger, der schon seit ein paar Stunden an ihrem Magen nagte. Triss’ Stimmung hellte sich auf, sie setzte sich bequemer im Sattel hin und begann, aufmerksamer als bisher die Umgebung zu betrachten.

Seit dem Augenblick, als sie die belebte Straße verlassen hatte, wies ihr die graublaue Wand der Berge die Richtung, deren schneebedeckte Gipfel in den wenigen Augenblicken golden funkelten, da die Sonne durch die Wolken drang, meistens früh am Morgen und kurz vor dem Untergang. Nun, da sie der Bergkette schon näher war, musste sie besser achtgeben. Das Gebiet um Kaer Morhen war bekannt für seine Wildheit und Unzugänglichkeit, und die Scharte in der Granitwand, an der sie sich orientieren musste, war für ein ungeübtes Auge schwer zu erkennen. Es genügte, in eine der zahllosen Schluchten abzubiegen, um sie aus dem Auge zu verlieren. Sogar sie, die sie die Gegend, den Weg kannte und wusste, wo sie den Durchgang suchen musste, konnte sich keinen Augenblick der Unaufmerksamkeit leisten.

Der Wald hörte auf. Vor der Zauberin erstreckte sich ein weites, von Geröll bedecktes Tal, das bis zu den steilen Hängen an der gegenüberliegenden Seite reichte. Mitten im Tal floss der Gwenllech, der Weißsteinfluss, strudelte schäumend zwischen Felsblöckenundangeschwemmten Baumstämmen dahin. Hier im Oberlauf war der Gwenllech nur ein flacher, wenngleich breiter Wasserlauf. Hier konnte man ihn ohne Mühe durchqueren. Flußab, in Kaedwen, im Mittellauf, bildete der Fluss ein unüberwindliches Hindernis – er war reißend und strömte am Grunde tiefer Schluchten dahin.

Ins Wasser geritten, beschleunigte der Wallach den Schritt, wollte sichtlich möglichst schnell ans andere Ufer. Triss zügelte ihn ein wenig – das Flussbett war seicht, reichte dem Pferd knapp über die Fesseln, doch die Steine am Grunde waren glitschig und die Strömung schnell und reißend. Das Wasser strudelte und schäumte um die Beine des Tiers.

Die Zauberin schaute zum Himmel. Zunehmende Kälte und auffrischender Wind konnten hier in den Bergen einen Schneesturm ankündigen, und die Aussicht, eine weitere Nacht in einer Grotte oder einer Felsspalte zu verbringen, behagte ihr nicht recht. Wenn es sein musste, hätte sie die Reise sogar in einem Schneesturm fortsetzen können, sie konnte den Weg telepathisch erkunden und sich magisch gegen die Kälte wappnen. Sie konnte es, wenn es sein musste. Besser aber, wenn sie es nicht musste.

Zum Glück war Kaer Morhen schon nahe. Triss ritt den Wallach einen flachen Geröllhang hinan, in einen schmalen Spalt zwischen Felsblöcken hinein. Die Wände der Schlucht ragten senkrecht empor, schienen sich hoch oben zu treffen, nur von einem schmalen Streifen Himmel getrennt. Es wurde wärmer, denn der über den Felsen heulende Wind erreichte sie nicht mehr, peitschte und biss nicht.

Die Felsspalte wurde breiter, führte zu einem Hohlweg und dann in ein Tal, in eine große, runde, bewaldete Mulde, die sich zwischen zackigen Felsbrocken erstreckte. Die Zauberin ignorierte die flachen, leicht zugänglichen Flanken der Mulde, ritt vielmehr geradewegs in den Wald, ins dichte Unterholz. Trockene Äste knackten unter den Hufen. Der Wallach, der über gefallene Baumstämme steigen musste, begann zu schnauben, zu tänzeln, zu stampfen. Triss zog die Zügel an, fasste das Pferd an dem struppigen Ohr und schimpfte unflätig, wobei sie seine Versehrtheit erwähnte. Das Ross machte in der Tat den Eindruck, als schäme es sich, und ging ruhiger und forscher, wobei es selbst den Weg durchs Dickicht wählte.

Bald waren sie auf freiem Gelände, kamen ins Bett eines Baches, der dünn am Grunde eines Hohlwegs rann. Die Zauberin blickte sich aufmerksam um. Bald hatte sie entdeckt, was sie suchte. Über dem Hohlweg lag, auf riesige Felsblöcke gestützt, waagerecht ein mächtiger Baumstamm, dunkel, kahl, grün von Moos.

Triss ritt näher heran, um sich zu vergewissern, dass das wirklich die *Spur* war und nicht ein zufällig vom Unwetter gefällter Baum. Sie bemerkte jedoch einen unscheinbaren schmalen Pfad, der im Wald verschwand. Sie konnte sich nicht irren – das war zweifellos die *Spur*, der rings um das Schloss Kaer Morhen verlaufende, mit Hindernissen gespickte Weg, auf dem die Hexer schnelles Laufen und Atemkontrolle trainierten. Er hieß »die Spur«, doch Triss wusste, dass die jungen Hexer dafür einen eigenen Namen hatten: »die Quälerei«.

Sie beugte sich zum Hals des Pferdes hinab und ritt langsam unter dem Baumstamm hindurch. Da hörte sie Steine klirren. Und die schnellen, leichten Schritte eines laufenden Menschen.

Sie drehte sich im Sattel um, zog die Zügel an. Sie wartete, dass der Hexer auf den Stamm liefe.

Der Hexer lief auf den Stamm, schoss wie ein Pfeil darüber hinweg, ohne den Lauf zu verlangsamen, ohne auch nur mit den Armen zu balancieren, leichtfüßig, geschickt, flüssig, mit unglaublicher Grazie. Huschte vorbei und verschwand sofort wieder zwischen den Bäumen, ohne auch nur einen Zweig zu berühren. Triss seufzte laut und schüttelte ungläubig den Kopf.

Denn der Hexer, nach Größe und Körperbau zu urteilen, war ungefähr zwölf Jahre alt.

Die Zauberin stieß dem Falben die Fersen in die Flanken, ließ die Zügel schießen und ritt im Trab den Bachlauf hinan. Sie wusste, dass die *Spur* den Hohlweg noch einmal überquerte, an einer Stelle, die als »Gurgel« bezeichnet wurde. Sie wollte noch einen Blick auf den kleinen Hexer werfen. Denn sie wusste, dass seit fast einem Vierteljahrhundert in Kaer Morhen keine Kinder mehr ausgebildet wurden.

Sie beeilte sich nicht übermäßig. Der schmale Pfad der *Quälerei* wand sich durch das Gehölz, für seine Überwindung musste der kleine Hexer viel mehr Zeit aufwenden als sie, die die Abkürzung nahm. Trödeln durfte sie jedoch auch nicht. Hinter der *Gurgel* bog die *Spur* in den Wald ab, führte geradewegs zur Burg. Wenn sie den Burschen nicht am Abgrund erwischte, sah sie ihn vielleicht überhaupt nicht mehr. Sie war schon ein paarmal in Kaer Morhen gewesen und überzeugt, dass sie dort nur das sah, was die Hexer ihr zeigen wollten. Triss war nicht so naiv, als dass sie nicht gewusst hätte, dass man ihr lediglich einen verschwindend geringen Teil dessen zeigen wollte, was es in Kaer Morhen zu sehen gab.

Nach ein paar Minuten Ritt das steinige Bachbett entlang erblickte sie die *Gurgel –* eine Enge, die über dem Hohlweg zwei große, moosbewachsene und von zwergwüchsigen Bäumen bestandene Felswände bildeten. Sie ließ die Zügel locker. Der Falbe schnaubte und neigte den Kopf zum Wasser, das zwischen den Steinen floss.

Sie brauchte nicht lange zu warten. Die Silhouette des Hexers huschte über den Felsen, der Junge sprang, ohne den Lauf zu verlangsamen. Die Zauberin hörte den weichen Aufprall der Landung, im nächsten Augenblick aber das Poltern von Steinen, ein dumpfes Fallgeräusch und einen leisen Schrei. Oder eher ein Piepsen.

Triss sprang ohne zu überlegen aus dem Sattel, warf den Pelz von den Schultern und lief über den Hang, zog sich an Wurzeln und Ästen hoch. Sie stürmte auf den Felsen, rutschte aber auf den dort liegenden Tannennadeln aus und fiel neben der zusammengekrümmt auf den Steinen liegenden Gestalt auf die Knie. Bei ihrem Anblick sprang der Halbwüchsige wie eine Feder hoch, wich blitzschnell zurück und langte geschickt nach dem auf dem Rücken hängenden Schwert, stolperte aber und fiel zwischen die Wacholderbüsche und kleinen Föhren. Die Zauberin stand nicht auf, sondern schaute mit vor Staunen offenem Munde den Jungen an.

Denn das war gar kein Junge.

Unter dem aschblonden, ungleichmäßig und unschön geschnittenen Haarschopf blickten große smaragdgrüne Augen hervor, das dominierende Merkmal in dem Gesichtchen mit dem schmalen Kinn und der Stupsnase. In den Augen stand Furcht.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte Triss unsicher.

Das Mädchen riss die Augen noch weiter auf. Sie atmete kaum und sah nicht erschöpft aus. Es war klar, dass sie schon so manchen Tag die *Quälerei* entlanggelaufen war.

»Ist dir nichts passiert?«

Das Mädchen antwortete nicht, stand stattdessen rasch auf, ächzte vor Schmerz, verlagerte das Körpergewicht auf das linke Bein, bückte sich und massierte sich das Knie. Gekleidet war sie in eine Art Lederanzug, der auf eine Art genäht oder besser zusammengestückelt war, dass jeder Schneider, dem sein Beruf lieb war, bei dem Anblick verzweifelt und wütend aufgeheult hätte. Das Einzige, was an ihrer Ausrüstung halbwegs neu und passend aussah, waren die kniehohen Stiefel, der Gürtel und das Schwert. Genauer gesagt, das Schwertchen.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, wiederholte Triss, noch immer auf den Knien.

»Ich habe gehört, wie du hingefallen bist, da bin ich erschrocken und hier hochgerannt ...«

»Ich bin ausgerutscht«, murmelte des Mädchen.

»Hast du dir nichts verletzt?«

»Nein. Und du?«

Die Zauberin lächelte, versuchte aufzustehen, verzog das Gesicht und fluchte, als ihr ein heftiger Schmerz durchs Fußgelenk schoss. Sie setzte sich hin, streckte vorsichtig das Bein aus, fluchte abermals.

»Komm schon her, Kleine, hilf mir aufstehen.«

»Ich bin nicht klein.«

»In Ordnung. Was bist du dann?«

»Eine Hexerin!«

»Ha! Also komm näher und hilf mir aufstehen, Hexerin.«

Das Mädchen rührte sich nicht vom Fleck. Sie trat von einem Fuß auf den anderen und nestelte mit der Hand an dem fingerlosen Wollhandschuh am Schwertgürtel, während sie Triss misstrauisch anschaute.

»Keine Angst.« Die Zauberin lächelte. »Ich bin weder eine Räuberin noch jemand Fremdes. Ich heiße Triss Merigold und bin auf dem Weg nach Kaer Morhen. Die Hexer kennen mich. Glotz mich nicht so an. Ich lobe deine Wachsamkeit, aber überlege doch: Wäre ich bis hierher gekommen, ohne den Weg zu kennen? Bist du in der *Spur* jemals einer Menschenseele begegnet?«

Das Mädchern überwand sein Zögern, kam näher, streckte die Hand aus. Triss stand auf und machte dabei von der Hilfe wenig Gebrauch. Denn nicht um die Hilfe ging es ihr. Sie wollte sich das Mädchen aus der Nähe anschauen. Und sie berühren.

Die grünlichen Augen der kleinen Hexerin verrieten keinerlei Anzeichen einer Mutation, ebenso wenig löste die Berührung der kleinen Hand das leichte, angenehme Kribbeln aus, das so kennzeichnend für Hexer war. Obwohl das aschblonde Kind mit einem Schwert auf dem Rücken die *Quälerei* entlanglief, war es weder der Kräuterprobe noch den Umwandlungen unterzogen worden. Dessen war sich Triss sicher.

»Zeig mir dein Knie, Kleine.«

»Ich bin nicht klein.«

»Entschuldige. Aber einen Namen hast du doch bestimmt?«

»Ja. Ich bin ... Ciri.«

»Angenehm. Komm ein Stück näher, Ciri.«

»Ich habe nichts.«

»Ich möchte sehen, wie dieses ›Nichts‹ aussieht. Ach, das dachte ich mir. Das ›Nichts‹ sieht täuschend einer zerrissenen Hose und bis aufs Fleisch abgeschürfter Haut ähnlich. Steh still und hab keine Angst.«

»Ich habe keine Angst ... Auu!«

Die Zauberin kicherte, rieb sich die vom Zauberspruch juckende Handfläche an der Hüfte. Das Mädchen bückte sich, betrachtete sein Knie.

»Oh«, sagte sie. »Es tut nicht mehr weh! Und das Loch ist auch weg ... Ist das Zauberei?«

»Erraten.«

»Du bist eine Zauberin?«

»Du hast es wieder erraten. Obwohl ich gestehe, dass ich es vorziehe, wenn man mich Magierin nennt. Um nichts zu verwechseln, kannst du meinen Namen verwenden. Triss. Einfach Triss. Komm, Ciri. Unten wartet mein Pferd, lass uns zusammen nach Kaer Morhen reiten.«

»Ich muss laufen.« Ciri schüttelte den Kopf.

»Es ist nicht gut, den Lauf zu unterbrechen, denn dann bildet sich in den Muskeln Milch. Geralt sagt ...«

»Geralt ist in der Burg?«

Ciris Miene verdüsterte sich, sie presste die Lippen zusammen, starrte die Zauberin unter dem aschblonden Haarschopf hervor an.

Triss kicherte abermals. »Gut«, sagte sie. »Ich werde nicht fragen. Ein Geheimnis ist ein Geheimnis, du tust gut daran, wenn du es nicht jemandem verrätst, den du fast nicht kennst. Komm. An Ort und Stelle werden wir sehen, wer im Schloss ist und wer nicht. Und wegen der Muskeln mach dir keine Sorgen, ich weiß, was man gegen die Milchsäure tut.«

Langsam stiegen sie den Hang hinab. »Schau, da ist mein Pferd. Warte, ich helfe dir ...«

Sie streckte eine Hand aus, doch Ciri brauchte keine Hilfe. Sie sprang leicht, geschickt in den Sattel, fast ohne sich abzustoßen. Der Wallach zuckte überrascht, stampfte auf der Stelle, doch das Mädchen griff rasch nach den Zügeln, beruhigte ihn.

»Mit Pferden kommst du auch zurecht, wie ich sehe.«

»Ich komme mit allem zurecht.«

»Rutsch zum Sattelbogen hin.« Triss setzte einen Fuß in den Steigbügel, fasste die Mähne.

»Lass mir etwas Platz. Und stich mir mit deinem Schwert kein Auge aus.«

Mit einem Fersendruck angetrieben, ging der Wallach im Schritt das Bachbett entlang. Sie ritten durch die nächste Schlucht und kamen auf eine runde Anhöhe. Von hier aus war schon die an die Felshänge geschmiegte Ruine von Kaer Morhen zu sehen – das teilweise zerstörte Trapez der Schildmauer, die Reste des Zwingers und des Tores, der geborstene Stumpf des Bergfrieds.

Der Wallach schnaubte und warf den Kopf hin und her, als sie auf den Überbleibseln der Brücke den Graben überquerten. Triss zog die Zügel an. Auf sie selbst machten die Schädel und Gerippe, mit denen der Boden des Grabens bedeckt war, keinen Eindruck. Sie hatte sie schon gesehen.

»Das gefällt mir nicht«, sagte das Mädchen plötzlich. »Das ist nicht so, wie es sein soll. Tote müssen in der Erde begraben werden. Unter einen Grabhügel. Nicht wahr?«

»Ja«, bestätigte die Zauberin ruhig. »Das finde ich auch. Aber die Hexer betrachten diesen Friedhof als ... Erinnerung.«

»Als Erinnerung woran?«

»Kaer Morhen« – Triss lenkte das Pferd zu den geborstenen Torbögen – »wurde überfallen. Es kam hier zu einer blutigen Schlacht, bei der fast alle Hexer umkamen; es überlebten nur diejenigen, die damals nicht in der Burg waren.«

»Wer hat sie überfallen? Warum?«

»Ich weiß nicht«, log sie. »Das ist schrecklich lange her, Ciri. Frag die Hexer danach.«

»Habe ich«, murmelte das Mädchen. »Aber sie wollten es mir nicht sagen.«

Ich kann sie verstehen, dachte die Zauberin. Einem Kind, das als Hexer ausgebildet wird, noch dazu einem Mädchen, das nicht den Mutationen unterzogen wird, sagt man nichts von diesen Dingen. Man erzählt so einem Kind nicht von dem Massaker. Man schreckt es nicht mit der Aussicht, dass es selbst eines Tages die Worte über sich hören könnte, die seinerzeit die gegen Kaer Morhen marschierenden Fanatiker brüllten. Mutant. Ungeheuer. Scheusal. Ein von den Göttern verfluchtes, naturwidriges Geschöpf. Nein, dachte sie, ich wundere mich nicht, dass die Hexer dir davon nichts erzählt haben, kleine Ciri. Und ich werde es dir auch nicht erzählen. Ich, kleine Ciri, habe noch mehr Gründe zu schweigen. Denn ich bin eine Zauberin, und ohne die Hilfe von Zauberern hätten die Fanatiker damals das Schloss nicht eingenommen. Und auch jene widerwärtige Schmähschrift, dieses weithin kolportierte

»Monstrum«, das die Fanatiker aufgebracht und zu dem Verbrechen angestachelt hat, war wahrscheinlich das anonyme Werk irgendeines Zauberers. Aber ich, kleine Ciri, akzeptiere keine kollektive Verantwortung, ich fühle mich nicht verpflichtet, ein Ereignis zu bereuen, das sich ein halbes Jahrhundert vor meiner Geburt zugetragen hat. Und die Skelette, die eine ewige Erinnerung sein sollen, werden schließlich vergehen, zu Staub zerfallen und in Vergessenheit geraten, vom Winde verweht, der ruhelos über die Hänge streicht ...

»Sie wollen nicht so daliegen«, sagte Ciri plötzlich. »Sie wollen kein Symbol sein, kein Vorwurf des Gewissens und keine Warnung. Aber sie wollen auch nicht, dass ihr Staub vom Winde verweht wird.«

Triss hob rasch den Kopf, als sie die Veränderung in der Stimme des Mädchens hörte. Augenblicklich spürte sie die magische Aura, das Pulsieren und Rauschen des Blutes in den Schläfen. Sie spannte sich an, sagte aber kein Wort, aus Furcht, zu unterbrechen und zu stören, was vor sich ging.

»Ein gewöhnlicher Grabhügel.« Ciris Stimme wurde immer unnatürlicher, metallisch, kalt und böse. »Ein Haufen Erde, auf dem Gras wächst. Der Tod hat blaue und kalte Augen, und die Höhe des Obelisken spielt keine Rolle, auch nicht die Inschriften, die hineingemeißelt werden. Wer kann das besser wissen als du, Triss Merigold, die Vierzehnte von der Anhöhe?«

Die Zauberin erstarrte. Sie sah, wie sich die Hände des Mädchens in die Mähne des Pferdes krallten.

»Du bist auf der Anhöhe gestorben, Triss Merigold«, fuhr die böse, fremde Stimme fort.

»Wozu bist du hierhergekommen? Kehre um, kehre sofort um, und dieses Kind, das Kind des Älteren Blutes, nimm mit dir, um es denen zu geben, denen es gehört. Tu das, Vierzehnte. Denn wenn du es nicht tust, wirst du abermals sterben. Es kommt der Tag, an dem sich die Anhöhe deiner erinnern wird. Das Gemeinschaftsgrab wird sich deiner erinnern und der Obelisk, auf dem dein Name eingemeißelt ist.«

Der Wallach schnaubte laut und warf den Kopf hin und her. Ciri zuckte plötzlich zusammen, begann zu zittern.

»Was ist geschehen?«, fragte Triss, bemüht, ihre Stimme unter Kontrolle zu halten.

Ciri räusperte sich, fuhr sich mit beiden Händen durchs Haar, rieb sich das Gesicht.

»N-nichts ...«, murmelte sie unsicher. »Ich bin müde, darum ... Darum bin ich eingeschlafen. Ich muss laufen ...«

Die magische Aura war verschwunden. Triss spürte, wie plötzlich eine Kältewelle um ihren ganzen Körper schlug. Sie versuchte sich einzureden, das sei die Wirkung des gerade abflauenden Schutzzaubers, doch sie wusste, dass dem nicht so war. Sie blickte hinauf zu dem Steinblock des Schlosses, das sie mit den schwarz klaffenden Lücken der verfallenen Schießscharten anstarrte. Ein Schauder durchlief sie.

Das Pferd klapperte mit den Hufeisen auf die Steinplatten des Vorhofs. Die Zauberin sprang rasch aus dem Sattel, reichte Ciri die Hand. Sie nutzte die Berührung, um vorsichtig einen magischen Impuls auszusenden. Und staunte. Denn sie spürte nichts. Keine Reaktion, keine Antwort. Und keinen Widerstand. In dem Mädchen, das eben erst eine unglaublich starke magische Aura aufgebracht hatte, befand sich keine Spur von Magie. Jetzt war das ein gewöhnliches Kind mit nachlässigem Haarschnitt und schlechter Kleidung.

Doch vor einem Augenblick war dieses Kind kein gewöhnliches Kind gewesen.

Sie hatte keine Zeit, über das seltsame Ereignis nachzudenken. Sie hörte das Knarren einer eisenbeschlagenen Tür, das aus dem dunklen Schlund eines Korridors drang, dessen Öffnung hinter dem halb zerstörten Burgtor gähnte. Sie ließ den Pelzumhang von den Schultern gleiten, nahm die Fuchsmütze ab und breitete mit einer raschen Kopfbewegung die Haare aus, ihren Stolz und ihr Erkennungszeichen – lange, golden schimmernde, üppige Locken von der Farbe frischer Kastanien.

Ciri seufzte vor Bewunderung. Triss lächelte, erfreut über die Wirkung. Schöne, lange und frei herabfallende Haare waren selten, ein Merkmal von Rang und Stand, das Kennzeichen einer freien Frau, die ihre eigene Herrin war. Das Kennzeichen einer ungewöhnlichen Frau – denn »gewöhnliche« Fräulein trugen Zöpfe, »gewöhnliche« Ehefrauen verbargen die Haare unter Hauben oder Kopftüchern. Damen von hohem Rang, Königinnen eingeschlossen, legten die Haare

zu Frisuren. Kriegerinnen schnitten sie kurz. Nur Druidinnen und Zauberinnen – und Dirnen – trugen natürliche Mähnen zur Schau, um Unabhängigkeit und Freiheit zu unterstreichen.

Die Hexer erschienen wie üblich unerwartet, wie üblich lautlos, wie üblich wer weiß woher. Sie standen vor ihr, groß, braun gebrannt, die Arme vor der Brust verschränkt, das Körpergewicht auf den linken Fuß verlagert, in einer Haltung, aus der heraus sie, wie sie wusste, im Bruchteil einer Sekunde angreifen konnten. Ciri stellte sich zu ihnen – in derselbenHaltung.Mitihrer zusammengestückelten Kleidung und entschlossenen Miene sah sie sehr komisch aus.

»Willkommen in Kaer Morhen, Triss.«

»Sei mir gegrüßt, Geralt.«

Er hatte sich verändert. Er wirkte älter. Triss wusste, dass das biologisch nicht möglich war – Hexer alterten zwar, aber zu langsam, als dass ein gewöhnlicher Sterblicher oder eine so junge Zauberin wie sie Veränderungen hätte bemerken können. Aber es bedurfte nur eines Blickes, um zu erfassen, dass die Mutation den physischen Alterungsprozess aufhalten konnte, nicht aber den psychischen. Das von Falten übersäte Gesicht Geralts war der beste Beweis dafür. Mit dem Gefühl tiefen Bedauerns wandte Triss den Blick von den Augen des weißhaarigen Hexers. Von Augen, die zweifellos zu viel gesehen hatten. Außerdem erkannte sie in diesen Augen nichts von dem, worauf sie gehofft hatte.

»Willkommen«, wiederholte er. »Wir freuen uns, dass du gekommen bist.«

Neben Geralt stand Eskel, dem Wolf ähnlich wie ein Bruder, abgesehen von der Haarfarbe und einer langen Narbe, die seine Wange verunstaltete. Und der jüngste unter den Hexern von Kaer Morhen, Lambert, wie üblich mit einer unschönen, spöttischen Grimasse. Vesemir war nicht dabei.

»Wir grüßen dich und bitten dich herein«, sagte Eskel. »Es ist kalt, und es zieht, als hätte sich jemand aufgehängt. Ciri, wo willst du hin? Für dich gilt die Einladung nicht. Die Sonne steht noch hoch, obwohl sie nicht zu sehen ist. Du kannst noch üben.«

»He« – die Zauberin schüttelte die Haare –,

»die Höflichkeit in der Heimstatt der Hexer scheint gelitten zu haben. Ciri hat mich hier als Erste begrüßt, mich zur Burg geführt. Sie muss mir Gesellschaft leisten ...«

»Sie wird hier ausgebildet, Merigold.« Lambert verzog das Gesicht zur Parodie eines Lächelns. Er nannte sie immer so: »Merigold«, ohne Anrede, ohne Namen. Triss hasste ihn.

»Sie ist Schülerin, nicht Haushofmeister. Die Begrüßung von Gästen, sogar so lieben wie du, gehört nicht zu ihren Pflichten. Gehen wir, Ciri.«

Triss deutete ein Schulterzucken an und tat so, als sehe sie die verlegenen Blicke von Geralt und Eskel nicht. Sie antwortete nicht. Sie wollte die beiden nicht in noch größere Verlegenheit bringen. Und zudem wollte sie nicht, dass sie merkten, wie sehr das Kind sie interessierte und faszinierte.

»Ich werde dein Pferd wegbringen«, bot sich Geralt an und griff nach den Zügeln. Triss verschob unmerklich die Hand, und ihre Hände trafen sich. Ihre Blicke auch.

»Ich komme mit«, sagte sie lässig. »Ich habe in den Satteltaschen ein paar Kleinigkeiten, die ich brauchen werde.«

»Du hast mir vor nicht gar so langer Zeit ein paar unangenehme Eindrücke verschafft«, murmelte er, sobald sie im Stall waren. »Ich habe mit eigenen Augen dein imposantes Grabmal gesehen. Den Obelisken, der deinen Heldentod in der Schlacht von Sodden verewigt. Erst vor kurzem hat mich die Nachricht erreicht, dass das ein Irrtum war. Ich verstehe nicht, wie man dich mit jemandem verwechseln konnte, Triss.«

»Das ist eine lange Geschichte«, antwortete sie. »Ich erzähle sie dir bei passender Gelegenheit. Und den unangenehmen Eindruck bitte ich zu entschuldigen.«

»Da gibt es nichts zu entschuldigen. Ich hatte in letzter Zeit wenig Grund zur Freude, und meine Freude, als ich erfuhr, dass du lebst, ist kaum mit irgendeiner anderen zu vergleichen. Höchstens mit der, die ich momentan empfinde, wenn ich dich anschaue.«

Triss spürte, wie etwas in ihr aufbrach. Die Furcht vor der Begegnung mit dem weißhaarigen Hexer hatte den ganzen Weg über in ihr mit der Hoffnung auf diese Begegnung gekämpft. Und dann der Anblick dieses müden, erschöpften Gesichts, diese allwissenden, kranken Augen, die Worte, kalt und gemessen, unnatürlich ruhig und dabei doch so voller Gefühl ...

Sie warf sich ihm an den Hals, sofort, ohne zu zögern. Sie packte seine Hand, legte sie sich in den Nacken, unter die Haare. Ein Kribbeln lief ihr über den Rücken, durchdrang sie mit solcher Wonne, dass sie beinahe aufgeschrien hätte. Um den Schrei zurückzuhalten und zu ersticken, fand sie mit ihren Lippen seine, heftete sich daran. Sie zitterte, drängte sich heftig an ihn, baute in sich eine Erregung auf, dass sie sich immer mehr vergaß.

Geralt vergaß sich nicht.

»Triss ... Ich bitte dich.«

»Oh, Geralt ... So sehr ...«

»Triss.« Er schob sie sacht von sich. »Wir sind nicht allein ... Es kommt jemand.«

Sie blickte zum Eingang. Die Schatten der sich nähernden Hexer bemerkte sie erst nach einer Weile, ihre Schritte hörte sie noch später. Nun ja, ihr Gehör, das sie alles in allem für fein hielt, konnte sich mit dem eines Hexers nicht messen.

»Triss, Kindchen!«

»Vesemir!«

Ja, Vesemir war wirklich alt. Womöglich älter als Kaer Morhen. Doch er kam mit raschen, energischen und federnden Schritten auf sie zu, seine Umarmung war kräftig, die Hände waren stark.

»Ich freue mich, dich wiederzusehen, Großvater.«

»Gib mir einen Kuss. Nein, nicht auf die Hand, kleine Zauberin. Die Hand wirst du mir küssen, wenn ich auf der Bahre ruhe. Was sicherlich bald geschehen wird. Ach, Triss, gut, dass du gekommen bist ... Wer soll mich kurieren, wenn nicht du?«

»Kurieren, dich? Wovon? Höchstens von jungenhaften Gesten! Nimm die Hand von meinem Hintern, Alter, sonst zünde ich dir den grauen Bart an!«

»Entschuldige. Ich vergesse immer wieder, dass du groß geworden bist, dass ich dich nicht mehr auf die Knie nehmen und tätscheln kann. Und was meine Gesundheit angeht ... Ach, Triss, alt zu sein ist kein Vergnügen. In den Knochen habe ich ein Reißen, dass ich heulen könnte. Hilfst du dem alten Mann, Kindchen?«

»Tu ich.« Die Zauberin löste sich aus der bärenhaften Umarmung, betrachtete den Hexer, der mit Vesemir gekommen war. Er war jung, sah wie ein Altersgefährte von Lambert aus. Er trug einen kurzen schwarzen Bart, der jedoch nicht die zahlreichen Pockennarben verbarg. Das war ziemlich ungewöhnlich, denn die Hexer verfügten normalerweise über eine hohe Immunität gegen Infektionskrankheiten.

»Triss Merigold, Coën«, stellte Geralt sie einander vor. »Coën verbringt den ersten Winter bei uns. Er stammt aus dem Norden, aus Poviss.«

Der junge Hexer verneigte sich. Er hatte ungewöhnlich helle, gelbgrüne Augen, und die von roten Fädchen durchsetzten Augäpfel zeugten von einem schweren, komplizierten Verlauf der Augenmutation.

»Gehen wir, Kindchen«, sagte Vesemir und nahm sie beim Arm. »Der Stall ist kein Ort, um Gäste zu begrüßen. Aber ich konnte nicht auf dich warten.«

Auf dem Hof, in einem windgeschützten Mauerwinkel, übte Ciri unter der Anleitung Lamberts. Sie balancierte geschickt auf einem an Ketten aufgehängten Balken und griff dabei mit dem Schwert eine Lederrolle an, um die solcherart Riemen geschlungen waren, dass sie einen Menschenkörper darstellte. Triss blieb stehen.

»Schlecht!«, schrie Lambert. »Du gehst zu nah heran! Und schlag nicht blindlings! Ich habe gesagt, mit der Schwertspitze nach der Halsschlagader! Wo hat ein Humanoide die Halsschlagader? Auf dem Scheitel? Was ist mit dir los? Konzentrier dich, Fürstentochter!«

Ha, dachte Triss. Es ist also doch wahr, keine Legende. Das ist sie. Ich habe gut geraten.

Sie beschloss, unverzüglich anzugreifen, ohne den Hexern Ausflüchte zu lassen.

»Das berühmte Überraschungskind?«, sagte sie und zeigte auf Ciri. »Wie ich sehe, macht ihr Ernst mit der Erfüllung der Forderungen von Schicksal und Vorherbestimmung. Aber irgendwie habt ihr die Märchen verwechselt, Jungs. In den Märchen, die mir erzählt worden sind, werden Hirtenmädchen und Waisenkinder Prinzessinnen. Aber hier wird, wie ich sehe, aus einer Prinzessin eine Hexerin gemacht. Findet ihr nicht, dass das ein etwas kühnes Vorhaben ist?«

Vesemir blickte Geralt an. Der weißhaarige Hexer schwieg, sein Gesicht war reglos, mit keinem Wimpernzucken reagierte er auf die stumme Bitte um Unterstützung.

»Es ist nicht so, wie du denkst«, sagte der Alte heiser. »Geralt hat sie vorigen Frühling mitgebracht. Sie hat niemanden außer ... Triss, wie soll man nicht an Vorherbestimmung glauben, wenn ...«

»Was hat Vorherbestimmung damit zu tun, dass sie mit dem Schwert herumfuchtelt?«

»Wir bringen ihr den Umgang mit dem Schwert bei«, ließ sich Geralt leise vernehmen, wandte sich ihr zu und schaute ihr geradezu in die Augen. »Denn was sollen wir ihr sonst beibringen? Etwas anderes können wir nicht. Vorherbestimmung oder nicht, Kaer Morhen ist jetzt ihr Zuhause. Wenigstens eine Zeitlang. Die Übungen und das Fechten machen ihr Spaß, halten sie bei Gesundheit und Kondition. Erlauben ihr, die Tragödie zu vergessen, die sie durchgemacht hat. Das ist jetzt ihr Zuhause, Triss. Sie hat kein anderes.«

»Viele Leute aus Cintra« – die Zauberin hielt seinem Blick stand – »sind nach der Niederlage nach Verden geflohen, nach Brugge, nach Temerien, auf die Skellige- Inseln. Es sind Fürsten, Barone, Ritter darunter. Freunde, Verwandte ...«

»Die Freunde und Verwandten haben nach dem Krieg nicht nach ihr gesucht. Haben sie nicht gefunden.«

»Weil es ihnen nicht vorherbestimmt war?« Sie lächelte ihn an, nicht besonders offen, aber sehr hübsch. So hübsch sie nur konnte. Sie wollte nicht, dass er in solchem Ton sprach.

Der Hexer zuckte mit den Schultern. Triss, die ihn ein wenig kannte, wechselte sofort die Taktik, verzichtete auf die Argumente.

Sie schaute abermals Ciri an. Das Mädchen vollführte mit sicheren Schritten auf dem Schwebebalken eine schnelle Halbdrehung, hieb leicht zu, sprang sofort zurück. Die getroffene Puppe begann an der Leine zu schaukeln.

»Na endlich!«, rief Lambert. »Endlich hast du’s kapiert! Tritt zurück, und noch einmal. Ich will mich vergewissern, dass das kein Zufall war!«

»Dieses Schwert« – Triss wandte sich den Hexern zu – »sieht scharf aus. Der Balken wirkt glitschig und wackelig. Und der Lehrer sieht aus wie ein Idiot, der das Mädchen mit Gebrüll deprimiert. Fürchtet ihr kein Unglück? Oder zählt ihr vielleicht darauf, dass die Vorsehung das Kind schon davor bewahren wird?«

»Ciri hat fast ein halbes Jahr lang ohne Schwert geübt«, sagte Coën. »Sie versteht sich zu bewegen. Und wir geben acht, denn ...«

»Denn das ist ihr Zuhause«, vollendete Geralt den Satz leise, aber entschieden. In einem Ton, der die Diskussion beendete.

»Das ist es ja eben.« Vesemir holte tief Luft.

»Triss, du musst müde sein. Hast du Hunger?«

»Das ist nicht zu leugnen.« Sie seufzte, gab es auf, Geralts Blick zu suchen. »Offen gesagt, ich falle bald um. Die letzte Nacht unterwegs habe ich in einer halb zerfallenen Hirtenhütte zugebracht, in Stroh und Säcke vergraben. Ich habe die Bruchbude mit Zaubersprüchen abgedichtet, sonst hätte ich wohl ins Gras gebissen. Ich träume von einem sauberen Bett.«

»Du wirst mit uns zu Abend essen. Sofort. Und dann schläfst du dich ordentlich aus und erholst dich. Wir haben für dich das beste Zimmer vorbereitet, das im Turm. Und haben dort das beste Bett aufgestellt, das sich in Kaer Morhen findet.«

»Danke.« Triss lächelte leicht. Im Turm, dachte sie. Danke, Vesemir. Heute mag es der Turm sein, wenn dir so viel daran liegt, den Schein zu wahren. Ich kann im Turm schlafen, im besten Bett von ganz Kaer Morhen. Obwohl ich lieber mit Geralt im schlechtesten läge.

»Gehen wir, Triss.«

»Gehen wir.«

Der Wind rüttelte am Fensterladen, bewegte die Reste des mottenzerfressenen Wandteppichs, die das Fenster abdichteten. Triss lag im besten Bett von Kaer Morhen inmitten vollständiger Dunkelheit. Sie konnte nicht einschlafen. Und es lag nicht daran, dass das beste Bett von Kaer Morhen eine wackelige Antiquität war. Triss dachte intensiv nach. Und alle Gedanken, die den Schlaf vertrieben, drehten sich um eine grundsätzliche Frage.

Wozu hatte man sie in die Burg gerufen? Wer? Wozu? Mit welchem Ziel?

Vesemirs Krankheit konnte nichts als ein Vorwand sein. Vesemir war ein Hexer. Dass er zugleich ein jahrhundertealter Greis war, änderte nichts an der Tatsache, dass ihn viele Junge um seine Gesundheit beneiden konnten. Wenn sich herausgestellt hätte, dass den Alten eine Mantikora gestochen oder ein Werwolf gebissen hatte, hätte Triss daran geglaubt, dass man sie zu ihm gerufen hatte. Aber ein

»Reißen in den Knochen«? Lachhaft. Ein Reißen in den Knochen, ein nicht übermäßig originelles Leiden im durchdringend kalten Gemäuer von Kaer Morhen, hätte Vesemir mit einem Hexerelixier kuriert oder noch einfacher: mit kräftigem Kornschnaps, zu gleichen Teilen innerlich und äußerlich angewandt. Er hätte die Zauberin, ihre Sprüche, Filter und Amulette nicht gebraucht.

Wer also hatte sie gerufen? Geralt?

Triss bewegte sich im Bett; sie spürte eine Welle von Wärme, die sie einhüllte. Und Erregung, verstärkt von Zorn. Sie fluchte leise, schlug mit der Faust aufs Kopfkissen, drehte sich auf die Seite. Das altertümliche Bett begann zu knarren, in den Fugen zu knirschen. Ich habe mich nicht unter Kontrolle, dachte sie. Ich verhalte mich wie eine dumme Halbwüchsige. Oder noch schlimmer – wie eine zu kurz gekommene alte Jungfer. Ich kann nicht einmal logisch denken.

Sie fluchte abermals.

Natürlich war es nicht Geralt. Ohne Gefühle, Kleine, ohne Gefühle, denk an seinen Gesichtsausdruck, dort im Stall. Du hast solche Mienen schon gesehen, Kleine, hast du, mach dir nichts vor. Die dummen, zerknirschten, verlegenen Gesichter von Männern, denen es leidtut, die nicht mehr daran denken möchten, was geschehen ist, nicht zu dem zurückkehren wollen, was war.

Bei den Göttern, Kleine, mach dir nicht vor, diesmal sei es anders. Es ist niemals anders. Und das weißt du. Denn du hast ja eine Menge Erfahrung, Kleine.

Was das Liebesleben anging, durfte sich Triss Merigold als typische Zauberin betrachten. Es hatte mit dem sauren Geschmack der verbotenen Frucht begonnen, die den strengen Regeln der Akademie und den Verboten der Meisterin, bei der sie gelernt hatte, zum Trotz besonders erregend war. Dann waren die Selbständigkeit gekommen, die Freiheit und eine fieberhafte Promiskuität, die, wie es so geht, in Bitternis, Enttäuschung und Resignation endete. Es folgte eine lange Zeitspanne der Einsamkeit und die Entdeckung, dass zum Stressabbau und zum Lösen von Spannungen keineswegs jemand notwendig war, der sich gern als ihr Herr und Gebieter fühlte, kaum dass er sich auf den Rücken gedreht und sich den Schweiß von der Stirn gewischt hatte. Dass es zur Beruhigung der Nerven weniger mühsame Mittel gab, die zudem nicht die Handtücher mit Blut befleckten, unter der Bettdecke keine Winde fahren ließen und kein Frühstück verlangten. Dann kam eine kurze und eigenartige Zeit der Faszination für das eigene Geschlecht, an deren Ende die Schlussfolgerung stand, dass Unsauberkeit, Winde und Gefräßigkeit keineswegs die ausschließliche Domäne von Männern sind. Schließlich stellte sich Triss wie fast alle Zauberinnen auf Abenteuer mit anderen Zauberern um, die sporadisch waren und ihr mit ihrem kalten, technischen und beinahe rituellen Verlauf auf die Nerven gingen.

Und dann war Geralt aufgetaucht. Der ein unstetes Leben führende Hexer aus Rivien, den eine seltsame, unstete und stürmische Beziehung mit Yennefer verband, ihrer besten Freundin.

Triss beobachtete beide und war neidisch,

obwohl es den Anschein hatte, dass zu Neid kein Anlass bestand. Die Beziehung machte beide sichtlich unglücklich, führte geradewegs zur Erschöpfung, bereitete Schmerz, und gegen jede Logik ... blieb sie bestehen. Triss verstand das nicht. Und es faszinierte sie. Es faszinierte sie so sehr, dass sie ...

Dass sie den Hexer verführte, wobei sie sich in geringem Maße mit Magie behalf. Sie traf einen günstigen Zeitpunkt. Den Moment, da er und Yennefer einander wieder einmal überdrüssig geworden waren und sich unter heftigem Streit getrennt hatten. Geralt brauchte Wärme und wollte vergessen.

Nein, Triss hatte nicht vor, ihn Yennefer wegzunehmen. Im Grunde lag ihr an der Freundin mehr als an ihm. Doch die kurze Verbindung mit dem Hexer enttäuschte sie nicht. Sie hatte gefunden, was sie suchte – Emotionen in Gestalt von Schuld, Furcht und Schmerz. Seines Schmerzes. Sie durchlebte

dieses Gefühl, erregte sich daran und konnte es nicht vergessen, als sie sich trennten. Was aber Schmerz ist, hatte sie vor kurzem verstanden. In dem Augenblick, als es sie mit Macht verlangte, wieder mit ihm zusammen zu sein. Für kurze Zeit, für einen Moment – aber mit ihm zusammen.

Und jetzt war sie so nahe ...

Triss ballte die Faust und schlug damit aufs Kopfkissen ein. Nein, dachte sie, nein. Sei nicht dumm, Kleine. Denk nicht daran. Denk an ...

An Ciri? Ist das ...?

Ja. Das war der wahre Grund ihres Besuches in Kaer Morhen. Das aschblonde Mädchen, aus dem sie in Kaer Morhen eine Hexerin machen wollten. Eine richtige Hexerin. Eine Mordmaschine, wie sie selbst welche waren ...

Na klar, dachte sie plötzlich und fühlte wieder eine heftige Erregung, doch diesmal ganz anderer Art. Es liegt auf der Hand. Sie wollen das Mädchen mutieren lassen, es der Kräuterprobe und den Umwandlungen unterziehen, aber sie wissen nicht, wie sie das anstellen sollen. Von den Alten lebt nur noch Vesemir, und Vesemir war nur Fechtlehrer. Das in den Kellern von Kaer Morhen verborgene Laboratorium, die staubbedeckten Flaschen mit den legendären Elixieren, die Öfen, Destillationskolben und Retorten ... Keiner von ihnen weiß, wie man sie benutzt. Denn es besteht kein Zweifel daran, dass die mutagenen Elixiere in unvordenklichen Zeiten ein abtrünniger Zauberer ausgearbeitet hat, und die Nachfolger des Zauberers haben sie über Jahre hinweg vervollkommnet, haben über Jahre hinweg magisch den Prozess der Umwandlungen kontrolliert, denen die Kinder unterzogen wurden. Und zu irgendeinem Zeitpunkt ist die Kette gerissen. Es fehlt an magischem Wissen und Können. Die Hexer haben die Tränke und Kräuter, sie haben das Laboratorium. Sie kennen die Rezeptur. Aber sie haben keinen Zauberer.

Wer weiß, dachte sie, vielleicht haben sie es versucht? Haben Kindern Tränke verabreicht, die nicht von Magie begleitet waren?

Sie erschauderte bei dem Gedanken daran, was dann mit diesen Kindern geschehen sein mochte.

Und jetzt, dachte sie, wollen sie das Mädchen mutieren lassen, wissen aber nicht, wie. Und das kann bedeuten ... Das kann bedeuten, dass sie mich vielleicht um Hilfe bitten werden. Und dann werde ich zu Gesicht bekommen, was kein heute noch lebender Zauberer je erblickt hat, werde erfahren, was keiner von ihnen erfahren hat. Die berühmten Kräuter und Tränke, die strengstens bewahrten Geheimnisse der Viruskulturen, die berühmten rätselhaften Rezepturen ...

Und ich werde es sein, die dem aschblonden Kind diese Elixiere verabreicht, ich werde die Mutationen im Laufe der Umwandlungen beobachten, werde mit eigenen Augen sehen, wie ...

Wie das aschblonde Kind stirbt.

O nein. Triss erschauderte abermals. Niemals. Nicht um diesen Preis.

Aber vermutlich, dachte sie, rege ich mich wieder zu früh auf. Es geht wohl doch nicht darum. Beim Abendessen haben wir uns unterhalten, über dieses und jenes geschwätzt. Ein paarmal habe ich versucht, das Gespräch auf das Überraschungskind zu bringen, aber vergebens. Sie haben sofort das Thema gewechselt.

Ich habe sie beobachtet. Vesemir war angespannt und verlegen, Geralt unruhig, Lambert und Eskel angestrengt fröhlich und gesprächig, Coën so natürlich, dass es schon unnatürlich war. Unverstellt und offen war nur Ciri, rotwangig von der Kälte, zerzaust, glücklich und verteufelt gefräßig. Wir haben eine Biersuppe gegessen, dick von Graupen und Käse, und Ciri hat sich gewundert, dass es keine Pilze gab. Wir haben Apfelwein getrunken, das Mädchen aber hat Wasser bekommen, worüber sie sichtlich überrascht und verärgert war. Wo ist der Salat, hat sie plötzlich gerufen, und Lambert hat sie scharf zurechtgewiesen und ihr gesagt, sie solle die Ellenbogen vom Tisch nehmen.

Pilze und Salat. Im Dezember?

Klar, dachte Triss. Sie geben ihr die legendären Höhlenpilze zu essen, der Wissenschaft unbekannte Bergkräuter, und zu trinken ihre geheimnisvollen Pflanzenextrakte. Das Mädchen entwickelt sich schnell, erlangt eine teuflische, hexerische Kondition. Auf natürliche Weise, ohne Mutationen, ohne Risiko, ohne eine hormonelle Revolution. Aber die Zauberin darf das nicht wissen. Für die Zauberin ist das ein Geheimnis. Nichts werden sie mir sagen, nichts zeigen.

Ich habe gesehen, wie dieses Mädchen läuft. Ich habe gesehen, wie sie mit dem Schwert auf dem Balken tanzt, geschickt und schnell, erfüllt von einer tänzerischen, geradezu katzenhaften Grazie, wie sie sich wie eine Akrobatin bewegt. Ich muss, dachte sie, ich muss sie unbedingt ausgezogen sehen, mich vergewissern, wie sie sich hier unter dem Einfluss von dem entwickelt hat, was sie ihr zu essen geben. Und womöglich gelingt es mir, Proben der »Pilze« und des »Salats« zu stibitzen und mitzunehmen? Na, na ...

Und das Vertrauen? Ich pfeif auf euer Vertrauen, Hexer. Auf der Welt gibt es Krebs, schwarze Pocken, Epilepsie und Leukämie, es gibt Allergien, es gibt den plötzlichen Kindstod. Ihr aber verbergt eure »Pilze«, aus denen sich vielleicht lebensrettende Arzneien destillieren ließen, vor der Welt. Ihr haltet sie sogar vor mir geheim, der ihr Freundschaft, Achtung und Vertrauen erklärt. Nicht einmal ich darf das Laboratorium sehen, ja nicht einmal die beschissenen Pilze!

Wozu also habt ihr mich kommen lassen? Mich, die Zauberin?

Magie!

Triss begann zu kichern. Ha, dachte sie, Hexer, da hab ich euch! Ciri hat euch einen ebenso großen Schrecken eingejagt wie mir. Sie ist in einen Tagtraum »weggetreten«, hat zu weissagen begonnen, zu prophezeien, ihre Aura ausgebreitet, die ihr ja fast ebenso gut wie ich spürt. Sie hat instinktiv psychokinetisch nach etwas »gegriffen« oder mit Willenskraft einen Zinnlöffel verbogen, als sie ihn während des Essens anschaute. Sie hat auf eine Frage geantwortet, die ihr in Gedanken gestellt habt, oder sogar auf eine, die ihr nicht einmal in Gedanken zu stellen wagtet. Und die Furcht hat euch ergriffen. Ihr habt erkannt, dass eure Überraschung überraschender ist, als es euch schien.

Ihr habt erkannt, dass ihr eine *Quelle* in Kaer Morhen habt.

Und ihr kommt ohne eine Zauberin nicht zurecht.

Aber ihr habt keine mit euch befreundete Zauberin, keine einzige, der ihr trauen könnt. Außer mir und ...

Und außer Yennefer.

Der Wind begann zu heulen, ließ die Fensterläden klappern, drückte den Gobelin nach innen. Triss Merigold drehte sich auf den Rücken, begann nachdenklich am Daumennagel zu kauen.

Geralt hat nicht Yennefer zu sich gebeten. Sondern mich. Ob er dann wohl ...

Wer weiß. Vielleicht. Aber wenn es so ist, wie ich denke, warum dann ...

Warum ...

»Warum ist er nicht zu mir gekommen?«, schrie sie leise in die Dunkelheit, erregt und böse.

Es antwortete ihr der Wind, der in den Ruinen heulte.

Der Morgen war sonnig, aber verteufelt kalt. Triss erwachte durchfroren, unausgeschlafen, aber beruhigt und entschlossen.

Sie kam als Letzte in den Saal. Mit Befriedigung nahm sie die Huldigung der Blicke entgegen, die sie für ihre Mühe belohnten – sie hatte die Reisekleidung gegen ein effektvolles, wiewohl einfaches Kleid getauscht, hatte geschickt magische Duftstoffe und nichtmagische, aber verteufelt teure Kosmetika verwendet. Sie aß die Hafergrütze und unterhielt sich mit den Hexern über unwichtige und banale Dinge.

»Wieder Wasser?«, brauste Ciri plötzlich auf, nachdem sie in ihren Becher geschaut hatte.

»Ich kriege Zahnschmerzen von Wasser! Ich möchte Saft trinken! Den blauen!«

»Sitz gerade«, sagte Lambert und schaute Triss aus dem Augenwinkel heraus an. »Und wisch dir den Mund nicht mit dem Ärmel ab! Iss auf, Zeit fürs Training. Die Tage werden immer kürzer.«

»Geralt.« Triss war mit der Hafergrütze fertig.

»Ciri ist gestern in der *Spur* hingefallen. Nichts Schlimmes, aber schuld ist diese alberne Kleidung. Das sitzt alles schlecht und erschwert ihr die Bewegungen.«

Vesemir räusperte sich, wandte den Blick ab. Aha, dachte die Zauberin, das war also dein Werk, Meister des Schwertes. In der Tat, das Wams sieht aus, als sei es mit dem Schwert zugeschnitten und mit einer Pfeilspitze genäht.

»Die Tage werden in der Tat immer kürzer«, fuhr sie fort, ohne einen Kommentar abzuwarten. »Und heute werden wir den Tag noch kürzer machen. Ciri, bist du fertig? Komm mit mir. Wir bringen die notwendigen Änderungen an deiner Kledage an.«

»Sie läuft seit einem Jahr darin herum, Merigold«, sagte Lambert wütend. »Und alles war in Ordnung, bis ...«

»... bis dieses Weib hier auftauchte, das den Anblick von geschmackloser und schlecht sitzender Kleidung nicht erträgt? Du hast recht, Lambert. Aber das Weib ist aufgetaucht und die Ordnung zusammengebrochen, es ist eine Zeit großer Veränderungen. Komm, Ciri.«

Das Mädchen zögerte, schaute zu Geralt. Geralt nickte zustimmend, lächelte. Hübsch. So, wie er einst zu lächeln verstanden hatte, damals, als ...

Triss wandte den Blick ab. Dieses Lächeln galt nicht ihr.

Ciris Zimmerchen war eine getreue Kopie der Quartiere der Hexer. Wie in jenen fehlten Gerätschaften und Möbel. Es gab praktisch nichts außer dem aus Brettern zusammengezimmerten Bett, einem Schemel und einer kleinen Truhe. Wände und Türen ihrer Quartiere dekorierten die Hexer mit den Fellen der von ihnen bei der Jagd erlegten Tiere – von Hirschen, Luchsen, Wölfen, sogar Vielfraßen. An der Tür von Ciris Zimmerchen hing stattdessen das Fell einer riesigen Ratte mit widerwärtig geschupptem Schwanz. Triss musste sich beherrschen, um nicht das stinkende Stück Unrat abzureißen und aus dem Fenster zu werfen.

Das Mädchen, das beim Bett stand, schaute sie erwartungsvoll an.

»Wir wollen versuchen«, sagte die Zauberin,

»dieses dein ... Futteral ein bisschen passender zu machen. Ich hatte immer eine glückliche Hand beim Schneidern, also müsste ich auch mit diesem Ziegenfell zurechtkommen. Und du, Hexerin, hast du jemals eine Nadel in der Hand gehabt? Hat man dir irgendetwas anderes beigebracht, als mit dem Schwert Strohpuppen zu durchlöchern?«

»Als ich im Flussland war, in Kagen, musste ich spinnen«, murmelte Ciri widerwillig.

»Näharbeiten haben sie mir nicht gegeben, weil ich nur die Leinwand verdarb, sie mussten alles auftrennen. Dieses Spinnen war schrecklich langweilig, och!«

»Stimmt.« Triss kicherte. »Etwas Langweiligeres findet man kaum. Ich hab’s auch nicht ausstehen können.«

»Du musstest spinnen? Ich schon, weil ... Aber du bist doch eine Zaube ... eine Magierin. Du kannst doch alles herbeizaubern! Dieses schöne Kleid – hast du dir das gezaubert?«

»Nein.« Triss lächelte. »Aber ich habe es auch nicht eigenhändig geschneidert. So geschickt bin ich nun wieder nicht.«

»Und wie machst du meine Kleidung? Zauberst du sie?«

»Das wird nicht notwendig sein. Es genügt eine magische Nadel, der wir mit einem Spruch etwas auf die Sprünge helfen. Und wenn es sein muss ...«

Triss fuhr mit der Hand langsam über ein ausgefranstes Loch im Ärmel des Wamses, murmelte einen Spruch und aktivierte gleichzeitig das Amulett. Das Loch verschwand spurlos. Ciri quietschte vor Freude.

»Das ist Zauberei! Ich kriege ein verzaubertes Wams! Ha!«

»So lange, bis ich dir ein gewöhnliches, aber ordentliches nähe. Aber jetzt zieh das alles aus, Fräulein, und was anderes an. Das wird doch nicht deine einzige Kleidung sein?«

Ciri schüttelte den Kopf, hob den Deckel der Truhe, zeigte einen verschlissenen weiten Rock, ein dunkelgraues Leibchen, ein linnenes Unterhemd und eine Wolljacke, die an ein Büßerhemd erinnerte.

»Das ist meins«, sagte sie. »Darin bin ich hier angekommen. Aber jetzt trage ich es nicht. Das sind Weibersachen.«

»Verstehe.« Triss verzog spöttisch das Gesicht. »Weibersachen oder nicht, vorerst musst du sie anziehen. Na, mach schon, zieh dich aus. Warte, ich helfe dir ... Verdammt? Was ist das? Ciri?«

Die Arme des Mädchens waren von großen, blutunterlaufenen blauen Flecken bedeckt. Die meisten waren schon gelb geworden, ein paar waren frisch.

»Was ist das, zum Teufel?«, wiederholte die Zauberin zornig. »Wer hat dich so geschlagen?«

»Da?« Ciri schaute auf ihre Arme, als sei sie von der Anzahl der blauen Flecke überrascht.

»Ach, das ... Das war die Windmühle. Ich war zu langsam.«

»Was für eine Windmühle, zum Kuckuck?«

»Die Windmühle«, wiederholte Ciri. »Das ist so ein ... na ... Ich lerne damit, Angriffen auszuweichen. Sie hat solche Arme aus Knüppeln, dreht sich und fuchtelt mit diesen Armen. Man muss sehr schnell springen und ausweichen. Gute Lefrexe haben. Wenn man keine Lefrexe hat, haut einen die Windmühle mit einem Knüppel um. Am Anfang hat mich diese Windmühle ganz schlimm verprügelt. Aber jetzt ...«

»Zieh die Hose und das Hemd aus. Oh, ihr guten Götter! Mädchen! Wie kannst du überhaupt gehen? Laufen?«

Beide Hüften und der linke Oberschenkel waren blauschwarz von Blutergüssen und Schwellungen. Ciri zuckte zusammen und begann zu zischen, während sie vor der Hand der Zauberin zurückwich. Triss fluchte auf Zwergisch, überaus saftig.

»War das auch die Windmühle?«, fragte sie und versuchte ruhig zu bleiben.

»Das? Nein. Oh, das da war die Windmühle« – Ciri zeigte gleichmütig einen imponierenden blauen Fleck am linken Schienbein vor, knapp unterm Knie. »Aber die anderen ... Das war der Schwengel. Am Schwengel übe ich die Schritte mit dem Schwert. Geralt sagt, dass ich am Schwengel schon gut bin. Er sagt, ich habe diesen, na ... Sinn. Ich habe den Sinn.«

»Und wenn der Sinn versagt« – Triss knirschte mit den Zähnen –, »dann, nehme ich an, verpasst dir der Schwengel eins?«

»Na klar«, pflichtete ihr das Mädchen bei und schaute sie an, sichtlich verwundert über ihre Unwissenheit. »Er verpasst mir eins, und wie!«

»Und da? An der Seite? Was war das? Ein Schmiedehammer?«

Ciri fauchte vor Schmerz und wurde rot. »Ich bin vom Kamm gefallen ...«

»... und der Kamm hat dir eins verpasst«, beendete Triss den Satz. Sie hatte immer mehr Mühe, an sich zu halten.

Ciri prustete. »Wie kann mir denn der Kamm eins verpassen, wenn er in den Boden eingegraben ist? Kann er nicht! Ich bin einfach heruntergefallen. Ich habe die Pirouette im Sprung geübt, und es hat nicht geklappt. Da kommt dieser Fleck her. Weil ich auf einen Pfosten gefallen bin.«

»Und dann hast du zwei Tage gelegen? Und hattest Mühe beim Atmen? Schmerzen?«

»Überhaupt nicht. Coën hat mich massiert und mich gleich wieder auf den Kamm geschickt. Das muss so sein, weißt du? Sonst kriegt man Angst.«

»Was?«

»Man kriegt Angst«, wiederholte Ciri stolz und strich sich die aschblonde Mähne aus der Stirn. »Weißt du das nicht? Sogar wenn dir etwas passiert, musst du gleich wieder auf das Gerät, denn sonst fürchtest du dich, und wenn du dich fürchtest, ist die ganze Übung für die Katz. Man darf nicht aufgeben. Das hat Geralt gesagt.«

»Diese Maxime muss ich mir merken«, presste die Zauberin hervor. »Und auch, dass sie gerade von Geralt stammt. Das ist kein schlechtes Rezept fürs Leben, ich bin mir nur nicht sicher, ob es unter allen Umständen Erfolg bringt. Aber auf fremde Kosten kann man es ziemlich leicht verwirklichen. Man darf also nicht aufgeben? Auch wenn du auf tausenderlei Art eins verpasst kriegst und zerschlagen wirst, musst du aufstehen und weiterüben?«

»Klar doch. Ein Hexer hat vor nichts Angst.«

»Wirklich? Und du, Ciri? Hast du vor nichts Angst? Sag mal ehrlich.«

Das Mädchen wandte den Kopf ab, biss sich auf die Lippe. »Und du sagst es niemandem?«

»Niemandem.«

»Am meisten fürchte ich mich vor zwei Schwengeln. Zweien gleichzeitig. Und vor der Windmühle, aber nur, wenn sie schnell läuft. Und dann gibt es noch die lange Wippe, auf die muss ich immer noch mit ... Absicherung. Lambert sagt, dass ich ein Lahmarsch und ein Trottel bin, aber das ist gar nicht wahr. Geralt hat mir gesagt, dass mein Schwerpunkt ein bisschen anders ist, weil ich ein Mädchen bin. Ich muss einfach mehr üben, außer wenn ... Ich wollte dich etwas fragen. Darf ich?«

»Frag.«

»Wenn du dich mit Magie und Zaubersprüchen auskennst ... Wenn du zaubern kannst ... Könntest du machen, dass ich ein Junge werde?«

»Nein«, erwiderte Triss eisig. »Könnte ich nicht.«

»Hmm ...« Die kleine Hexerin war sichtlich betrübt. »Und könntest du nicht wenigstens ...«

»Was wenigstens?«

»Könntest du nicht machen, dass ich nicht ...« Ciri wurde rot. »Ich sag’s dir ins Ohr.«

»Gut.« Triss beugte sich herab. »Ich höre.«

Ciri errötete noch mehr und näherte ihr Gesicht den kastanienbrauen Haaren der Zauberin.

Triss richtete sich abrupt auf, ihre Augen funkelten. »Heute? Jetzt?«

»Hm.«

»Zum Donnerwetter!«, schrie die Zauberin und gab dem Schemel einen Tritt, dass er gegen die Tür flog und das Rattenfell herabriss. »Pest, Cholera und Aussatz! Ich glaube, ich bringe diese verdammten Idioten um!«

»Beruhige dich, Merigold«, sagte Lambert.

»Deine Aufregung ist ungesund und völlig unbegründet.«

»Belehr mich nicht! Und hör auf, mich

›Merigold‹ zu nennen! Am besten halt überhaupt den Mund! Mit dir rede ich nicht. Vesemir, Geralt, hat einer von euch gesehen, wie grässlich dieses Kind zugerichtet ist? Sie hat keine einzige heile Stelle am Körper!«

»Kindchen«, sagte Vesemir ernst. »Lass dich nicht von Gefühlen mitreißen. Du bist anders aufgewachsen, hast eine andere Kindererziehung erlebt. Ciri kommt aus dem Süden, dort werden Mädchen und Jungen völlig gleich erzogen, ganz ohne Unterschied, wie bei den Elfen. Auf ein Pony hat man sie gesetzt, als sie fünf war; mit acht ist sie schon zur Jagd geritten. Man hat sie den Umgang mit Bogen, Lanze und Schwert gelehrt. Ein blauer Fleck ist für Ciri nichts Neues ...«

»Erzähl mir keinen Unsinn«, ereiferte sich Triss. »Stellt euch nicht dumm. Das hier sind keine Ponys, keine Ausritte und Schlittenfahrten. Das ist Kaer Morhen! Auf diesen euren Windmühlen und Wippen, auf eurer *Quälerei* haben sich Dutzende von Jungen die Knochen und den Hals gebrochen, abgehärtete und erfahrene Herumtreiber wie ihr, die man auf den Straßen aufgelesen und aus den Rinnsteinen gezogen hat. Sehnige Halsabschneider und Vagabunden, die in ihrem kurzen Leben schon eine Menge durchgemacht hatten. Welche Chancen hat Ciri? Auch wenn sie im Süden aufgewachsen, auf Elfenart erzogen worden ist, sogar unter der Hand so eines Dragoners wie der Löwin Calanthe, ist und bleibt die Kleine eine Prinzessin. Empfindliche Haut, feiner Körperbau, dünne Knochen ... Es ist ein Mädchen! Was wollt ihr aus ihr machen? Einen Hexer?«

»Dieses Mädchen«, antwortete Geralt leise und ruhig, »diese empfindliche und feine Prinzessin hat das Gemetzel von Cintra überlebt. Ganz auf sich allein gestellt hat sie sich zwischen den Kohorten von Nilfgaard hindurchgeschlichen. Es ist ihr gelungen, den auf dem Lande wütenden Marodeuren zu entgehen, die geraubt und alles ermordet haben, was sich bewegte. Sie hat zwei Wochen in den Wäldern des Flusslandes überlebt, ganz allein. Einen Monat lang ist sie mit einer Gruppe von Flüchtlingen mitgezogen, hat wie alle anderen geschuftet und wie alle anderen gehungert. Fast ein halbes Jahr lang hat sie auf dem Acker und im Stall gearbeitet, nachdem sie von einer Bauernfamilie adoptiert worden war. Glaube mir, Triss, das Leben hat sie nicht schlechter gelehrt, gewappnet und abgehärtet als Herumtreiber wie uns, die von den Landstraßen für Kaer Morhen aufgelesen worden sind. Ciri ist nicht schwächer als unsereins, die unerwünschten Bankerte, die man den Hexern in den Schenken wie junge Katzen unterschob, in Weidenkörbchen. Und ihr Geschlecht? Was hat es zu bedeuten?«

»Das fragst du noch? Du wagst noch, das zu fragen?«, schrie die Zauberin. »Was es zu bedeuten hat? Es hat zu bedeuten, dass das Mädchen im Gegensatz zu euch gerade seine Tage hat! Und dass sie das außerordentlich schlecht verträgt! Aber ihr wollt, dass sie sich auf der *Quälerei* und an irgendwelchen beschissenen Windmühlen die Lunge aus dem Leib hustet!«

Trotz ihrer Wut empfand Triss angenehme Befriedigung beim Anblick der belämmerten Mienen der jungen Hexer und von Vesemirs plötzlich heruntergeklapptem Unterkiefer.

»Ihr habt es nicht einmal gewusst.« Sie nickte mit schon ruhigerem, besorgtem, sanftem Vorwurf. »Das sind mir vielleicht Beschützer. Sie schämt sich, es euch zu sagen, weil man ihr beigebracht hat, dass man über diese Unpässlichkeit nicht mit Männern redet. Und sie schämt sich ihrer Schwäche, ihres Schmerzes, dass sie weniger tüchtig ist. Hat irgendeiner von euch daran gedacht? Sich dafür interessiert? Zu erraten versucht, was ihr fehlt? Und hat sie vielleicht hier bei euch in Kaer Morhen zum ersten Mal geblutet? Und nachts geweint, weil sie bei niemandem Mitgefühl, Trost fand, ja nicht einmal Verständnis? Hat irgendeiner von euch überhaupt daran gedacht?«

»Hör auf, Triss«, ächzte Geralt leise. »Es reicht. Du hast erreicht, was du wolltest. Oder vielleicht sogar mehr, als du wolltest.«

»Hol’s der Teufel«, fluchte Coën. »Schön zum Narren gemacht haben wir uns, keine Frage. Ach, Vesemir, dass du ...«

»Sei still«, knurrte der alte Hexer. »Sag nichts.«

Am unerwartetsten verhielt sich Eskel, der aufstand, zu der Zauberin ging, mit einer tiefen Verbeugung ihre Hand ergriff und sie ehrerbietig küsste. Sie zog die Hand rasch zurück. Nicht, um Zorn und Verärgerung zu zeigen, sondern um die angenehme, sie durchdringende Vibration zu unterbrechen, die die Berührung Eskels hervorrief. Eskel emanierte stark. Stärker als Geralt.

»Triss«, sagte er und strich sich verlegen über die hässliche Narbe auf der Wange. »Hilf uns. Wir bitten dich darum. Hilf uns, Triss.«

Die Zauberin blickte ihm in die Augen, presste die Lippen zusammen. »Wobei? Wobei soll ich euch helfen, Eskel?«

Eskel rieb sich abermals die Narbe, schaute zu Geralt hin. Der weißhaarige Hexer senkte den Kopf, bedeckte die Augen mit der Hand. Vesemir räusperte sich geräuschvoll.

In diesem Augenblick knarrte die Tür, und Ciri trat in den Saal. Vesemirs Räuspern wurde zu einer Art röchelndem, lautem Seufzer. Lambert sperrte den Mund auf. Triss unterdrückte ein Kichern.

Ciri, mit geschnittenem und frisiertem Haar, kam mit kleinen Schrittchen auf sie zu, wobei sie vorsichtig das dunkelblaue Kleid anhob, das gekürzt und enger gemacht worden war, aber noch Spuren des Transports in einer Satteltasche zeigte. Am Hals des Mädchens funkelte das andere Geschenk der Zauberin – eine kleine schwarze Schlange aus lackiertem Leder mit einem Rubinauge und einer goldenen Spange.

Ciri blieb vor Vesemir stehen. Sie wusste nicht recht, wohin mit den Händen, und steckte die Daumen hinter den Gürtel.

»Ich kann heute nicht trainieren«, sagte sie langsam und exakt in der vollkommenen Stille auf, »denn ich bin ... ich bin ...« Sie schaute zur Zauberin. Triss zwinkerte ihr zu, zog eine Grimasse wie ein mit seinem Streich zufriedener Lausejunge und bewegte die Lippen, um ihr das auswendig gelernte Wort vorzusagen.

»Indisponiert!«, vollendete Ciri laut und stolz den Satz und reckte die Nase fast bis zur Decke.

Vesemir begann wieder zu krächzen. Aber Eskel, der liebe Eskel, verlor nicht den Kopf, sondern verhielt sich abermals so, wie es sich gehörte.

»Natürlich«, sagte er ungezwungen und lächelte. »Das ist verständlich und gar keine Frage, dass wir die Übungen aussetzen, bis die Indisposition vorüber ist. Die theoretischen Lektionen werden wir auch kürzen und, falls du dich schlecht fühlen solltest, ganz verschieben. Falls du Medikamente brauchst oder ...«

»Darum kümmere ich mich«, warf Triss ebenso ungezwungen ein.

»Aha ...« Erst jetzt errötete Ciri ein wenig und blickte den alten Hexer an. »Onkel Vesemir, ich habe Triss ... dass heißt Frau Merigold gebeten, dass sie ... weil ... na, dass sie bei uns bleibt. Länger. Lange. Aber Triss hat gesagt, dass du auch dein Einverständnis geben musst. Onkel Vesemir! Sei bitte einverstanden!«

»Ich bin einverstanden«, krächzte Vesemir.

»Natürlich bin ich einverstanden ...«

»Wir freuen uns sehr.« Erst jetzt nahm Geralt die Hand von seiner Stirn. »Es ist uns ungeheuer lieb, Triss.«

Die Zauberin nickte leicht in seine Richtung und klapperte unschuldig mit den Wimpern, wobei sie eine kastanienbraune Locke um den Finger wickelte.

Geralts Gesicht wirkte wie aus Stein. »Das war sehr schön und höflich von dir, Ciri«, sagte er,

»dass du Frau Merigold einen längeren Aufenthalt in Kaer Morhen angeboten hast. Ich bin stolz auf dich.«

Ciri wurde rot, lächelte breit. Die Zauberin gab ihr das nächste vereinbarte Zeichen.

»Und jetzt«, sagte das Mädchen und reckte die Nase noch höher, »lasse ich euch allein, damit ihr mit Triss verschiedene wichtige Angelegenheiten erörtern könnt. Frau Merigold, Onkel Vesemir, meine Herren ... Ich verabschiede mich. Vorerst.«

Sie machte einen anmutigen Knicks, worauf sie den Saal verließ, langsam und würdevoll über die Treppe schritt.

»Verdammt«, brach Lambert das Schweigen.

»Wenn ich daran denke, wie ich nicht geglaubt habe, dass sie wirklich eine Prinzessin ist.«

»Habt ihr verstanden, ihr Tölpel?« Vesemir blickte in die Runde. »Wenn sie am Morgen das Kleid anzieht ... Dass es mir dann keinerlei Übungen gibt ... Ihr versteht?«

Eskel und Coën bedachten den Alten mit Blicken, denen es gänzlich an Ehrerbietung fehlte. Lambert prustete unverhohlen los. Geralt schaute die Zauberin an, und die Zauberin lächelte.

»Ich danke dir«, sagte er. »Danke, Triss.«

»Bedingungen?«, sagte Eskel sichtlich berunruhigt. »Triss, wir haben doch schon gelobt, dass wir Ciris Training erleichtern. Was willst du uns noch für Bedingungen stellen?«

»Na, ›Bedingungen‹ ist vielleicht keine besonders schöne Bezeichnung. Ich werde euch drei Ratschläge erteilen, und ihr werdet euch an diese Ratschläge halten. Vorausgesetzt natürlich, euch liegt daran, dass ich hierbleibe und euch bei der Erziehung der Kleinen helfe.«

»Wir hören«, sagte Geralt. »Rede, Triss.«

»Vor allem«, begann sie mit einem boshaften Lächeln, »muss Ciris Speiseplan vielfältiger werden. Will sagen, die geheimen Pilze und rätselhaften Gemüse müssen eingeschränkt werden.«

Geralt und Coën hatten ihre Gesichter hervorragend unter Kontrolle. Lambert und Eskel etwas schlechter. Vesemir überhaupt nicht. Na ja, dachte sie, als sie seine komisch verlegene Miene betrachtete, zu seiner Zeit war die Welt besser. Damals war Heuchelei ein Makel, dessen man sich schämen musste. Offenheit brachte keine Schande.

»Weniger Extrakte aus geheimnisumwobenen Kräutern«, fuhr sie fort, bemüht, nicht zu kichern, »und mehr Milch. Ihr habt hier Ziegen. Melken ist überhaupt keine Kunst, du wirst sehen, Lambert, das lernst du im Handumdrehen.«

»Triss«, begann Geralt, »hör zu ...«

»Nein, du sollst zuhören. Ihr habt Ciri keiner gewaltsamen Mutation unterzogen, die Hormone nicht angegriffen, die Elixiere und Kräuter nicht ausprobiert. Und dafür verdient ihr Lob. Das war vernünftig, verantwortungsbewusst, menschlich. Ihr habt ihr nicht mit Giften Schaden zugefügt, umso weniger dürft ihr sie jetzt zum Krüppel machen.«

»Wovon redest du?«

»Die Pilze, deren Geheimnis ihr so hütet«, erklärte sie, »halten das Mädchen tatsächlich bei guter Kondition und stärken die Muskeln. Die Kräuter sichern einen idealen Stoffwechsel und beschleunigen die Entwicklung. Alle zusammen aber, verstärkt durch das mörderische Training, bewirken gewisse Veränderungen im Körperbau. Im Fettgewebe. Ciri ist eine Frau. Wenn ihr sie nicht in puncto Hormone zum Krüppel macht, dann tut es auch nicht physisch. Sie könnte euch eines Tages vorwerfen, dass ihr sie derart achtlos um ihre ... weiblichen Attribute gebracht habt. Versteht ihr, wovon ich spreche?«

»Ja doch«, murmelte Lambert und starrte unverhohlen ihren Busen an, um den sich der Stoff des Kleides spannte. Eskel räusperte sich und schoss Blicke wie Pfeile auf den jungen Hexer ab.

»Gegenwärtig«, fragte Geralt langsam, während er ebenfalls den Blick über dieses und jenes gleiten ließ, »hast du nichts Unumkehrbares festgestellt, hoffe ich?«

»Nein.« Sie lächelte. »Zum Glück nicht. Sie entwickelt sich gesund und normal, ist gebaut wie eine junge Dryade, ein erfreulicher Anblick. Aber haltet Maß bei der Anwendung von Beschleunigern, ich bitte euch.«

»Werden wir«, versprach Vesemir. »Danke für die Warnung, Kindchen. Was noch? Du erwähntest drei ... Ratschläge.«

»Gewiss. Der zweite: Man darf nicht zulassen, dass Ciri hier verwildert. Sie muss Kontakt zur Welt haben. Zu Gleichaltrigen. Sie muss eine anständige Bildung erhalten und auf ein normales Leben vorbereitet werden. Soll sie vorerst mit dem Schwert fuchteln. Eine Hexerin macht ihr ohne Mutation sowieso nicht aus ihr, aber das Hexertraining wird ihr nicht schaden. Die Zeiten sind schwer und unsicher, sie wird sich verteidigen können, wenn es sein muss. Wie eine Elfe. Aber ihr könnt sie hier nicht lebendig begraben, in dieser Einöde. Sie muss in ein normales Leben eintreten.«

»Ihr normales Leben ist zusammen mit Cintra verbrannt«, murmelte Geralt. »Aber was soll’s, Triss, du hast wie üblich recht. Wir haben schon daran gedacht. Wenn es Frühling wird, bringe ich sie in die Tempelschule. Zu Nenneke, nach Ellander.«

»Das ist ein sehr guter Gedanke und eine kluge Entscheidung. Nenneke ist eine außergewöhnliche Frau und der Tempel der Göttin Melitele ein außergewöhnlicher Ort. Sicher, verlässlich, und er garantiert die passende Erziehung für das Mädchen. Weiß Ciri es schon?«

»Ja. Sie hat ein paar Tage lang gebockt, es aber schließlich zur Kenntnis genommen. Gegenwärtig wartet sie sogar ungeduldig auf den Frühling, sie reizt die Aussicht auf einen Ausflug nach Temerien. Sie ist neugierig auf die Welt.«

»Wie ich in ihrem Alter.« Triss lächelte. »Und dieser Vergleich bringt uns in gefährliche Nähe zu meinem dritten Ratschlag. Dem wichtigsten. Und ihr wisst, welcher das ist. Macht keine dummen Gesichter. Ich bin Magierin, habt ihr das vergessen? Ich weiß nicht, wie lange es gedauert hat, bis ihr Ciris magische Fähigkeiten erkannt habt. Ich habe dazu eine halbe Stunde gebraucht. Danach wusste ich schon, wer oder besser was dieses Kind ist.«

»Und was ist sie?«

»Eine *Quelle* .«

»Unmöglich!«

»Möglich. Sogar gewiss. Ciri ist eine *Quelle*, sie hat mediale Fähigkeiten. Mehr noch, es sind sehr, sehr beunruhigende Fähigkeiten. Ihr habt diese Fähigkeiten bemerkt, euch haben sie auch beunruhigt. Einzig und allein deswegen habt ihr mich nach Kaer Morhen kommen lassen, nicht wahr? Habe ich recht? Einzig und allein deswegen?«

»Ja«, bestätigte nach einem Augenblick des Schweigens Vesemir. Triss atmete insgeheim erleichtert auf. Einen Moment lang hatte sie befürchtet, die Bestätigung würde von Geralt kommen.

Gegen Abend fiel der erste Schnee, zunächst schwach, doch bald wurde ein Schneegestöber daraus. Es schneite die ganze Nacht, und am Morgen waren die Mauern von Kaer Morhen in Schneewehen versunken. Von einem Lauf auf der *Quälerei* konnte keine Rede sein, zumal sich Ciri noch immer nicht besonders gut fühlte. Triss hatte den Verdacht, die »Beschleuniger« der Hexer könnten die Menstruationsbeschwerdenverursachen. Sicher konnte sie sich dessen jedoch nicht sein, von diesen speziellen Dingen wusste sie fast nichts, und Ciri war zweifellos das einzige Mädchen auf der Welt, das man so behandelt hatte. Den Hexern sagte sie nichts von ihrem Verdacht. Sie wollte sie nicht betrüben oder

aufbringen, lieber benutzte sie ihre eigenen Mittel. Sie gab Ciri Elixiere zu trinken, band ihr unterm Kleid eine Schnur mit aktiven Jaspissteinen um die Taille und untersagte Anstrengungen, insbesondere die wilde Jagd mit dem Schwert auf Ratten.

Ciri langweilte sich, streifte schläfrig durch das Schloss und gesellte sich schließlich in Ermangelung anderer Kurzweil zu Coën, der im Pferdestall aufräumte, die Pferde versorgte und Zaumzeug reparierte.

Geralt war zum Unmut der Zauberin irgendwohin verschwunden, tauchte erst gegen Abend wieder auf und brachte ein erlegtes Ziegenböckchen mit. Triss half ihm, die Beute zu zerlegen. Obwohl sie sich schrecklich vor dem Geruch von Fleisch und Blut ekelte, wollte sie in der Nähe des Hexers sein. Ganz in der Nähe. So nahe wie möglich. In ihr reifte eine kalte, eiserne Entschlossenheit. Sie hatte keine Lust, weiter allein zu schlafen.

»Triss!«, schrie Ciri plötzlich und kam polternd die Treppe heraufgelaufen. »Darf ich heute Nacht bei dir schlafen? Triss, bitte, bitte, sag ja! Bitte, Triss!«

Der Schnee fiel und fiel. Es klarte erst wieder auf, als Midinváerne anbrach, der Tag der Wintersonnenwende.

*Am dritten Tag waren alle Kinder gestorben, ausgenommen ein Knabe von kaum zehn Jahren. Dieser, zuvor von heftigen Konvulsionen geschüttelt, fiel mit einem Mal in eine tiefe Ohnmacht. Seine Augen hatten einen Blick wie Glas, mit den Händen zerrte er ohne Unterlass an der Decke oder fuhr damit durch die Luft, als wolle er eine Feder fangen. Sein Atem ging laut und rau, ein kalter, klebriger und übelriechender Schweiß trat auf seine Haut. Da flößten sie ihm abermals das Elixier in die Adern ein, und der Anfall wiederholte sich. Diesmal begann Blut aus seiner Nase zu fließen, und der Husten wurde zum Erbrechen, worauf der Knabe vollends schwach und kraftlos wurde.*

*Die Symptome hielten zwei Tage lang unvermindert an. Die Haut des Kindes, bis dahin von Schweiß bedeckt, wurde trocken und entzündet, der Puls verlor seine Stetigkeit und Genauigkeit, war jedoch ziemlich stark, eher langsam als schnell. Er kam kein einziges Mal mehr zu sich, auch hatte er zu schreien aufgehört.*

*Schließlich brach der siebte Tag an. Der Knabe erwachte wie aus einem Schlaf und öffnete die Augen, seine Augen jedoch waren wie die einer Schlange ...*

Carla Demetia Crest, *Die Kräuterprobe und andere geheime Praktiken der Hexer, nach eigenem Augenschein geschildert,* Manuskript ausschließlichzurEinsichtnahme durch das Kapitel der Magier

# 

# Das dritte Kapitel

»Eure Befürchtungen waren unbegründet, völlig unbegründet.« Triss verzog das Gesicht und stützte die Ellenbogen auf den Tisch. »Die Zeiten sind vorbei, da die Zauberer Jagd auf *Quellen* und magisch begabte Kinder machten, da sie sie mit Gewalt oder List ihren Eltern oder Vormündern entrissen. Habt ihr wirklich geglaubt, ich wollte euch womöglich Ciri wegnehmen?«

Lambert schnaubte, wandte den Kopf ab. Eskel und Vesemir schauten Geralt an, doch Geralt schwieg. Er blickte zur Seite, spielte unablässig mit seinem silbernen Hexermedaillon, das einen Wolfskopf mit gebleckten Fangzähnen darstellte. Triss wusste, dass das Medaillon auf Magie reagierte. In einer Nacht wie Midinváerne, in der die Luft vor Magie geradezu vibrierte, mussten die Hexermedaillons unablässig zittern, mussten Unrast verbreiten.

»Nein, Kindchen«, sagte schließlich Vesemir.

»Wir wissen, dass du das nicht getan hättest. Aber wir wissen ja auch, dass du dem Kapitel Bericht über sie erstatten musst. Wir wissen längst, dass solch eine Pflicht jedem Magier und jeder Magierin auferlegt ist. Ihr nehmt die begabten Kinder nicht mehr den Eltern und Vormündern weg. Ihr beobachtet solche Kinder, um sie später im richtigen Moment für Magie zu interessieren, sie dahin zu bringen, dass ...«

»Keine Angst«, unterbrach sie ihn kalt. »Ich werde niemandem etwas von Ciri sagen. Auch nicht dem Kapitel. Warum schaut ihr mich so an?«

»Uns wundert die Leichtigkeit, mit der du erklärst, das Geheimnis bewahren zu wollen«, sagte Eskel ruhig. »Entschuldige, Triss, ich möchte dich nicht kränken, aber was ist mit eurer legendären Loyalität gegenüber dem Rat und dem Kapitel geschehen?«

»Viel ist geschehen. Der Krieg hat vieles verändert. Und die Schlacht um Sodden noch mehr. Ich will euch nicht mit Politik langweilen, und gewisse Probleme und Angelegenheiten sind, entschuldigt, von einem Geheimnis umgeben, das ich nicht verraten darf. Aber ihr könnt mir glauben, in dieser Angelegenheit kann ich sowohl dem Kapitel als auch euch gegenüber loyal sein.«

»So eine doppelte Loyalität« – Geralt schaute ihr zum ersten Mal an diesem Abend in die Augen – »ist eine verteufelt schwierige Sache. Das gelingt kaum jemandem, Triss.«

Die Magierin blickte zu Ciri hin. Das Mädchen saß zusammen mit Coën auf einem Bärenfell in der fernen Ecke des Saales, sie spielten Abklatschen. Das Spiel schien eintönig zu werden, weil beide unglaublich schnell waren – es konnte partout keiner den anderen treffen. Doch offensichtlich störte das beide nicht und verdarb ihnen nicht den Spaß.

»Geralt«, sagte sie. »Als du Ciri dort an der Jaruga gefunden hast, hast du sie mitgenommen. Du hast sie nach Kaer Morhen gebracht, sie vor der Welt versteckt, du willst nicht, dass selbst die diesem Kinde nahestehenden Menschen wissen, dass sie lebt. Du hast das getan, weil etwas, wovon ich nichts weiß, dich überzeugt hat, dass es eine Vorsehung gibt, dass sie uns beherrscht, dass sie uns bei allem, was wir tun, leitet. Ich glaube das auch, habe es immer geglaubt. Wenn die Vorsehung will, dass Ciri Zauberin wird, dann wird sie es. Weder Kapitel noch Rat müssen von ihr wissen, müssen sie nicht beobachten und nicht überreden. Indem ich euer Geheimnis bewahre, werde ich keineswegs dem Kapitel untreu. Aber, wie ihr selbst wisst, gibt es da einen gewissen Haken.«

»Wenn es nur einer wäre«, seufzte Vesemir.

»Red, Kindchen.«

»Das Mädchen hat magische Fähigkeiten, und das darf nicht vernachlässigt werden. Es ist zu gefährlich.«

»In welcher Hinsicht?«

»Unkontrollierte Fähigkeiten sind eine Bedrohung. Für die *Quelle* und für die Umgebung. Der Umgebung kann eine *Quelle* auf vielerlei Weise schaden. Sich selbst nur auf eine. Und zwar durch Geisteskrankheit. Am häufigsten Katatonie.«

»Tausend Teufel!«, brach nach einer Weile Lambert das Schweigen. »Ich höre euch zu und denke mir, jemand ist hier schon durchgedreht, und gleich wird er die Umgebung bedrohen. Vorsehung, Quellen, Zauber, Wunder, unglaubliche Dinge ... Übertreibst du nicht, Merigold? Ist das das erste Kind, das in die Festung gebracht worden ist? Geralt hat überhaupt keine Vorsehung gefunden, sondern ein heimatloses und verwaistes Kind. Wir werden diesem Kind den Umgang mit dem Schwert beibringen und es in die Welt entlassen, wie die anderen. Freilich, wir haben in Kaer Morhen noch nie ein Mädchen trainiert. Wir hatten Probleme mit Ciri, wir haben Fehler gemacht, gut, dass du uns darauf hingewiesen hast. Aber übertreib nicht. Sie ist nicht gar so einmalig, dass man vor ihr auf die Knie sinken und die Augen gen Himmel heben muss. Laufen etwa so wenig Kriegerweiber auf der Welt herum? Ich garantiere dir, Merigold, Ciri wird tüchtig und gesund hier weggehen, stark und imstande, sich im Leben zurechtzufinden. Und ich versichere dir, ohne Katatonie und andere Anfälle. Es sei denn, du redest ihr so eine Krankheit ein.«

»Vesemir« – Triss drehte sich im Sessel um –, »sag ihm, er soll den Mund halten, denn er stört.«

»Du tust klug«, erklärte Lambert ruhig, »aber du weißt noch nicht alles. Schau her.«

Er streckte die Hand zum Kaminfeuer hin aus, die Finger sonderbar zusammengelegt. Im Kamin begann es zu fauchen und zu heulen, die Flammen schossen heftig empor, die Glut wurde heller, sprühte Funken. Geralt, Vesemir und Eskel blickten beunruhigt zu Ciri hin, doch das Mädchen beachtete das spektakuläre Feuerwerk nicht.

Triss verschränkte die Arme vor der Brust, schaute Lambert herausfordernd an. »Das Zeichen Aard«, stellte sie ruhig fest. »Wolltest du mir imponieren? Mit Hilfe derselben Geste, verstärktdurchKonzentration, Willensanspannung und einen Spruch, kann ich im Handumdrehen die Scheite zum Kamin hinauswerfen, so hoch, dass du sie für Sterne hältst.«

»Du kannst das«, gab er zu. »Aber Ciri nicht. Sie ist nicht imstande, das Zeichen Aard zu bilden. Noch irgendein anderes. Sie hat es Hunderte von Malen versucht – vergebens. Und du weißt selber, dass man für unsere Zeichen nur minimale Fähigkeiten braucht. Also hat Ciri nicht einmal das Minimum. Sie ist ein absolut normales Kind. Sie hat nicht die geringsten magischen Fähigkeiten, sie ist geradezu ein Antitalent. Du aber erzählst uns hier von einer *Quelle*, versuchst uns Angst zu machen ...«

»Eine *Quelle*«, erläuterte sie kalt, »hat keine Kontrolle über ihre Fähigkeiten, beherrscht sie nicht. Sie ist ein Medium, eine Art Übermittler. Sie tritt unwissentlich in Kontakt mit der Energie, formt sie unwissentlich um. Wenn sie aber versucht, sie zu kontrollieren, wenn sie sich anstrengt wie etwa beim Versuch, Zeichen zu formen, wird nichts daraus. Selbst wenn sie es nicht nur Hunderte, sondern Tausende von Malen versucht. Das ist typisch für eine *Quelle*. Doch eines Tages kommt der Moment, da die*Quelle* sich nicht anstrengt, sich keine Mühe gibt, ins Blaue hinein träumt oder an Wurst mit Sauerkraut denkt, Würfel spielt, sich mit jemandem im Bett vergnügt, sich in der Nase bohrt ... und plötzlich geschieht etwas. Zum Beispiel geht ein Haus in Flammen auf. Manchmal auch die halbe Stadt.«

»Du übertreibst, Merigold.«

»Lambert.« Geralt ließ das Medaillon los, legte die Hände auf den Tisch. »Erstens, nenn Triss nicht ›Merigold‹, sie hat dich des Öfteren gebeten, es nicht zu tun. Zweitens übertreibt Triss nicht. Ich habe mit eigenen Augen Ciris Mama in Aktion gesehen, die Prinzessin Pavetta. Ich sage euch, da war was zu sehen. Ich weiß nicht, ob sie eine *Quelle*war, aber niemand hat bei ihr Fähigkeiten vermutet, bis sie um ein Haar die königliche Burg von Cintra in Schutt und Asche gelegt hätte.«

»Man muss also annehmen«, erklärte Eskel, während er die Kerze im nächsten Leuchter anzündete, »dass Ciri immerhin genetisch veranlagt sein kann.«

»Sie kann es nicht nur«, sagte Vesemir. »Sie hat die Gabe. Einerseits hat Lambert recht. Ciri vermag keine Zeichen zu formen. Andererseits ... wir alle haben gesehen ...«

Er verstummte und blickte zu Ciri hin, die gerade mit einem freudigen Quietschen ihren Sieg beim Spiel quittierte. Triss sah das Lächeln auf dem Gesicht Coëns und zweifelte nicht daran, dass er sie hatte gewinnen lassen.

»Ach so«, sagte Triss spöttisch. »Ihr alle habt es gesehen. Was habt ihr gesehen? Unter welchen Umständen habt ihr es bemerkt? Findet ihr nicht, Jungs, dass es an der Zeit ist, sich deutlicher zu offenbaren? Zum Teufel, ich wiederhole, ich werde das Geheimnis bewahren. Mein Wort darauf.«

Lambert schaute Geralt an, der nickte zustimmend. Der jüngere Hexer stand auf, nahm von einem hohen Bord eine große, vierkantige Kristallkaraffe und ein kleineres Flakon. Er gab den Inhalt des Flakons in die Karaffe, schüttelte sie ein paarmal, schenkte die durchsichtige Flüssigkeit in die auf dem Tisch stehenden Pokale ein.

»Betrink dich mit uns, Triss.«

»War die Wahrheit etwa so schrecklich«, spottete sie, »dass man nüchtern nicht davon reden kann? Dass man sich erst volllaufen lassen muss?«

»Lass die klugen Sprüche. Trink. Du wirst es besser verstehen.«

»Was ist das?«

»Weiße Möwe.«

»Was?«

»Ein leichtes Mittel« – Eskel lächelte – »für angenehme Träume.«

»Verdammt! Ein Hexer-Halluzinogen? Davon also leuchten euch abends die Augen so!«

»Die weiße Möwe ist sehr sanft. Die schwarze ist das Halluzinogen.«

»Wenn in dieser Flüssigkeit Magie steckt, darf sie mir nicht über die Lippen kommen!«

»Ausschließlich natürliche Bestandteile«, beruhigte Geralt sie, doch sein Gesichtsausdruck, bemerkte sie, war angespannt. Er hatte sichtlich Angst, sie könnte nach der Zusammensetzung des Elixiers fragen. »Und mit einer großen Menge Wasser verdünnt. Wir würden dir nichts anbieten, was schädlich sein könnte.«

Die moussierende Flüssigkeit mit dem sonderbaren Geschmack traf kalt auf ihre Kehle, dann verströmte sie im Körper Wärme. Die Zauberin fuhr sich mit der Zunge über Zahnfleisch und Gaumen. Sie konnte keinen einzigen Bestandteil erkennen.

»Ihr habt Ciri diese ... Möwe zu trinken gegeben«, erriet sie. »Und da ...«

»Das war ein Zufall«, fiel ihr Geralt rasch ins Wort. »Am ersten Abend, gleich nach der Ankunft ... Sie hatte Durst, die Möwe stand auf dem Tisch. Ehe wir reagieren konnten, hatte sie einen Pokal in einem Zuge ausgetrunken. Und fiel in Trance.«

»Da ist uns vielleicht angst geworden«, gestand Vesemir und seufzte. »Und wie, Kindchen. Bis obenhin.«

»Sie begann mit einer fremden Stimme zu sprechen«, stellte die Zauberin ruhig fest und schaute den Hexern in die Augen, die im Kerzenschein funkelten. »Sie begann, über Dinge und Angelegenheiten zu sprechen, von denen sie nichts wissen konnte. Sie begann zu ... weissagen. Nicht wahr? Was hat sie gesagt?«

»Dummheiten«, sagte Lambert trocken.

»Gefasel ohne Sinn.«

»Ich zweifle nicht daran« – sie schaute ihn an –, »dass du dich damals blendend mit ihr verstanden hast. Gefasel ist deine Spezialität, davon überzeuge ich mich, sooft du den Mund aufmachst. Tu mir also den Gefallen und halt ihn eine Zeitlang geschlossen. Ja?«

»Diesmal«, sagte Eskel ernst, während er sich die Narbe auf der Wange rieb, »hat Lambert recht, Triss. Damals, nachdem sie die Möwe getrunken hatte, redete Ciri tatsächlich so, dass nichts davon zu verstehen war. Damals, beim ersten Mal, war das ein Gestammel. Erst nach ...«

Er verstummte. Triss schüttelte den Kopf.

»Erst beim zweiten Mal begann sie, sinnvoll zu sprechen«, erriet sie. »Es gab also ein zweites Mal. Auch, nachdem sie infolge eurer Unachtsamkeit ein Rauschmittel getrunken hatte?«

»Triss.« Geralt hob den Kopf. »Das ist nicht die Zeit für witzige Bosheiten. Wir finden das nicht komisch. Wir finden das bedrückend und beunruhigend. Ja, es gab ein zweites und auch ein drittes Mal. Ciri war beim Training ziemlich unglücklich hingefallen. Sie verlor das Bewusstsein. Als sie wieder zu sich kam, war sie abermals in Trance. Und abermals phantasierte sie. Abermals war es nicht ihre Stimme. Und abermals war es nicht zu verstehen. Doch ich hatte ähnliche Stimmen schon gehört, eine ähnliche Sprechweise. So reden die armen, kranken, geistesgestörten Frauen, die man Orakel nennt. Verstehst du, was ich meine?«

»Vollauf. Das war das zweite Mal. Komm zum dritten.«

Geralt wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn, auf der plötzlich Schweißperlen standen.

»Ciri erwacht oft in der Nacht«, fuhr er fort.

»Mit einem Schrei. Sie hat viel durchgemacht.

Sie will nicht davon sprechen, aber zweifellos hat sie in Cintra und in Angren Dinge gesehen, die ein Kind nicht sehen sollte. Ich fürchte sogar, dass ... jemand ihr etwas angetan hat. Das kommt in den Träumen wieder hoch ... Für gewöhnlich ist sie leicht zu beruhigen, schläft mühelos wieder ein ... Aber einmal, als sie erwachte ... war sie wieder in Trance. Wieder sprach sie mit fremder, unangenehmer ... mit böser Stimme. Sie sprach deutlich und mit Sinn. Sie weissagte. Prophezeite. Und sie prophezeite uns ...«

»Was? Was, Geralt?«

»Den Tod«, sagte Vesemir sanft. »Den Tod, Kindchen.«

Triss schaute zu Ciri hin, die Coën mit piepsiger Stimme vorwarf, er habe beim Spiel geschummelt. Coën umarmte sie, brach in Gelächter aus. Der Zauberin wurde plötzlich bewusst, dass sie bisher noch nie, niemals einen Hexer hatte lachen hören.

»Wem?«, fragte sie kurz, den Blick noch immer auf Coën gerichtet.

»Ihm«, sagte Vesemir.

»Und mir«, fügte Geralt hinzu. Und lächelte.

»Als sie wieder zu sich kam ...«

»Erinnerte sie sich an nichts. Und wir haben keine Fragen gestellt.«

»Richtig. Was jene Prophezeiung angeht ... War sie konkret? Detailliert?«

»Nein.« Geralt blickte ihr gerade in die Augen.

»Verworren. Frag nicht danach, Triss. Uns bedrückt nicht der Inhalt von Ciris Weissagungen und Visionen, sondern was mit ihr vorgeht. Nicht um uns haben wir Angst, sondern ...«

»Pass auf«, warnte Vesemir. »Red nicht davon, wenn sie dabei ist.«

Coën näherte sich dem Tisch, er trug Ciri Huckepack.

»Wünsch allen eine gute Nacht, Ciri«, sagte er.

»Wünsch diesen Nachtschwärmern eine gute Nacht. Wir gehen schlafen. Es ist bald Mitternacht. Gleich ist die Midinváerne zu Ende. Von morgen an kommt mit jedem Tag der Frühling näher!«

»Ich möchte trinken.« Ciri rutschte von seinen Schultern, langte nach Eskels Pokal. Der Hexer schob das Gefäß geschickt aus ihrer Reichweite, griff nach dem Wasserkrug.

Triss stand rasch auf. »Bitte.« Sie hielt dem Mädchen ihren halbvollen Kelch hin, drückte dabei Geralt vielsagend auf die Schulter und schaute Vesemir in die Augen. »Trink.«

»Triss«, zischte Eskel, während er zusah, wie Ciri gierig trank. »Was tust du da? Das ist doch ...«

»Kein Wort, bitte.«

Sie brauchten nicht lange auf die Wirkung zu warten. Ciri spannte sich plötzlich an, schrie leise, lächelte breit und glücklich. Sie blinzelte, breitete die Arme aus. Sie begann zu lachen, wirbelte in einer Pirouette herum, begann auf den Zehenspitzen zu tanzen. Lambert nahm mit einer blitzschnellen Bewegung einen Schemel weg, der ihr im Wege stand, Coën stellte sich zwischen die Tanzende und das Kaminfeuer.

Triss riss aus dem Ausschnitt ihres Kleides ein Amulett hervor, einen in Silber gefassten Saphir an einer dünnen Kette. Sie umklammerte es fest mit der Hand.

»Kindchen ...«, ächzte Vesemir. »Was stellst du an?«

»Ich weiß, was ich tue«, sagte sie scharf. »Das Mädchen ist in Trance verfallen, und ich werde psychischen Kontakt zu ihr aufnehmen. Werde mich in sie hineinversetzen. Ich habe euch gesagt, sie ist eine Art magischer Übermittler, ich muss wissen, was sie übermittelt, wie und woher sie die Aura bekommt, wie sie sie umformt. Heute ist Midinváerne, eine günstige Nacht für solche Unternehmungen ...«

»Das gefällt mir nicht.« Geralt runzelte die Stirn. »Das gefällt mir ganz und gar nicht.«

»Wenn eine von uns einen epileptischen Anfall haben sollte« – die Zauberin ignorierte seine Worte –, »wisst ihr, was ihr zu tun habt. Einen Knebel zwischen die Zähne, festhalten, abwarten. Kopf hoch, Jungs. Ich mache das nicht zum ersten Mal.«

Ciri hörte auf zu tanzen, hockte sich hin, streckte die Arme aus, legte den Kopf auf die Knie. Triss presste sich das schon warm gewordene Amulett an die Schläfe, flüsterte einen Spruch. Sie schloss die Augen, konzentrierte ihren Willen und sandte einen Impuls aus.

Das Meer begann zu rauschen, donnernd stießen die Wellen an ein felsiges Ufer, ließen Fontänen zwischen den Steinbrocken emporschießen. Sie schlug mit den Flügeln, suchte den salzigen Wind. Unbeschreiblich glücklich stieß sie herab, holte den Schwarm ihrer Gefährtinnen ein, streifte mit den Fängen über die Kämme der Wellen, schoss tropfensprühend wieder gen Himmel, segelte dahin, geschüttelt von dem Luftwirbel, der in Schwung- und Schwanzfedern rauschte. Die Kraft der Suggestion, dachte sie nüchtern. Das ist nur die Kraft der Suggestion. Eine Möwe!

*Triiiss! Triiiss! Ciri? Wo bist du? Triiiss!*

Die Möwenschreie verstummten. Die Zauberin fühlte noch immer die feuchten Spritzer der Schaumkämme auf dem Gesicht, doch unter ihr lag nun kein Meer. Oder eigentlich doch – aber es war ein Meer von Gras, eine grenzenlose Ebene, die sich bis zum Horizont erstreckte. Triss stellte bestürzt fest, dass das, was sie sah, das Panorama war, das sich von der Anhöhe bei Sodden bot. Doch das war nicht die Anhöhe. Es konnte nicht die Anhöhe sein.

Plötzlich wurde der Himmel dunkel, ringsum ballten sich Schatten zusammen. Sie sah eine lange Reihe von undeutlichen Gestalten, die langsam den Hang hinabgingen. Sie hörte Stimmen flüstern, die sich überlagerten, zu einem beunruhigenden, unverständlichen Chor vermischt.

Ciri stand neben ihr, das Gesicht abgewandt. Der Wind ließ ihre aschblonden Haare wehen.

Die nebelhaften, undeutlichen Gestalten zogen weiter vorbei, in langer, endloser Reihe. Wenn sie an ihr vorbeikamen, wandten sie den Kopf. Triss unterdrückte einen Aufschrei, als sie die gleichgültigen, ruhigen Gesichter sah, die blicklosen, toten Augen. Die meisten Gesichter kannte, erkannte sie nicht. Manche aber doch.

Die Koralle. Vanielle. Yoël. Der Gefleckte Axel ...

»Wozu hast du mich hierher gebracht?«, flüsterte sie. »Wozu?«

Ciri wandte sich zu ihr um. Sie hob eine Hand, und die Zauberin sah das Rinnsal von Blut, das an der Lebenslinie entlang zum Handgelenk floss.

»Das ist eine Rose«, sagte das Mädchen ruhig.

»Die Rose von Shaerrawedd. Ich habe mich gestochen. Es macht nichts. Das ist nur Blut. Elfenblut ...«

Der Himmel verdüsterte sich noch mehr, und einen Augenblick später zerriss ihn ein scharfer, blendend heller Blitz. Alles erstarrte still und reglos. Triss tat einen Schritt, um sich zu überzeugen, ob sie dazu imstande wäre. Sie blieb neben Ciri stehen und sah, dass sie beide am Rande eines bodenlosen Abgrunds standen, in dem ein rötlicher, wie von unten erleuchteter Rauch wallte. Das Licht des nächsten lautlosen Blitzes ließ plötzlich eine in den Abgrund hinabführende Marmortreppe erkennen.

»Es muss so sein«, sagte Ciri mit zitternder Stimme. »Es gibt keinen anderen Weg. Nur diesen. Auf der Treppe nach unten. Es muss so sein, weil ... Va’esse deireádh aep eigean ...«

»Sprich«, flüsterte die Magierin. »Sprich, Kind.«

»Kind vom Älteren Blute ... Feainnewedd ... Luned aep Hen Ichaer ... Deithwen ... die Weiße Flamme ... Nein, nein ... Nein!«

»Ciri!«

»Der schwarze Ritter ... mit Federn am Helm ... Was hat er mir angetan? Was ist damals geschehen? Ich hatte Angst ... Ich habe immer noch Angst. Das hat nicht aufgehört, das hört niemals auf. Das Löwenjungemusssterben ...Die Staatsräson ... Nein ... Nein ...«

»Ciri!«

»Nein!« Das Mädchen spannte sich an, kniff die Lider zusammen. »Nein, nein, ich will nicht! Rühr mich nicht an!«

Ciris Gesicht änderte sich auf einen Schlag, erstarrte, die Stimme wurde metallisch, kalt und feindselig, es klang darin ein böser, grausamer Hohn.

»Du bist ihr sogar bis hierher gefolgt, Triss Merigold? Bis hierher? Du bist zu weit gegangen, Vierzehnte. Ich habe dich gewarnt.«

»Wer bist du?« Triss erschauderte. Doch sie beherrschte ihre Stimme.

»Das wirst du erfahren, wenn es an der Zeit ist.«

»Ich werde es sofort erfahren!«

Die Zauberin hob die Hände, breitete sie ruckartig aus, legte alle Kraft in den Erkennungszauber. Der magische Vorhang zerriss, doch dahinter war ein anderer ... ein dritter ... ein vierter ...

Triss sank ächzend auf die Knie. Die Wirklichkeit aber riss immer weiter auf, es öffnete sich Tür um Tür, eine lange, endlose Reihe, die nirgendwohin führte. Ins Leere.

»Du hast dich geirrt, Vierzehnte«, höhnte die metallische, unmenschliche Stimme. »Du hast den Himmel mit den Sternen verwechselt, die sich nachts im Teich spiegeln.«

»Rühr sie nicht an ... Rühr dieses Kind nicht an!«

»Das ist kein Kind.«

Ciris Lippen bewegten sich, doch Triss sah, dass die Augen des Mädchens tot waren, glasig, bewusstlos.

»Das ist kein Kind«, wiederholte die Stimme.

»Das ist die Flamme, die Weiße Flamme, an der die Welt Feuer fangen und verbrennen wird. Das ist das Ältere Blut, Hen Ichaer. Elfenblut. Das Samenkorn, das nicht keimen wird, sondern in Flammen ausbrechen. Das Blut, das geschändet wird ... Wenn Tedd Deireádh kommt, die Zeit des Endes. Va’esse deireádh aep eigean!«

»Du prophezeist den Tod?«, schrie Triss.

»Kannst du weiter nichts als den Tod prophezeien? Allen? Ihnen, ihr ... Mir?«

»Dir? Du bist schon gestorben, Vierzehnte. In dir ist schon alles gestorben.«

»Bei der Macht der Sphären«, ächzte die Magierin, mobilisierte die letzten Kräfte und fuhr mit der Hand durch die Luft. »Bei Wasser, Feuer, Erde und Luft beschwöre ich dich. Ich beschwöre dich beim Gedanken, beim Traum und beim Tod, bei dem, was war, bei dem, was ist, und bei dem, was sein wird. Ich beschwöre dich. Wer bist du? Sprich!«

Ciri wandte den Kopf. Das Bild der in die Tiefe des Abgrunds führenden Treppe verschwand, zerfloss, an ihrer Stelle erschien ein graues bleiernes Meer, auf dem sich brechende Wellenkämme schäumten. In die Stille drang abermals der Schrei der Möwen.

»Flieg«, sagte die Stimme mit dem Munde des Mädchens. »Es ist Zeit. Kehr zurück, woher du gekommen bist, Vierzehnte von der Anhöhe. Flieg auf den Flügeln der Möwe und höre dem Schrei der anderen Möwen zu. Hör aufmerksam zu!«

»Ich beschwöre dich ...«

»Das kannst du nicht. Flieg, Möwe!«

Und plötzlich war da wieder die sturmpfeifende, nasse und salzige Luft, und da war der Flug, ein Flug ohne Ende und Anfang. Wild schrien die Möwen. Schrien und befahlen.

*Triss?*

*Ciri?*

*Vergiss ihn! Quäl ihn nicht! Vergiss! Vergiss, Triss!*

*Vergiss!*

*Triss! Triss! Triiiss!*

»Triss!«

Sie öffnete die Augen, warf den Kopf auf dem Kissen hin und her, bewegte die taub gewordenen Hände.

»Geralt?«

»Ich bin bei dir. Wie fühlst du dich?«

Sie schaute sich um. Sie war in ihrem Zimmer, lag im Bett. Im besten Bett von ganz Kaer Morhen.

»Was ist mit Ciri?«

»Sie schläft.«

»Wie lange ...?«

»Zu lange«, unterbrach er sie. Er zog die Decke über sie, umarmte sie. Als er sich herabbeugte, schwang das Medaillon mit dem Wolfskopf direkt über ihrem Gesicht. »Was du getan hast, war nicht der beste Einfall, Triss.«

»Es ist alles in Ordnung.« Sie begann in seinen Armen zu zittern. Stimmt nicht, dachte sie. Nichts ist in Ordnung. Sie drehte das Gesicht so weg, dass das Medaillon sie nicht berührte. Es gab viele Theorien über die Eigenschaften von Hexeramuletten, doch keine von ihnen empfahl Zauberern, eins davon am Tag und in der Nacht der Sonnwende zu berühren.

»Haben ... Haben wir etwas in der Trance gesagt?«

»Du nicht. Du warst die ganze Zeit bewusstlos. Ciri ... Kurz bevor sie zu sich kam ... Sie sagte ... ›Va’esse deireádh aep eigean.‹«

»Sie kennt die Ältere Rede?«

»Nicht so gut, dass sie einen ganzen Satz sagen könnte.«

»Einen Satz, der bedeutet: ›Etwas geht zu Ende.‹« Die Zauberin rieb sich mit der Hand übers Gesicht. »Geralt, das ist eine ernste Sache. Das Mädchen ist ein unglaublich starkes Medium. Ich weiß nicht, womit und mit wem sie Kontakt aufnimmt, aber ich glaube, dass es für sie keine Beschränkungen des Kontakts gibt. Etwas will sich ihrer bemächtigen. Etwas ... das mir zu mächtig ist. Ich habe Angst um sie. Die nächste Trance ... kann in einer Geisteskrankheit enden. Ich habe darüber keine Gewalt, ich kann das nicht beherrschen, schaffe es nicht ... Wenn es notwendig wäre, wäre ich nicht imstande, ihre Fähigkeiten zu blockieren, zu dämpfen, ich brächte es nicht fertig, sie, wenn es keinen anderen Ausweg gäbe, für immer zu löschen. Du brauchst die Hilfe ... einer anderen Magierin. Einer fähigeren. Erfahreneren. Du weißt, von wem ich rede.«

»Ich weiß.« Er wandte den Kopf ab, presste die Lippen zusammen.

»Sperr dich nicht. Sträub dich nicht dagegen. Ich kann mir denken, warum du dich nicht an sie gewandt hast, sondern an mich. Kämpfe gegen den Ehrgeiz an, bezwinge deinen Groll und deine Voreingenommenheit. Es hat keinen Sinn, du machst dich kaputt. Und du setzt Ciris Leben und Gesundheit aufs Spiel. Das, was ihr höchstwahrscheinlich bei der nächsten Trance widerfahren wird, ist womöglich schlimmer als die Kräuterprobe. Wende dich an Yennefer um Hilfe, Geralt.«

»Und du, Triss?«

»Was, ich?« Sie schluckte mit Mühe. »Ich zähle nicht. Ich habe dich enttäuscht. Enttäuscht ... in jeder Hinsicht. Ich war ... Ich war dein Irrtum. Weiter nichts.«

»Irrtümer«, rang er sich ab, »zählen für mich auch. Ich streiche sie weder aus meinem Leben noch aus der Erinnerung. Und niemals gebe ich anderen dafür die Schuld. Du zählst für mich, Triss, und wirst immer für mich zählen. Du hast mich niemals enttäuscht. Niemals. Glaub mir.«

Sie schwieg lange. »Ich bleibe bis zum Frühling«, erklärte sie schließlich und bezwang das Zittern in ihrer Stimme. »Ich werde bei Ciri sein ... Wachen. Tag und Nacht. Und im Frühling ... Im Frühling bringen wir sie in den Tempel der Melitele in Ellander. Das, was sich ihrer bemächtigen will, wird im Tempel vielleicht nicht an sie herankommen. Du aber wendest dich in der Zwischenzeit an Yennefer um Hilfe.«

»Gut, Triss. Ich danke dir.«

»Geralt?«

»Ja.«

»Ciri hat noch etwas gesagt, nicht wahr? Etwas, was nur du gehört hast. Sag mir, was es war.«

»Nein«, widersprach er, und seine Stimme zitterte. »Nein, Triss.«

»Ich bitte dich.«

»Sie hat nicht zu mir gesprochen.«

»Ich weiß. Sie sprach zu mir. Sag es, bitte.«

»Als sie schon erwacht war ... als ich sie forttrug ... flüsterte sie: ›Vergiss ihn. Quäl ihn nicht.‹«

»Das werde ich nicht«, sagte sie leise. »Aber vergessen kann ich nicht. Verzeih mir.«

»Ich bin es, der dich um Verzeihung bitten muss. Und nicht nur dich.«

»So sehr liebst du sie.« Es war keine Frage – eine Feststellung.

»So sehr«, gestand er halblaut nach langem Schweigen.

»Geralt.«

»Ja, Triss.«

»Bleib heute Nacht bei mir.«

»Triss ...«

»Bleib nur bei mir.«

»Gut.«

Kurz nach Midinváerne hörte es auf zu schneien. Es kam Frost.

Triss war Tag und Nacht bei Ciri. Sie wachte. Sie nahm sie in Schutz. Sichtbar und unsichtbar.

Das Mädchen wachte fast jede Nacht mit einem Schrei auf. Sie phantasierte, in die Bettdecke verkrallt, weinte vor Schmerz. Die Zauberin beruhigte sie mit Sprüchen und Elixieren, umarmte sie und wiegte sie in den Schlaf. Und dann konnte sie selbst lange nicht einschlafen, wenn sie daran dachte, was Ciri im Schlaf und nach dem Erwachen gesagt hatte. Und ihre Furcht nahm zu. Va’esse deireádh aep eigean ... Etwas geht zu Ende ...

So ging es zehn Tage und Nächte lang. Und schließlich war es vorüber. Es hörte auf, verschwand spurlos. Ciri beruhigte sich, schlief, ohne zu phantasieren, ohne zu träumen.

Doch Triss wachte unablässig. Sie wich dem Mädchen keinen Schritt von der Seite. Sie nahm sie in Schutz. Sichtbar und unsichtbar.

»Schneller, Ciri! Ausfall, Angriff, Rücksprung!Halbpirouette,Stoß, Rücksprung! Halte das Gleichgewicht, mit der linken Hand, sonst fällst du vom Kamm. Und stößt dir die ... weiblichen Attribute!«

»Was?«

»Nichts. Bist du nicht müde? Wenn du willst, machen wir eine Pause.«

»Nein, Lambert! Ich kann noch. Ich bin nicht so schwach, bilde dir nur nichts ein. Vielleicht sollte ich versuchen, jeden zweiten Pfahl zu überspringen?«

»Kommt gar nicht in Frage! Du fällst herunter, und dann reißt mir Merigold den ... Kopf ab.«

»Ich falle nicht!«

»Ich habe es einmal gesagt, noch einmal sage ich es nicht. Ohne Faxen! Sicherer Stand! Und die Atmung, Ciri, die Atmung! Du keuchst wie ein erstickendes Mammut!«

»Stimmt nicht!«

»Quengle nicht. Übe! Angriff, Rücksprung! Parade! Halbpirouette! Parade, ganze Pirouette! Sicherer auf den Pfosten, verdammt! Wackle nicht! Ausfall, Stoß! Schneller! Halbpirouette! Spring und stich! Richtig! Sehr gut!«

»Wirklich? War es wirklich gut, Lambert?«

»Wer sagt das denn?«

»Du! Gerade eben!«

»Da muss ich mich versprochen haben. Angriff! Halbpirouette! Rücksprung! Und noch einmal! Ciri, und wo war die Parade? Wie oft soll ich es noch sagen? Auf den Rücksprung muss immer eine Parade folgen, ein Vorschnellen der Klinge, das Kopf und Hals deckt! Immer!«

»Sogar, wenn ich nur mit einem Gegner kämpfe?«

»Du weißt nie, gegen wen du kämpfst. Du weißt nie, was hinter dir ist. Du musst dich immer decken. Beinarbeit und Schwert! Das muss ein Reflex werden. Ein Reflex, verstehst du? Du darfst das nicht vergessen. Wenn du es in einem richtigen Kampf vergisst, bist du erledigt. Noch mal! Na! Genau so! Siehst du, wie schön es mit so einer Parade klappt? Du kannst aus ihr heraus jeden Schlag führen. Du kannst aus ihr heraus nach hinten hauen, wenn es sein muss. Na, zeig eine Pirouette und einen Schlag nach hinten.«

»Haaa!«

»Sehr schön. Weißt du nun, worum es geht? Hast du’s kapiert?«

»Ich bin nicht dumm!«

»Du bist ein Mädchen. Mädchen haben keinen Verstand.«

»Ach, Lambert, wenn Triss das hören würde!«

»Wenn das Weibsstück ’nen Schnurrbart hätte, würde es Hauptmann. Nun, das reicht. Komm herunter. Wir ruhen uns aus.«

»Ich bin nicht müde!«

»Aber ich. Ich habe gesagt: ausruhen. Komm vom Kamm herunter.«

»Mit einem Salto?«

»Wie denn sonst? Wie ein Huhn von der

Stange? Los, spring. Keine Angst, ich sichere dich.«

»Haaaa!«

»Schön. Für ein Mädchen sehr schön. Du kannst jetzt die Augenbinde abnehmen.«

»Triss, ist es für heute nicht genug? Was? Können wir nicht den Schlitten nehmen und den Hang hinunterfahren? Die Sonne scheint, der Schnee glitzert, dass die Augen wehtun! So schönes Wetter!«

»Lehn dich nicht so weit vor, sonst fällst du aus dem Fenster.«

»Lass uns Schlitten fahren, Triss!«

»Schlag mir das in der Älteren Rede vor. Damit beenden wir für heute den Unterricht. Komm vom Fenster weg, zurück an den Tisch ... Ciri, wie oft muss ich bitten? Leg dieses Schwert weg, hör auf, damit herumzufuchteln.«

»Das ist mein neues Schwert! Ein richtiges Hexerschwert! Aus Stahl gemacht, der vom Himmel gefallen ist! Wirklich! Geralt hat es gesagt, und er lügt nie, das weißt du doch!«

»Oh ja. Ich weiß.«

»Ich muss mich an dieses Schwert gewöhnen. Onkel Vesemir hat es genau an mein Gewicht, meine Größe und Armlänge angepasst. Ich muss Hand und Handgelenk darauf einstellen!«

»Stell dich ruhig darauf ein, aber im Freien. Nicht hier. Also, ich höre. Ich glaube, du wolltest mir eine Schlittenfahrt vorschlagen. In der Älteren Rede. Also, schlag vor.«

»Hmm ... Was heißt ›Schlitten‹?«

»Sledd als Gegenstand. Aesledde als Tätigkeit.«

»Aha ... Ich weiß schon. Va’en aesledde, ell’ea?«

»Beende die Frage nicht auf diese Weise, das ist eine unhöfliche Form. Die Frage wird durch die Intonation gebildet.«

»Aber die Kinder von den Inseln ...«

»Du lernst nicht den Jargon von Skellige, sondern klassische Ältere Rede.«

»Und wozu lerne ich diese Rede eigentlich?«

»Um sie kennenzulernen. Was man nicht weiß, muss man lernen. Wer keine Sprachen kennt, ist ein Krüppel.«

»Es reden doch sowieso alle nur die Gemeinsprache!«

»Stimmt. Aber manche nicht nur. Ich versichere dir, Ciri, es ist besser, zu manchen als zu allen zu gehören. Also, ich höre. Im vollständigen Satz: ›Wir haben heute schönes Wetter, lass uns also Schlitten fahren gehen.‹«

»Elaine ... Hmm ... Elaine tedd a’taeghane, a va’en aesledde?«

»Sehr gut.«

»Ha! Also gehen wir.«

»Gleich.LassmichmicherstzuEnde schminken.«

»Und für wen malst du dich so an, he?«

»Für mich selbst. Eine Frau unterstreicht ihre Schönheit für ihr Selbstgefühl.«

»Hmm ... Weißt du was? Ich fühle mich auch etwas schlecht. Lach nicht, Triss!«

»Komm her. Setz dich mir auf die Knie. Leg das Schwert weg, ich hab dich gebeten! Danke. Jetzt nimm den großen Pinsel, pudre dir das Gesicht. Nicht so viel, Mädchen, nicht so viel! Schau in den Spiegel. Siehst du, wie hübsch du bist?«

»Ich sehe keinen Unterschied. Ich mal mir die Augen an, ja? Was lachst du? Du malst dir immer die Augen an! Das will ich auch!«

»Gut. Los, leg dir Schatten auf die Lider. Ciri, mach nicht beide Augen zu, du siehst ja nichts, schmierst dir übers ganze Gesicht. Nimm ein kleines bisschen und streif dir nur über die Lider. Streifen, hab ich gesagt! Warte, ich reib ein wenig weg. Mach die Augen zu. Und jetzt auf.«

»Ooh!«

»Ist da ein Unterschied? Ein kleines bisschen Schatten schadet nicht einmal so hübschen Augen wie deinen. Die Elfen haben gewusst, was sie taten, als sie sich Schatten auf die Lider legten.«

»Die Elfen?«

»Das wusstest du nicht? Das Schminken haben die Elfen erfunden. Eine Menge nützliche Dinge haben wir vom Älteren Volk übernommen. Und ihnen verdammt wenig dafür gegeben. Jetzt nimm die Kreide, zieh ganz dünn am Oberlid entlang, direkt bei den

Wimpern. Ciri, was tust du?«

»Lach nicht! Das Lid zittert mir! Deshalb!«

»Mach den Mund ein wenig auf, dann hört es auf zu zittern. Siehst du? Fertig.«

»Ooh!«

»Komm, jetzt gehen wir mit unserer Schönheit die Hexer verblüffen. Es gibt kaum einen angenehmeren Anblick. Und dann nehmen wir den Schlitten und verschmieren uns in tiefen Schneewehen die ganze Schminke wieder.«

»Und malen uns wieder an!«

»Nein. Wir sagen Lambert, er soll das Bad heizen, und dann baden wir.«

»Wieder? Lambert hat gesagt, dass wir zu viel Brennholz zum Baden brauchen.«

»Lambert cáen me a’báeth aep arse.«

»Was? Das habe ich nicht verstanden ...«

»Mit der Zeit wirst du auch die Idiome beherrschen. Bis zum Frühling haben wir noch viel Zeit für den Unterricht. Aber jetzt ... Va’en aesledde, me elaine luned!«

»Da, auf diesem Stich ... Nein, zum Kuckuck, nicht auf dem ... Auf diesem. Das ist, wie wir schon wissen, ein Ghul. Lass hören, Ciri, was du über den Ghul gelernt hast ... He, schau mich mal an! Was hast du, in drei Teufels Namen, auf den Lidern?«

»Besseres Selbstgefühl!«

»Was? Na, egal. Also, ich höre.«

»Hmm ... Der Ghul, Onkel Vesemir, ist ein Ungeheuer, welches Leichen frisst. Man trifft ihn auf Friedhöfen an, in der Umgebung von Grabhügeln, überall, wo Tote begraben werden. In Nek ... Nekropolen. Auf Schlachtfeldern ...«

»Er wird also nur Leichnamen gefährlich?«

»Nein, nicht nur. Lebende fällt ein Ghul ebenfalls an. Wenn er Hunger hat oder in Wut gerät. Wenn es zum Beispiel eine Schlacht gibt ... viele Gefallene ...«

»Was hast du, Ciri?«

»Nichts ...«

»Ciri, hör zu. Vergiss, was damals war. Das kommt nicht mehr wieder.«

»Ich habe gesehen ... In Sodden und im Flussland ... Ganze Felder ... Sie lagen da, Wölfe und verwilderte Hunde haben an ihnen gefressen. Vögel haben auf ihnen herumgehackt ... Bestimmt hat es dort Ghule gegeben ...«

»Deswegen lernst du jetzt etwas über Ghule, Ciri. Was man kennt, ist kein Albtraum mehr. Wogegen man kämpfen kann, das ist nicht mehr gar so bedrohlich. Wie kämpft man mit einem Ghul, Ciri?«

»Mit dem Silberschwert. Ein Ghul ist empfindlich gegen Silber.«

»Wogegen noch?«

»Grelles Licht. Und Feuer.«

»Also kann man ihn mit Licht und Feuer bekämpfen?«

»Man kann, aber das ist gefährlich. Ein Hexer benutzt weder Licht noch Feuer, denn die verschlechtern die Sicht. Jedes Licht erzeugt Schatten, und Schatten erschweren die Orientierung. Man muss immer im Dunklen kämpfen, beim Licht des Mondes oder der Sterne.«

»Sehr richtig. Das hast du dir gut gemerkt, bist ein verständiges Mädchen. Und jetzt schau dir das an, auf diesem Stich.«

»Oiii ...«

»Nun ja, das ist wirklich kein schönes Mist ... Geschöpf. Das ist ein Graveir. Der Graveir ist eine Abart des Ghuls. Er ist dem Ghul sehr ähnlich, aber wesentlich größer. Ihn unterscheiden auch, wie du siehst, diese drei Knochenkämme auf dem Schädel. Der Rest ist wie bei jedem Leichenfresser. Beachte: Die Krallen sind kurz und stumpf, ans Ausgraben von Gräbern angepasst, ans Scharren in der Erde. Mächtige Zähne, mit denen er Knochen zermalmt, und eine lange, dünne Zunge, um das Mark auszulecken, das sich zersetzt hat. So ein schön stinkendes Knochenmark ist für den Graveir ein Leckerbissen ... Was hast du?«

»N-nichts.«

»Du bist ganz blass. Und grün. Du isst zu wenig. Hast du gefrühstückt?«

»Jaa. Haab ich.«

»Wo war ich ...? Aha. Fast hätte ich’s vergessen. Graveire, wie auch Ghule und andere Ungeheuer aus dieser Gruppe, haben keine eigene ökologische Nische. Sie sind Überbleibsel aus der Zeit der Sphärendurchdringung. Wenn man sie tötet, verletzt man nicht die Ordnungen und Zusammenhänge, die in der Natur, in unserer gegenwärtigen Sphäre herrschen. In unserer gegenwärtigen Sphäre sind diese Wesen fremd, für sie ist hier kein Platz. Verstehst du das, Ciri?«

»Ich verstehe es, Onkel Vesemir. Geralt hat es mir erklärt. Ich weiß alles. Eine ökologische Nische ist ...«

»Gut, gut. Ich weiß, was das ist; wenn Geralt es dir erklärt hat, brauchst du es mir nicht aufzusagen. Zurück zum Graveir. Graveire kommen zum Glück ziemlich selten vor, denn das sind verdammt gefährliche Mistviecher. Die kleinste Verwundung im Kampf mit einem Graveir bedeutet eine Infektion mit Leichengift. Mit welchem Elixier wird eine Infektion mit Leichengift geheilt, Ciri?«

»Mit der ›Goldamsel‹.«

»Richtig. Aber besser ist es, eine Infektion zu vermeiden. Deshalb darf man, wenn man mit einem Graveir kämpft, sich dem Drecksding nicht nähern. Man kämpft immer auf Distanz, und den Stoß versetzt man aus einem Ansprung heraus.«

»Hmm ... Und an welcher Stelle verpasst man ihm den am besten?«

»Dazu kommen wir jetzt gerade. Schau ...«

»Noch einmal, Ciri. Wir werden das schön langsam üben, damit du jede Bewegung beherrschen lernst. Pass auf, ich greife dich jetzt an, ich nehme eine Haltung ein wie für einen Stoß ... Warum weichst du zurück?«

»Weil ich weiß, dass das eine Finte ist! Du kannst in eine weite Sinister übergehen oder mit einer oberen Quart zuschlagen. Aber ich weiche zurück und pariere mit einem Konterausfall!«

»Wirklich? Und wenn ich *das* mache?«

»Auu!! Es sollte doch schön langsam gehen! Was habe ich falsch gemacht? Sag, Coën!«

»Nichts. Ich bin einfach größer und stärker.«

»Das ist nicht fair!«

»So etwas wie einen fairen Kampf gibt es nicht. Im Kampf wird jeder Vorteil ausgenutzt, auf jede Weise, die sich anbietet. Indem du zurückgewichen bist, hast du mir Gelegenheit gegeben, mehr Kraft in den Hieb zu legen. Statt zurückzuweichen, hättest du eine Halbpirouette vollführen und versuchen müssen, mich von unten her zu treffen, mit einer rechten Quart, unterm Kinn, an der Wange oder an der Kehle.«

»Das hättest du mir gerade erlaubt! Du machst eine umgekehrte Pirouette und triffst mich links am Hals, ehe ich eine Parade zustande kriege! Woher soll ich wissen, was du tun wirst?«

»Du musst es wissen. Und du weißt es.«

»Von wegen!«

»Ciri. Was wir hier tun, ist ein Kampf. Ich bin dein Gegner. Ich will und muss dich besiegen, denn es geht um mein Leben. Ich bin größer und stärker als du, also werde ich auf Gelegenheiten zu Schlägen warten, mit denen ich deine Parade durchbreche, wie du es gerade eben gesehen hast. Was soll mir eine Pirouette? Ich bin schon in der Sinister, pass auf. Was ist einfacher, als mit einer Sekond unter die Achsel zu schlagen, auf die Innenseite des Oberarms? Wenn ich dir die Schlagader aufschlitze, stirbst du binnen weniger Minuten. Verteidige dich!«

»Haaa!«

»Sehr gut. Eine schöne, schnelle Parade.

Siehst du, wie sich die Gelenkgymnastik bezahlt macht? Und jetzt pass auf – viele Fechter machen einen Fehler bei der statischen Parade, sie verharren eine Sekunde lang, und dann kann man sie überrumpeln, zuschlagen – so!«

»Haa!«

»Schön! Aber spring zurück, spring sofort zurück, geh in eine Pirouette! Ich kann ein Stilett in der linken Hand haben! Gut! Sehr gut! Und jetzt, Ciri? Was werde ich jetzt machen?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Beobachte meine Füße! Wie habe ich das Körpergewicht verteilt? Was kann ich in so einer Haltung tun?«

»Alles!«

»Also beweg dich, beweg dich, zwing mich dazu, mich zu entfalten! Verteidige dich! Gut!

Schau nicht auf mein Schwert, mit dem Schwert kann ich dich täuschen! Verteidige dich! Gut! Und noch einmal! Gut! Und wieder!«

»Auuu!«

»Schlecht.«

»Uff ... Was habe ich falsch gemacht?«

»Nichts. Ich bin einfach schneller. Nimm den Schutz ab. Wir wollen uns eine Weile hinsetzen, ausruhen. Du musst müde sein, du bist den ganzen Morgen in der *Spur*gelaufen.«

»Ich bin nicht müde. Ich bin hungrig.«

»Verdammt, ich auch. Und heute hat Lambert Dienst, der kann nichts kochen außer Nudeln ... Wenn er die wenigstens gut könnte ...«

»Coën?«

»Ja?«

»Ich bin immer noch nicht schnell genug ...«

»Du bist sehr schnell.«

»Werde ich einmal so schnell sein wie du?«

»Wohl kaum.«

»Hmm ... Na ja. Und bist du ... Wer ist der beste Schwertkämpfer auf der Welt?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Hast du nie so einen gekannt?«

»Ich habe viele gekannt, die sich dafür hielten.«

»Ha! Wer waren sie? Wie hießen sie? Was konnten sie?«

»Langsam, langsam, Mädchen. Ich kenne die Antworten auf diese Fragen nicht. Ist das so wichtig?«

»Klar ist es wichtig! Ich möchte wissen ... wer diese Schwertkämpfer sind. Und wo sie sind.«

»Wo sie sind, weiß ich.«

»Ha! Wo also?«

»Auf den Friedhöfen.«

»Pass auf, Ciri. Wir hängen jetzt den dritten Schwengel ein, mit zweien kommst du schon zurecht. Die Schritte wirst du genauso wie bei zweien machen, du machst nur eine Volte mehr. Bereit?«

»Ja.«

»Konzentrier dich. Entspann dich. Einatmen, ausatmen. Angriff!«

»Uch! Auuu ... Verdammt!«

»Fluch bitte nicht. Hat er dich schlimm erwischt?«

»Nein, er hat mich nur gestreift ... Was hab ich falsch gemacht?«

»Du bist in zu gleichmäßigem Rhythmus gelaufen, hast die zweite Pirouette zu sehr beschleunigt, und die Finte hast du zu weit angelegt. Im Ergebnis hat es dich direkt unter den Schwengel getragen.«

»Och, Geralt, da ist überhaupt kein Platz für eine Ausweichbewegung und eine Kehre! Sie hängen zu dicht beieinander!«

»Da ist eine Menge Platz, das kannst du mir glauben. Aber die Abstände sind so eingerichtet, dass sie zu arhythmischer Bewegung zwingen. Das ist ein Kampf, Ciri, kein Ballett. Beim Kampf darf man sich nicht rhythmisch bewegen. Mit der Bewegung musst du dem Gegner die Konzentration nehmen, ihn täuschen, seine Reaktionen verwirren. Bist du zum nächsten Versuch bereit?«

»Ja. Setz diese verdammten Bohlen in Schwung.«

»Fluch nicht. Entspann dich. Angriff!«

»Ha! Ha! Wie war das? Wie, Geralt? Es hat mich nicht einmal gestreift!«

»Den zweiten Sack hast du mit dem Schwert allerdings auch nicht einmal gestreift. Ich wiederhole, das ist ein Kampf, kein Ballett, keine Akrobatik ... Was murmelst du da?«

»Nichts.«

»Entspann dich. Rück die Bandage am Gelenk zurecht. Press die Hand am Schwertgriff nicht so zusammen, das stört die Konzentration und das Gleichgewicht. Atme ruhig. Bereit?«

»Ja.«

»Los!«

»Uuuch!!! Dass sich ... Geralt, das geht nicht! Es ist zu wenig Platz für eine Finte und einen Schrittwechsel. Und wenn ich von beiden Füßen aus zuschlage, ohne Finte ...«

»Ich habe gesehen, was passiert, wenn du ohne Finte zuschlägst. Tut es weh?«

»Nein. Nicht sehr.«

»Setz dich zu mir. Ruh dich aus.«

»Ich bin nicht müde, Geralt, ich werde an diesem dritten Schwengel nicht vorbeikommen, und wenn ich mich zehn Jahre ausruhe. Schneller kann ich nicht ...«

»Brauchst du auch nicht. Du bist schnell genug.«

»Sag mir also, wie soll ich das machen? Gleichzeitig eine Halbpirouette, eine Finte und einen Hieb?«

»Das ist ganz einfach. Du hast nicht zugehört. Ich habe gesagt, bevor du begonnen hast: Notwendig ist eine Ausweichbewegung mehr. Eine Ausweichbewegung. Die zusätzliche Halbpirouette ist überflüssig. Beim zweiten Mal hast du alles gut gemacht und bist an allen Schwengeln vorbeigekommen.«

»Aber ich habe den Sack nicht getroffen, weil ... Geralt, ohne Halbpirouette kann ich nicht zuschlagen, weil ich ins Stocken gerate, ich habe keinen ...«

»Keinen Schwung. Das stimmt. Gewinne also Schwung und Energie. Aber nicht mit einer Halbpirouette und einem Schrittwechsel, denn dafür reicht die Zeit nicht. Schlag mit dem Schwert nach dem Schwengel.«

»Nach dem Schwengel? Ich soll die Säcke schlagen!«

»Das ist ein Kampf, Ciri. Die Säcke stellen die empfindlichen Stellen deines Gegners dar, die musst du treffen. Den Schwengeln, die die Waffen des Gegners nachahmen, musst du ausweichen, dich vor ihnen wegducken. Wenn ein Schwengel dich berührt, bist du verwundet worden. In einem wirklichen Kampf könntest du vielleicht nicht mehr aufstehen. Der Schwengel darf dich nicht berühren. Aber du kannst den Schwengel schlagen ... Was lässt du die Nase in der Quint hängen?«

»Ich ... Ich schaffe es nicht, den Schwengel mit dem Schwert zu parieren. Ich bin zu schwach ... Ich werde immer zu schwach sein! Weil ich ein Mädchen bin!«

»Komm zu mir, Mädchen. Wisch dir das Näschen ab. Und hör aufmerksam zu. Kein Kraftprotz dieser Welt, kein Hüne und kein Eisenfresser kann einen Schlag parieren, den der Schwanz einer Flugschlange austeilt, die Schere eines Gigaskorpions oder die Krallen eines Greifen. Und genau diese Art Waffen stellen die Schwengel dar. Versuch gar nicht erst, sie zu parieren. Du kannst den Schwengel nicht zurückschlagen, aber du stößt dich selbst von ihm ab. Du nimmst seine Energie auf, die du für den Hieb brauchst. Es genügt ein leichtes, aber sehr schnelles Abstoßen und ein augenblicklicher, ebenfalls schneller Hieb aus einer umgekehrten Halbdrehung. Du gewinnst Schwung, indem du dich abstößt. Klar?«

»Mhm.«

»Schnelligkeit, Ciri, nicht Kraft. Kraft braucht ein Holzfäller, der im Wald Bäume mit der Axt fällt. Deswegen sind Mädchen auch selten Holzfäller. Hast du verstanden, worum es geht?«

»Mhm. Setz die Schwengel in Bewegung.«

»Ruh dich vorher aus.«

»Ich bin nicht müde.«

»Du weißt, wie es geht? Dieselben Schritte, eine Finte ...«

»Ich weiß.«

»Angriff!«

»Haa! Ha! Haaaa! Ich hab dich! Ich hab dich erwischt, Greif! Geraalt! Hast du gesehen?«

»Schreinicht.HaltedenAtemunter Kontrolle.«

»Ichhab’sgeschafft!Ich hab’swirklich geschafft! Lob mich, Geralt!«

»Bravo, Ciri. Bravo, Mädchen.«

Mitte Februar verschwand der Schnee, vom warmem Winde weggeleckt, der von Süden her, vom Pass wehte.

Davon, was in der Welt geschah, wollten die Hexer nichts wissen.

Abends führten sie lange Gespräche in dem dunklen Saal, der vom flackernden Feuer im großen Kamin erhellt wurde, und Triss lenkte diese Gespräche konsequent und mit Nachdruck zur Politik hin. Die Hexer reagierten immer auf dieselbe Weise. Geralt schwieg, die Hand an die Stirn gelegt. Vesemir nickte und warf gelegentlich Kommentare ein, aus denen nichts hervorging, als dass »zu seiner Zeit« alles besser war, logischer, anständiger und gesünder. Eskel mimte höfliche Aufmerksamkeit, geizte nicht mit Lächeln und Blickkontakten, gelegentlich interessierte er sich sogar für eine unwesentliche Frage oder Angelegenheit. Coën gähnte unverhohlen und schaute zur Decke, und Lambert zeigte offen seine Geringschätzung.

Sie wollten von nichts wissen, sie kümmerten sich nicht um die Schwierigkeiten, die Königen, Zauberern, Herrschern und Führern den Schlaf raubten, die Probleme, von denen Kabinette, Ratsstuben und Thinge widerhallten. Für sie existierte nichts, was hinter den im Schnee versinkenden Pässen geschah, hinter dem Gwenllech, der in seinem bleiernen Bett Eisbrocken mit sich trug. Für sie existierte nur Kaer Morhen, einsam, zwischen wilden Bergen verloren.

An jenem Abend war Triss gereizt und unruhig – vielleicht machte das der Wind, der zwischen den Mauern der Burg heulte. An jenem Abend waren alle merkwürdig erregt – die Hexer, Geralt ausgenommen, waren ungewöhnlich gesprächig. Natürlich sprachen sie immer nur von einem – vom Frühling. Von dem näher kommenden Zeitpunkt, da sie wieder auf Fahrt gehen würden. Davon, was die Reise ihnen bringen würde – von Vampiren, Wyverns, Werwölfen und Basilisken.

Diesmal begann Triss zu gähnen und zur Decke zu schauen. Diesmal war sie es, die schwieg, bis Eskel sich mit einer Frage an sie wandte. Mit der Frage, die sie erwartet hatte.

»Und wie ist es wirklich im Süden, an der Jaruga? Lohnt es sich, dorthin zu gehen? Wir möchten nicht gern mitten in Händel geraten.«

»Was verstehst du unter Händeln?«

»Na, weißt du ...«, druckste er. »Du erzählt uns immerzu von der Möglichkeit eines neuen Krieges ... Von fortwährenden Kämpfen im Grenzgebiet, von Aufständen in dem von Nilfgaard besetzten Gebiet. Du hast erwähnt, dass davon die Rede ist, dass die Nilfgaarder abermals die Jaruga überschreiten könnten ...«

»Ach, was soll’s«, sagte Lambert. »Sie schlagen sich, stechen sich ab, metzeln einander nieder, und das schon seit Jahrhunderten. Da braucht man sich nicht drum zu kümmern. Ich habe mich schon entschlossen, ich werde gerade in den tiefen Süden gehen, nach Sodden, Mahakam und Angren. Man weiß, dass sich dort, wo ein Krieg gewesen ist, immer die Monster vermehren. An solchen Orten hat man immer am besten verdient.«

»Stimmt«, bestätigte Coën. »Die Gegenden werden menschenleer, in den Dörfern nur Weiber, die nicht zurechtkommen ... Eine Menge Kinder ohne Zuhause und Schutz, die herumstreifen. Leichte Beute zieht die Ungeheuer an.«

»Und die Herren Barone«, fügte Eskel hinzu, die Herren Ritter und Vögte haben den Kopf voll mit dem Krieg und keine Zeit, die Untertanen zu beschützen. Sie müssen uns anheuern. Das alles ist wahr. Aber aus dem, was uns Triss ganze Abende lang erzählt hat, folgt, dass der Konflikt mit Nilfgaard eine ernstere Angelegenheit ist, als irgend so ein kleiner lokaler Krieg. Ist es so, Triss?«

»Selbst wenn«, sagte die Zauberin bissig,

»kommt euch das denn nicht zupass? Ein ernster, blutiger Krieg bewirkt, dass es mehr menschenleere Dörfer gibt, mehr verwitwete Weiber, geradezu unzählige verwaiste Kinder ...«

»Ich verstehe deinen Sarkasmus nicht.« Geralt nahm die Hand von der Stirn. »Ich verstehe ihn wirklich nicht, Triss.«

»Ich auch nicht, Kindchen.« Vesemir hob den Kopf. »Worum geht es dir? Um jene Witwen und Waisen? Lambert und Coën reden unbekümmert, wie das junge Leute eben so tun, aber es geht ja nicht um die Wörter. Immerhin ...«

»... beschützen sie diese Kinder«, unterbrach sie ihn zornig. »Ja, das weiß ich. Vor dem Werwolf, der im Laufe eines Jahres zwei oder drei umbringt, während ein Beritt aus Nilfgaard binnen einer Stunde eine ganze Ortschaft abschlachten und anzünden kann. Ja, ihr beschützt die Waisen. Ich hingegen kämpfe darum, dass es möglichst wenig Waisen gibt. Ich kämpfe gegen die Ursachen, nicht gegen die Folgen. Darum sitze ich im Rat von König Foltest von Temerien, zusammen mit Fercart und Keira Metz. Wir beraten, wie wir den Krieg verhindern können, und falls es dazu kommt, wir wir uns verteidigen. Denn der Krieg schwebt wie ein Geier über uns, unablässig. Für euch sind das Händel. Für mich steht dabei das Überleben auf dem Spiel. Ich bin in dieses Spiel einbezogen, darum schmerzt und kränkt mich eure Gleichgültigkeit und Unbekümmertheit.«

Geralt richtete sich auf, schaute sie an. »Wir sind Hexer, Triss. Verstehst du das nicht?«

»Was gibt es da zu verstehen?« Die Zauberin schüttelte die kastanienbraune Mähne. »Alles ist klar und deutlich. Ihr habt eine bestimmte Haltung gegenüber der euch umgebenden Welt eingenommen. Dass diese Welt in Trümmer fallen könnte, ist mit eurer Haltung vereinbar. Mit meiner nicht. Das unterscheidet uns.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob es nur das ist.«

»Die Welt fällt in Trümmer«, wiederholte sie.

»Man kann dabei tatenlos zusehen oder man kann etwas dagegen unternehmen.«

»Wie?« Er lächelte spöttisch. »Mit Gefühlen?«

Sie antwortete nicht, wandte das Gesicht dem im Kamin prasselnden Feuer zu.

»Die Welt fällt in Trümmer«, wiederholte Coën und nickte mit gespielter Nachdenklichkeit. »Wie oft ich das schon gehört habe.«

»Ich auch.« Lambert verzog das Gesicht. »Und das ist kein Wunder, denn in letzter Zeit ist das eine beliebte Redensart. So reden Könige, wenn sich erweist, dass man zum Herrschen wenigstens einen Funken Verstand braucht. So reden Kaufleute, wenn Gier und Dummheit sie in den Bankrott führen. So reden Zauberer, wenn sie anfangen, an Einfluss auf die Politik oder die Einnahmequellen zu verlieren. Und der, zu dem sie so reden, sollte gleich danach einen Vorschlag erwarten. Also halt es kurz mit der Vorrede, Triss, und mach uns den Vorschlag.«

»Ich habe mich nie an Wortgefechten ergötzt« – die Zauberin bedachte ihn mit einem kalten Blick –, »noch an wohlklingenden Wendungen, die dazu dienen, den Gesprächspartner zu verhöhnen. Worum es mir geht, wisst ihr nur zu gut. Ihr wollt den Kopf in den Sand stecken, das ist eure Sache.

Aber über dich, Geralt, muss ich mich sehr wundern.«

»Triss.« Der weißhaarige Hexer schaute ihr abermals geradezu in die Augen. »Was erwartest du von mir? Eine aktive Teilnahme im Kampf für die Rettung der in Trümmer fallenden Welt? Soll ich ins Heer eintreten und Nilfgaard aufhalten? Muss ich mich, wenn es zur nächsten Schlacht um Sodden kommt, Schulter an Schulter mit dir auf die Anhöhe stellen und für die Freiheit kämpfen?«

»Ich wäre stolz«, sagte sie leise und senkte den Kopf. »Ich wäre stolz und glücklich, wenn ich an deiner Seite kämpfen könnte.«

»Das glaube ich. Aber ich bin dafür nicht edel genug. Und nicht tapfer genug. Ich tauge nicht zum Soldaten und zum Helden. Die quälende Furcht vor Schmerz, Verkrüppelung oder Tod ist nicht der einzige Grund. Man kann einen Soldaten nicht zwingen, sich nicht zu fürchten, doch man kann ihn mit einer Motivation

versehen, die ihm hilft, die Furcht zu überwinden. Aber ich habe keine solche Motivation. Ich kann keine haben. Ich bin Hexer. Ein künstlich erschaffener Mutant. Ich töte Ungeheuer. Für Geld. Ich beschütze Kinder, wenn mich die Eltern dafür bezahlen. Wenn mich Nilfgaarder Eltern bezahlen, werde ich Nilfgaarder Kinder beschützen. Und selbst wenn die Welt in Trümmer fällt, was ich nicht für wahrscheinlich halte, werde ich auf den Trümmern der Welt so lange Ungeheuer töten, bis ein Ungeheuer mich tötet. Das ist mein Schicksal, meine Motivation, mein Leben und meine Haltung zur Welt. Ich habe sie mir nicht ausgesucht. Das haben andere für mich getan.«

»Du bist verbittert«, stellte sie fest und zupfte nervös an einer Haarsträhne. »Oder du stellst dich verbittert. Du vergisst, dass ich dich kenne; spiel nicht vor mir den gefühllosen Mutanten ohne Herz, ohne Skrupel und eigenen Willen. Die Gründe für die Verbitterung aber kann ich mir denken und verstehen. Ciris Prophezeiung, nicht wahr?«

»Nein, *nicht* wahr«, antwortete er kalt. »Wie ich sehe, kennst du mich doch nicht so gut. Ich fürchte den Tod wie jeder, aber an den Gedanken daran habe ich mich schon seit langer Zeit gewöhnt, ich gebe mich keinen Illusionen hin. Das ist kein Hadern mit dem Schicksal, Triss, sondern gewöhnliche kalte Berechnung. Statistik. Noch kein Hexer ist an Altersschwäche gestorben, im Bett, während er sein Testament diktierte. Keiner. Ciri hat mich weder überrascht noch geängstigt. Ich weiß, dass ich in irgendeinem nach Aas stinkenden Loch sterben werde, von einem Greif, einer Lamia oder einer Mantikora zerrissen. Aber im Krieg will ich nicht sterben, denn das ist nicht mein Krieg.«

»Ich wundere mich«, entgegnete sie scharf.

»Ich wundere mich, dass du so redest, ich wundere mich über deinen Mangel an Motivation, wie du Abstand und Gleichgültigkeit leichthin zu bezeichnen beliebtest. Du warst in Sodden, in Angren und im Flussland. Du weißt, was mit Ciri geschehen ist, weißt, was der Königin Calanthe und über zehntausend Menschen dort widerfahren ist. Du weißt, welche Hölle Ciri durchgemacht hat, weißt, warum sie lange Zeit nachts geschrien hat. Ich weiß es auch, denn ich war ebenfalls dort. Auch ich fürchte Schmerz und Tod, heute noch mehr als damals, denn ich habe Grund dafür. Was die Motivation angeht, so glaubte ich damals, ich hätte keine größere als du. Sollten mich, die Magierin, die Schicksale von Sodden, Brugge, Cintra oder anderer Königkreiche kümmern? Die Schwierigkeiten mehr oder weniger begabter Herrscher? Die Interessen von Kaufleuten und Baronen? Ich war eine Magierin, ich hätte auch sagen können, das sei nicht mein Krieg, und auf den Trümmern der Welt Elixiere für die Nilfgaarder brauen. Aber ich habe mich damals auf die Anhöhe gestellt, Seite an Seite mit Vilgefortz, mit Artaud Terranova, mit Fercart, mit Enid Findabair und Philippa Eilhart, mit deiner Yennefer. Mit denen, die nicht mehr leben – mit der Koralle, Yoël, Vanielle ... Es gab einen Augenblick, da ich vor Angst alle Zaubersprüche bis auf einen vergessen habe, mit dessen Hilfe ich mich von jenem schrecklichen Ort nach Hause teleportieren konnte, in meinen kleinen Turm in Maribor. Es gab einen Augenblick, in dem ich vor Entsetzen kotzte, und Yennefer und die Koralle hielten mich am Halse und an den Haaren fest ...«

»Hör auf. Hör auf, bitte.«

»Nein, Geralt. Ich werde nicht aufhören. Denn du willst ja wissen, was dort auf der Anhöhe geschehen ist. Hör also zu – da waren Donner und Flammen, Lichtpfeile und berstende Feuerkugeln, Gebrüll und Lärm, und plötzlich fand ich mich auf dem Erdboden wieder, auf einem Haufen verkohlter, qualmender Lumpen, und auf einmal begriff ich, dass dieser Lumpenhaufen Yoël war und dieses grässliche Ding daneben, dieser Rumpf ohne Arme und Beine, der so makaber schrie, die Koralle war. Und ich dachte, das Blut, in dem ich lag, sei das Blut der Koralle. Aber es war mein eigenes. Und dann sah ich, was sie mir angetan hatten, und begann zu heulen, zu heulen wie ein geprügelter Hund, wie ein Kind, dem man wehgetan hat ... Lass mich! Keine Angst, ich werde nicht weinen. Ich bin nicht mehr das Mädchen aus dem kleinen Turm in Maribor. Verdammt, ich bin Triss Merigold, die Vierzehnte der bei Sodden Gefallenen. Unter dem Obelisken auf der Anhöhe liegen vierzehn Gräber, aber nur dreizehn Leichname. Dich wundert, wie es zu diesem Irrtum kommen konnte? Du kannst es dir nicht denken? Die meisten Leichen lagen in schwer zu erkennenden Klumpen, niemand hat das auseinandersortiert. Auch die Lebenden waren schwer zu zählen. Von denen, die mich gut kannten, war nur noch Yennefer am Leben, und Yennefer war erblindet. Die anderen kannten mich flüchtig, hatten mich immer an meinen schönen Haaren erkannt. Aber die, verflucht noch mal, hatte ich nicht mehr!«

Geralt umarmte sie. Sie versuchte nicht mehr, ihn wegzustoßen.

»Man geizte für uns nicht mit den stärksten Zaubern«, fuhr sie tonlos fort, »mit Sprüchen, Elixieren, Amuletten und Artefakten. Nichts durfte den verkrüppelten Helden von der Anhöhe fehlen. Sie heilten uns, flickten uns zusammen, gaben uns das ehemalige Aussehen wieder, die Haare und das Sehvermögen. Man sieht fast keine ... Spuren. Aber ich werde nie mehr ein Kleid mit tiefem Ausschnitt anziehen, Geralt. Niemals.«

Die Hexer schwiegen. Es schwieg auch Ciri, die lautlos in die Halle geschlüpft und auf der Schwelle stehen geblieben war, die Schultern gekrümmt und die Arme vor der Brust verschränkt.

»Darum«, sagte nach einer Weile die Zauberin, »red mir nicht von Motivation. Ehe wir uns dort auf die Anhöhe gestellt haben, haben die vom Kapitel uns einfach gesagt: ›Es muss sein.‹ Wessen Krieg war das? Was haben wir dort verteidigt? Das Land? Die Grenzen? Die Menschen und ihre Hütten? Die Interessen der Könige? Einfluss und Einkünfte der Zauberer? Die Ordnung gegen das Chaos? Ich weiß es nicht. Aber wir haben es verteidigt, denn es musste sein. Und wenn es notwendig ist, stelle ich mich noch einmal auf die Anhöhe. Denn wenn ich es nicht täte, hieße das, dass es damals unnötig und vergeblich war.«

»Ich werde neben dir stehen!«, schrie Ciri mit dünner Stimme. »Du wirst es sehen! Diese Nilfgaarder werden für meine Großmutter bezahlen, für alles ... Ich habe es nicht vergessen!«

»Sei still«, blaffte Lambert. »Misch dich nicht ins Gespräch von Erwachsenen ...«

»Von wegen!« Das Mädchen stampfte auf, und in ihren Augen flammte grünes Feuer auf.

»Was denkt ihr, wozu ich den Schwertkampf lerne? Ich will ihn umbringen, ihn, den schwarzen Ritter in Cintra, den mit den Federn am Helm, dafür, was er mir angetan hat, dafür, dass ich Angst hatte! Und ich werde ihn töten! Dafür lerne ich!«

»Und daher wirst du aufhören zu lernen«, sagte Geralt mit einer Stimme, kälter als die Mauern von Kaer Morhen. »Bis du nicht begreifst, was das Schwert ist und wozu es in der Hand eines Hexers dienen soll, wirst du es nicht in die Hand nehmen. Du lernst nicht, um zu töten und getötet zu werden. Du lernst nicht, aus Furcht und Hass zu töten, sondern damit du Leben retten kannst. Das eigene und das anderer.«

Das Mädchen biss sich auf die Lippe, sie zitterte vor Erregung und Zorn.

»Hast du verstanden?«

Ciri riss mit einem Ruck den Kopf hoch.

»Nein.«

»Dann wirst du es niemals verstehen. Geh hinaus.«

»Geralt, ich ...«

»Geh.«

Ciri machte auf dem Absatz kehrt, stand einen Moment lang unentschlossen da, als warte sie auf etwas. Auf etwas, was nicht eintreten konnte. Dann lief sie rasch über die Treppe. Sie hörten, wie die Tür knallte.

»So heftig, Wolf«, sagte Vesemir. »Viel zu heftig. Und du hättest es nicht in Gegenwart von Triss tun sollen. Die gefühlsmäßige Bindung ...«

»Red mir nicht von Gefühlen. Ich habe genug vom dem Gerede über Gefühle!«

»Aber warum?« Die Zauberin lächelte spöttisch und kalt. »Warum, Geralt? Ciri ist normal. Sie empfindet normal, nimmt Gefühle auf natürliche Weise an, nimmt sie als das, was sie in Wahrheit sind. Klar, du verstehst das nicht und wunderst dich. Es überrascht und reizt dich. Dass jemand normale Liebe empfinden kann, normalen Hass, normale Angst, Schmerz und Leid, normale Freude und normale Trauer. Dass er gerade Kälte, Abstand und Gleichgültigkeit für unnormal hält. O ja, Geralt, das reizt dich, reizt dich so sehr, dass du an die Verliese von Kaer Morhen zu denken beginnst, ans Laboratorium, an verstaubte Flaschen voller mutagener Gifte ...«

»Triss!«, schrie Vesemir, den Blick auf Geralts plötzlich weiß gewordenes Gesicht gerichtet. Doch die Zauberin ließ sich nicht unterbrechen, sie sprach immer schneller, immer lauter.

»Wen willst du betrügen, Geralt? Mich? Sie? Oder vielleicht dich selbst? Vielleicht willst du die Wahrheit nicht an dich heranlassen, die jeder außer dir kennt? Vielleicht willst du die Tatsache nicht akzeptieren, dass nicht die Elixiere und Kräuter in dir die Gefühle und menschlichenRegungenabgetötet haben! *Du* hast sie in dir abgetötet! Du selbst! Aber wage es nicht, sie in diesem Kind abzutöten!«

»Schweig!«, schrie er und sprang vom Stuhl hoch. »Schweig, Merigold!«

Er wandte sich ab, senkte entwaffnet die Arme.

»Entschuldige«, sagte er leise. »Verzeih mir, Triss.«

Er ging raschen Schrittes zur Treppe, doch die Zauberin sprang auf, war blitzschnell an seiner Seite, umarmte ihn.

»Du wirst nicht allein gehen«, flüsterte sie.

»Ich erlaube nicht, dass du allein bist. Nicht in diesem Augenblick.«

Sie sahen gleich, wohin sie gelaufen war – am Abend war feiner, nasser Schnee gefallen und hatte den Hof mit einem dünnen, makellos weißen Teppich bedeckt. Darauf sahen sie die Fußspuren.

Ciri stand auf dem höchsten Punkt der verfallenen Mauer, reglos wie eine Statue. Das Schwert hielt sie oberhalb der rechten Schulter, das Stichblatt in Augenhöhe. Die Finger der linken Hand berührten leicht den Knauf.

Bei ihrem Anblick sprang das Mädchen hoch, wirbelte in einer Pirouette herum, landete weich in einer identischen, aber seitenverkehrten Position.

»Ciri«, sagte der Hexer. »Komm runter, bitte.«

Sie schien nicht zu hören. Sie bewegte sich nicht, zuckte nicht einmal. Triss sah aber, dass das Mondlicht, das die Klinge auf ihr Gesicht zurückwarf, silbern auf einer Kette von Tränen glänzte.

»Niemand wird mir das Schwert wegnehmen!«, rief sie. »Niemand! Nicht einmal du!«

»Komm herunter«, wiederholte Geralt.

Sie schüttelte herausfordernd den Kopf, sprang in der nächsten Sekunde abermals. Ein lockerer Stein rutschte knirschend unter ihrem Fuß weg. Ciri fuchtelte mit den Armen, versuchte das Gleichgewicht wiederzufinden. Es gelang ihr nicht.

Der Hexer sprang.

Triss hob die Hand, öffnete den Mund zu einem Levitationsspruch. Sie wusste, dass sie es nicht rechtzeitig schaffen würde. Sie wusste, dass Geralt es nicht schaffen würde. Es war unmöglich.

Geralt schaffte es.

Er wurde zu Boden geschleudert, fiel auf die Knie und auf die Seite. Aber er ließ Ciri nicht los.

Die Zauberin kam langsam näher. Sie hörte, wie das Mädchen flüsterte und schniefte. Auch Geralt flüsterte. Sie verstand die Worte nicht. Wohl aber ihre Bedeutung.

Ein warmer Wind begann in den Mauerritzen zu heulen. Der Hexer hob den Kopf.

»Der Frühling«, sagte er leise.

»Ja«, bestätigte sie und schluckte Speichel hinunter. »Auf den Pässen liegt noch Schnee, aber in den Tälern ... In den Tälern ist schon Frühling. Reisen wir ab, Geralt? Du, ich und Ciri?«

»Ja. Es ist höchste Zeit.«

*Am Oberlauf des Flusses erblickten wir ihre Städte, so fein, als seien sie aus dem Morgennebel gewoben, aus dem sie hervortraten. Uns schien, sie müssten sogleich verschwinden, im Winde verfliegen, der die Wasserfläche kräuselte. Es gab dort kleine Palais, weiß wie Seerosenblüten. Es gab Türmchen, die aus Efeu geflochten schienen, es gab Brücken, geschwungen wie Trauerweiden. Und es gab andere Dinge, für die wir keine Namen und Bezeichnungen fanden. Dabei hatten wir doch schon Namen und Bezeichnungen für alles, was unsere Augen in dieser neuen, wiedergeborenen Welt sahen. Plötzlich, irgendwo in den fernen Winkeln unserer Erinnerung, hatten wir die Namen für Drachen und Greifen gefunden, für Sirenen und Nymphen, für Sylphiden und Dryaden. Für die weißen Einhörner, die in der Dämmerung aus dem Flusse tranken, die schlanken Köpfe zum Wasser geneigt. Allem hatten wir Namen gegeben. Und alles war uns nahe, vertraut, war unser geworden.*

*Außer ihnen. Sie, so ähnlich sie uns sind, waren fremd, so fremd, dass wir für jene Fremdheit lange keine Namen finden konnten.*

Hen Gedymdeith, *Elfen und Menschen*

*Ein guter Elf ist ein toter Elf.*

Marschall Milan Raupenneck

# 

# Das vierte Kapitel

Das Unglück verhielt sich, wie es beim Unglück und bei Habichten seit eh und je Brauch ist – es hing eine Zeitlang über ihnen, wartete mit dem Angriff aber auf den passenden Moment. Bis zu dem Zeitpunkt, da sie sich von den wenigen Ansiedlungen entfernt hatten, die am Gwenllech und an der Oberen Buina lagen, an Ard Carraigh vorüber waren und in das menschenleere, von Schluchten durchzogene Vorland des Urwaldes eindrangen. Wie ein angreifender Habicht verfehlte das Unglück nicht sein Ziel. Es stieß unfehlbar auf sein Opfer herab, und das Opfer war Triss.

Anfangs sah es widerwärtig, aber kaum gefährlich aus, es erinnerte an eine gewöhnliche Magenverstimmung. Geralt und Ciri bemühten sich diskret, es nicht weiter zu beachten, wenn sie wegen des Unwohlseins der Zauberin Halt machen mussten. Triss, bleich wie der Tod, schweißbedeckt und schmerzhaft zusammengekrümmt, versuchte noch ein paar Stunden lang weiterzureiten, doch gegen Mittag, nachdem sie abnorm viel Zeit im Gebüsch am Wegesrand verbracht

hatte, kam sie nicht mehr aufs Pferd. Ciri wollte ihr helfen, doch das ging übel aus – die Zauberin schaffte es nicht, sich an der Mähne festzuhalten, rutschte von der Flanke des Tieres und stürzte zu Boden.

Sie trugen sie, legten sie auf den Unhang. Geralt machte wortlos die Satteltaschen los, suchte eine Schatulle mit magischen Elixieren heraus, öffnete sie und begann zu fluchen. Alle Flakons waren sich gleich, und die geheimnisvollen Zeichen auf den Siegeln sagten ihm nichts.

»Welche, Triss?«

»Keine«, stöhnte sie und hielt sich mit beiden Händen den Bauch. »Ich kann nicht ... Ich darf das nicht einnehmen.«

»Was? Warum?«

»Ich bin sensibilisiert ...«

»Du? Eine Zauberin?«

»Ich habe eine Allergie!« Vor ohnmächtiger Wut und Verzweiflung begann sie zu weinen.

»Schon immer! Ich vertrage keine Elixiere! Ich heile andere damit, mich selbst kann ich ausschließlich mit Amuletten heilen!«

»Und wo hast du das Amulett?«

»Ich weiß nicht.« Sie knischte mit den Zähnen.

»Ich muss es in Kaer Morhen gelassen haben. Oder verloren ...«

»Verdammt. Was ist da zu tun? Vielleicht legst du einen Zauber auf dich?«

»Das habe ich versucht. Das hier ist das Ergebnis davon. Wegen der Krämpfe kann ich mich nicht konzentrieren ...«

»Weine nicht.«

»Du hast gut reden!«

Der Hexer stand auf, nahm die eigenen Satteltaschen von Plötzes Rücken und begann in ihnen zu kramen. Triss krümmte sich zusammen, ein Schmerzanfall verzerrte ihr das Gesicht, den Mund.

»Ciri ...«

»Was ist, Triss?«

»Du fühlst dich gut? Keine ... besonderen Empfindungen?«

Das Mädchen schüttelte verneinend den Kopf.

»Vielleicht ist es eine Vergiftung? Was habe ich gegessen? Wir haben doch alle das Gleiche gegessen ... Geralt! Wascht euch die Hände. Achte darauf, dass sich Ciri die Hände wäscht ...«

»Lieg ruhig. Trink das.«

»Was ist das?«

»Ein gewöhnliches Beruhigungsmittel. Magie ist darin kaum ein Quentchen, es sollte dir nicht schaden. Aber die Krämpfe mildert es.«

»Geralt, die Krämpfe ... das macht nichts.

Aber wenn ich Fieber bekomme ... Vielleicht ist das die rote Ruhr. Oder Paratyphus.«

»Du hast keine Immunität?«

Triss antwortete nicht, drehte den Kopf weg, biss sich auf die Lippen, krümmte sich noch stärker. Der Hexer stellte keine weiteren Fragen.

Nachdem sie Triss sich ein wenig hatten ausruhen lassen, zogen sie die Zauberin zu Plötze auf den Sattel. Geralt setzte sich hinter sie und hielt sie mit beiden Armen fest, und Ciri, die dicht neben ihnen ritt, hielt die Zügel und führte zugleich Triss’ Wallach mit. Sie ritten keine Meile. Die Zauberin fiel ihm beinahe aus den Händen, konnte sich nicht im Sattel halten. Plötzlich begann sie in krampfartigen Kälteschaudern zu zittern, augenblicklich bekam sie Fieber. Die Magenverstimmung wurde stärker. Geralt gab sich der Hoffnung hin, das sei die Folge einer allergischen Reaktion auf die Spuren von Magie in seinem Hexerelixier. Er hoffte es. Doch er glaubte es nicht.

»Oje, Herr«, sagte der Wachtmeister, »Ihr seid zur Unzeit gekommen. Mich deucht, schlimmer konntet Ihr’s nicht treffen.«

Der Wachtmeister hatte recht. Geralt konnte weder widersprechen noch streiten.

Das Wachhaus an der Brücke, wo sich für gewöhnlich drei Soldaten aufhielten, ein Pferdeknecht, der Zöllner und höchstens ein paar Durchreisende, wimmelte diesmal von Volk. Der Hexer zählte über dreißig Leichtbewaffnete in den Farben von Kaedwen und ein gutes halbes Hundert Schildträger, die entlang der niedrigen Palisade lagerten. Die meisten hatten sich am Feuer ausgestreckt, gemäß dem alten Soldatengrundsatz, dass man schläft, wann immer es geht, und aufsteht, wenn man geweckt wird. Jenseits des weit offenen Tores sah man ein Gewimmel – das Innere des Wachhauses war ebenfalls voller Menschen und Pferde. Auf dem schiefen Beobachtungstürmchen hielten zwei Soldaten mit schussbereiten Armbrüsten Wache. Auf der zerfahrenen, von Hufen zerwühlten Brückenrampe standen sechs Bauernwagen und zwei Packwagen von Kaufleuten, im Gatter aber beugte ein gutes Dutzend ausgespannte Ochsen die Köpfe trübsinnig über den mistbedeckten Morast.

»Es hat einen Überfall gegeben. Auf das Wachhaus. Gestern Nacht«, kam der Wachtmeister der Frage zuvor. »Wir sind grad noch rechtzeitig zum Entsatz gekommen, sonst hättet Ihr hier nur verbrannte Erde vorgefunden.«

»Wer waren die Angreifer? Räuber? Marodeure?«

Der Soldat schüttelte den Kopf, spuckte aus, schaute zu Ciri und der im Sattel zusamengekrümmten Triss hin.

»Geht in den Hof«, sagte er, »denn die Zauberin wird gleich vom Pferd fallen. Wir haben dort schon ein paar Verwundete, eine mehr macht keinen großen Unterschied.«

In Hof lagen unter einem offenen Zeltdach ein paar Leute mit blutigen Verbänden. Etwas weiter, zwischen den Palisaden und einem hölzernen Ziehbrunnen, erblickte Geralt sechs reglose Körper, zugedeckt mit Sackleinwand, unter der nur die Füße in schmutzigen, abgetretenen Stiefeln hervorschauten.

»Legt die Zauberin dort zu den Verwundeten.« Der Soldat zeigte auf das Zeltdach. »Ach, Herr Hexer, das ist wirklich ein Pech, dass sie krank ist. Ein paar von uns hat’s im Kampfe erwischt, wir würden magische Hilfe nicht verschmähen. Bei einem, dem wir einen Pfeil herausgezogen haben, ist die Spitze in den Eingeweiden stecken geblieben, bis zum Morgen wird uns der Bursche das Zeitliche segnen, da könnt Ihr Gift drauf nehmen ... Und die Zauberin, die ihn retten könnte, wird selber vom Fieber geschüttelt, sucht Hilfe bei uns. Zur Unzeit, wie gesagt, zur Unzeit ...«

Er verstummte, als er sah, dass der Hexer den Blick nicht von den zugedeckten Körpern wandte.

»Zwei von der hiesigen Wache, zwei von unseren und zwei ... von denen«, sagte er und hob einen Zipfel des hart gewordenen Stoffes.

»Schaut, wenn Ihr wollt.«

»Ciri, geh beiseite.«

»Ich will es auch sehen!« Das Mädchen beugte sich hinter ihm vor, betrachtete mit offenem Munde die Leichen.

»Geh weg, bitte. Kümmere dich um Triss.«

Ciri schnaubte unwillig, gehorchte aber. Geralt trat näher.

»Elfen«, stellte er fest, ohne seine Verwunderung zu verhehlen.

»Elfen«, bestätigte der Soldat. »Scioa’tael.«

»Wer?«

»Scioa’tael«,wiederholtederSoldat.

»Waldbanden.«

»Eine sonderbare Bezeichnung. Das heißt, wenn ich mich nicht irre, ›Eichhörnchen‹?«

»Ja, Herr. Genau das heißt es. So nennen sie sich selbst in der Elfensprache. Die einen sagen,weilsiemanchmal Eichhörnchenschwänze an Mützen und Kappen tragen. Andere wieder, weil sie im Walde hausen, sich von Nüssen ernähren. Man hat immer mehr Scherereien mit denen, sag ich Euch.«

Geralt schüttelte den Kopf. Der Soldat breitete wieder den Stoff über die Leichen, wischte sich die Hände an der Jacke ab.

»Kommt«, sagte er. »Was sollen wir hier stehen, ich bring Euch zum Kommandanten. Mit der Kranken wird sich unser Berittführer befassen, wenn er kann. Er versteht Wunden auszubrennen und zu nähen, Knochen einzurenken, da kann er vielleicht auch Arzneien mischen, wer weiß, das ist ein Bursche mit Köpfchen, ein Gebirgler. Kommt, Herr Hexer.«

In der Hütte des Zöllners, die verqualmt war und schummrig, war gerade eine lebhafte, laute Diskussion im Gange. Ein kurz geschorener Ritter in Kettenhemd und gelbem Überwurf schrie auf zwei Kaufleute und einen Vogt ein, während der Zöllner mit bandagiertem Kopf und ziemlich gleichgültiger und trübsinniger Miene zuschaute.

»Ich habe nein gesagt!« Der Ritter hieb mit der Faust auf den wackligen Tisch und richtete sich auf, um den Ringkragen auf der Brust zurechtzurücken. »So lange die Beritte nicht zurück sind, werdet ihr euch hier nicht wegrühren! Ihr werdet nicht auf den Landstraßen herumziehen!«

»Ich muss in zwei Tagen in Daevon sein!«, ließ sich der Vogt vernehmen und hielt dem Ritter einen kurzen eingekerbten Stab mit einem eingebrannten Zeichen unter die Nase.

»Ich führe einen Geleitzug! Wenn ich mich verspäte, reißt mir der Hofkämmerer den Kopf ab! Ich werde mich beim Kreishauptmann beschweren!«

»Beschwer dich, beschwer dich«, spottete der Ritter. »Aber ich rate dir, stopf dir vorher die Hosen mit Stroh aus, denn der Kreishauptmann versteht kräftig zuzutreten. Doch vorerst befehle *ich* hier, denn der Kreishauptmann ist weit, und dein Hofkämmerer ist mir schnuppe. Schau an! Wen bringst du da, Wachtmeister? Noch einen Kaufmann?«

»Nein«, antwortete der Angesprochene zögernd. »Das ist ein Hexer, Herr. Sein Name ist Geralt von Riva.«

Zu Geralts Überraschung lächelte der Ritter breit, kam heran und streckte die Hand zur Begrüßung aus. »Geralt von Riva«, wiederholte er noch immer lächelnd. »Ich habe von Euch gehört, und das nicht aus dem erstbesten Munde. Was führt Euch hierher?«

Geralt erklärte, was ihn herführte. Der Ritter hörte auf zu lächeln. »Ihr habt die Zeit ungünstig getroffen. Und die Umstände. Wir haben hier einen Krieg, Herr Hexer. Durch die Wälder streift eine Bande von Scioa’tael, erst gestern haben wir uns mit ihnen geschlagen. Ich warte hier auf Verstärkung, und wir beginnen eine Treibjagd.«

»Ihr führt Krieg mit Elfen?«

»Nicht nur mit Elfen. Was denn, Hexer, habt Ihr nicht von den Eichhörnchen gehört?«

»Nein. Habe ich nicht.«

»Wo wart Ihr dann die letzten zwei Jahre über? Jenseits des Meeres? Denn bei uns, in Kaedwen, haben die Scioa’tael von sich reden gemacht, und das gründlich. Die ersten Banden sind aufgetaucht, kaum dass der Krieg mit Nilfgaard ausbrach. Sie haben sich, die verdammten Nichtmenschen, unsere Schwierigkeiten zu Nutze gemacht. Wir haben im Süden gekämpft, und sie haben in unserem Rücken eine Guerilla angefangen. Sie haben damit gerechnet, dass Nilfgaard uns zerschlägt, haben angefangen, vom Ende der menschlichen Herrschaft zu schreien, von der Rückkehr der alten Zustände. Ins Meer mit den Menschen! Das ist ihre Losung, unter der sie morden, brennen und rauben!«

»Das ist eure Schuld und jetzt euer Problem«, erwiderte missmutig der Vogt und schlug sich mit dem ausgekerbten Stab, dem Zeichen seines Amtes, auf den Schenkel. »Die Schuld von euch großen und edlen Herren. Alle habt ihr die Nichtmenschen bedrückt, sie nicht leben lassen, und nun habt ihr es. Wir aber haben hier immer Geleitzüge geführt, und niemand hat uns behelligt. Das Heer brauchten wir nicht.«

»Was wahr ist, ist wahr«, sagte einer von den bisher schweigsamen auf der Bank sitzenden Kaufleuten. »Die Eichhörnchen sind nicht schlimmer als die Räuber, die hier die Straßen unsicher machten. Und wen haben sich die Elfen als Erstes vorgeknöpft? Ebendiese Räuber.«

»Aber was kümmert es mich, wer mir einen Pfeil durch die Gurgel schießt, ein Räuber oder ein Elf?«, sprach plötzlich der Zöllner mit dem bandagierten Kopf. »Das Dach, das sie mir nachts über dem Kopf anzünden, brennt so und so, ihm ist es egal, wer den Zunder hält. Ihr sagt, Herr Kaufmann, dass die Scioa’tael nicht schlimmer als Räuber sind? Das ist eine Lüge. Den Räubern geht es um die Beute, den Elfen um Menschenblut. Dukaten hat nicht jeder, wohl aber Blut in den Adern. Ihr sagt, das sei ein Problem der großen Herren? Eine noch größere Lüge. Und die Holzfäller, die sie bei der Arbeit erschossen haben, die Köhler, die sie in Buchdorf abgeschlachtet haben, die Bauern in den niedergebrannten Dörfern – womit haben die sich gegen die Nichtmenschen versündigt? Sie haben zusammen gelebt, gearbeitet, wie Nachbarn, und auf einmal – einen Pfeil in den Rücken ... Und ich? Ich habe mein Lebtag keinem Nichtmenschen etwas zuleide getan, und schaut, die Stirn haben sie mir mit einem Zwergensäbel aufgehauen. Und wenn nicht die Krieger gewesen wären, die Ihr schlechtmacht, läge ich schon unter einer Elle Rasen ...«

»Genau!« Der Ritter mit dem gelben Überwurf hieb abermals mit der Faust auf den Tisch.

»Wir beschützen Eure lausige Haut, mein Herr Vogt, vor diesen, wie es Euch beliebt, unterdrückten Elfen, die wir, wie Ihr behauptet, nicht haben leben lassen. Aber ich sage Euch etwas anderes: Wir haben ihnen zu sehr die Zügel schießen lassen. Haben sie toleriert, sie wie Menschen behandelt, wie Gleichrangige, und sie versetzen uns jetzt einen Stoß in den Rücken. Nilfgaard bezahlt sie dafür, da wette ich meinen Kopf, und die wilden Elfen aus den Bergen versorgen sie mit Waffen. Aber ihren wahren Rückhalt haben sie bei denen, die ständig unter uns leben – bei Elfen, Halbelfen, Zwergen, Gnomen und Halblingen. Die bieten ihnen Unterschlupf, ernähren sie, liefern Freiwillige ...«

»Nicht alle«, ließ sich der zweite Kaufmann vernehmen, ein hagerer Mann mit einem fein geschnittenen Gesicht und edlen Zügen, die gar nicht zu einem Händler passten. »Die Mehrheit der Nichtmenschen verurteilt die Eichhörnchen, Herr Ritter, und will mit ihnen nichts zu tun haben. Die Mehrheit ist loyal und bezahlt für diese Loyalität mitunter einen hohen Preis. Denkt an den Burggrafen von Ban Ard. Er war ein Halbelf und rief zu Frieden und Zusammenarbeit auf. Er starb durch den Pfeil eines Meuchelmörders.«

»Den gewiss ein Nachbar abgeschossen hat, ein Halbling und Zwerg, der auch Loyalität mimte«, spottete der Ritter. »Ich halte keinen von denen für loyal! Jeder von ihnen ... He! Und wer bist du?«

Geralt wandte sich um. Gleich hinter seinem Rücken stand Ciri, die allen smaragdgrüne Blicke aus ihren großen Augen schenkte. Was die Fähigkeit betraf, sich lautlos zu bewegen, machte sie wirklich große Fortschritte.

»Sie gehört zu mir«, erklärte er.

»Hmm ...« Der Ritter musterte Ciri, worauf er sich wieder dem Kaufmann mit dem edlen Gesicht zuwandte, in dem er offensichtlich den ernstesten Diskussionspartner sah. »Redet mir also nicht von loyalen Nichtmenschen, mein Herr. Sie sind allesamt unsere Feinde, wobei die einen besser, die anderen schlechter den Anschein erwecken, es nicht zu sein. Halblinge, Zwerge und Gnomen leben seit Jahrhunderten unter uns, man sollte meinen, da sei es zu einer gewissen Übereinkunft gekommen. Aber es brauchten nur die Elfen das Haupt zu erheben, und jene anderen griffen zu den Waffen und gingen in die Wälder. Ich sage euch, es war ein Fehler, freie Elfen und Dryaden zu tolerieren, ihre Urwälder und Bergenklaven. Das hat ihnen nicht gereicht, und jetzt verkünden sie: ›Das ist unsere Welt, verschwindet, ihr Hergelaufenen.‹ Bei den Göttern, wir werden ihnen zeigen, wer verschwinden, von wem hier keine Spur bleiben wird. Wir haben den Nilfgaardern das Fell gegerbt, und jetzt nehmen wir uns die Banden vor.«

»Ein Elf im Wald ist nicht leicht zu stellen«, warf der Hexer ein. »Ich würde auch keinen Gnom oder Zwerg in den Bergen verfolgen. Wie groß sind diese Abteilungen?«

»Banden«, berichtigte der Ritter. »Banden, Herr Hexer. Sie zählen bis zu zwanzig Köpfe, manchmal mehr. Sie nennen so eine Zusammenrottung ›Kommando‹. Das ist ein Wort aus der Zwergensprache. Aber dass sie nicht leicht zu stellen sind, da habt Ihr recht, man sieht, dass Ihr Euch auskennt. Es hat keinen Sinn, ihnen in Wäldern und Röhrichten nachzujagen. Die einzige Möglichkeit ist, sie von ihrem Rückhalt zu trennen, sie zu isolieren, sie auszuhungern. Diejenigen Nichtmenschen hart an der Gurgel packen, die ihnen helfen. Die aus den Siedlungen, den Dörfern, von den Bauernhöfen ...«

»Das Problem dabei«, sagte der Kaufmann mit den edlen Gesichtszügen, »ist, dass man ja nicht weiß, wer von den Nichtmenschen ihnen hilft und wer nicht.«

»Also muss man sie alle bei der Gurgel packen!«

»Aha.« Der Kaufmann lächelte. »Ich verstehe.

Das habe ich schon irgendwo gehört. Alle bei der Gurgel packen und ab in die Bergwerke, in eingezäunte Lager, in die Steinbrüche. Alle. Die Unschuldigen auch. Frauen, Kinder. Meint Ihr es so?«

Der Ritter riss den Kopf hoch, hieb mit der Hand auf den Schwertgriff. »Genau so und nicht anders!«, sagte er scharf. »Um die Kinder tut es Euch leid, dabei seid Ihr selbst wie ein Kind auf dieser Welt, mein Herr. Die Waffenruhe mit Nilfgaard ist brüchig wie eine Eierschale, jederzeit kann der Krieg wieder beginnen, wenn nicht heute, dann morgen, und im Krieg kann alles passieren. Wenn wir geschlagen würden, was meint Ihr, was dann geschieht? Ich will es Euch sagen: Dann werden die Elfenkommandos aus den Wäldern kommen, zuhauf, und die Loyalen werden sich ihnen sofort anschließen. Glaubt Ihr, dass Eure loyalen Zwerge, Eure befreundeten Halblinge dann von Frieden und Eintracht reden werden? Nein, mein Herr. Sie werden uns die Bäuche aufschlitzen, mit ihren Händen wird Nilfgaard an uns Rache nehmen. Und sie werden uns ins Meer treiben, wie sie es versprechen. Nein, mein Herr, mit denen darf man nicht lange fackeln. Sie oder wir. Einen dritten Weg gibt es nicht!«

Die Tür der Hütte quietschte, es erschien ein Soldat mit blutiger Schürze.

»Verzeiht, dass ich störe«, krächzte er. »Wer von den Herren hat das kranke Weib hergebracht?«

»Ich«, sagte der Hexer. »Was ist geschehen?«

»Folgt mir bitte.«

Sie gingen auf den Hof.

»Es steht schlecht um sie, Herr«, sagte der Soldat und zeigte auf Triss. »Ich habe ihr Schnaps mit Pfeffer und Salpeter gegeben, aber es hat nicht geholfen. Nicht sehr ...«

Geralt sagte dazu nichts, denn da gab es nichts zu sagen. Die Zauberin, wie sie zusammengekrümmt dalag, lieferte einen unbestreitbaren Beweis, dass Schnaps mit Pfeffer und Salpeter nicht das war, was ihr Magen aushalten konnte.

»Das kann irgendeine Art Pest sein.« Der Soldat runzelte die Stirn. »Oder eine, wie heißt’s doch gleich ... Senterie. Wenn sie nur niemanden ansteckt ...«

»Das ist eine Zauberin«, widersprach der Hexer. »Zauberinnen werden nicht krank ...«

»In der Tat«, warf der Ritter zynisch ein, der nach ihnen herausgekommen war. »Eure, wie ich sehe, birst geradezu vor Gesundheit. Herr Geralt, hört mir zu. Die Frau braucht Hilfe, aber wir können keine leisten. Ich kann, versteht sich, auch keine Epidemie unter den Truppen riskieren.«

»Ich verstehe. Ich werde sofort aufbrechen. Mir bleibt keine Wahl, ich muss mich in Richtung Daevon oder Ard Carraigh wenden.«

»Ihr werdet nicht weit kommen. Die Beritte haben Befehl, jeden aufzuhalten. Außerdem ist das gefährlich. Die Scioa’tael sind genau in diese Richtung gegangen.«

»Ich komme zurecht.«

»Nach dem, was ich von Euch gehört habe« – der Ritter verzog den Mund –, »zweifle ich nicht, dass Ihr zurechtkommt. Aber beachtet, Ihr seid nicht allein. Ihr habt eine Schwerkranke am Halse und diese Rotznase ...«

Ciri, die gerade versuchte, an einer Treppenstufe den mistverkrusteten Stiefel abzuwischen, hob den Kopf. Der Ritter räusperte sich und senkte den Blick. Geralt lächelte leicht. Im Laufe der letzten beiden Jahre hatte Ciri ihre Herkunft fast völlig vergessen und ihre fürstlichen Manieren und Posen fast vollständig abgelegt, doch wenn sie wollte, erinnerte ihr Blick sehr an den ihrer Großmutter. So sehr, dass Königin Calanthe sicherlich stolz auf ihre Enkelin gewesen wäre.

»Jaa, also ...«, begann der Ritter zu stammeln und nestelte verlegen an seinem Gürtel. »Herr Geralt, ich weiß, was Ihr tun müsst. Reitet über den Fluss, nach Süden. Holt die Karawane ein, die auf der Straße zieht. Bald wird es Nacht. Die Karawane wird unfehlbar über Nacht Halt machen, Ihr erreicht sie vor Morgengrauen.«

»Was ist das für eine Karawane?«

»Ich weiß nicht.« Der Ritter zuckte mit den Schultern. »Aber es sind keine Kaufleute oder ein gewöhnlicher Geleitzug. Zu viel Ordnung, die Wagen einer wie der andere, gedeckt ... Sicherlich königliche Intendanten. Ich habe sie über die Brücke gelassen, denn sie fahren auf der Straße nach Süden, wohl zu den Furten in der Lixel.«

»Hmm ...« Der Hexer überlegte, den Blick auf Triss gerichtet. »Das wäre in meiner Richtung. Aber werde ich dort Hilfe finden?«

»Vielleicht«, sagte der Ritter kalt. »Oder auch nicht. Aber hier findet Ihr gewiss keine.«

Sie hatten ihn weder gehört noch gesehen, als er heranritt, während sie ins Gespräch vertieft rings um das Lagerfeuer saßen, von dem ein stumpfgelbes Licht durch die Planen der im Kreis aufgestellten Wagen drang. Geralt riss leicht an den Zügeln und veranlasste die Stute, laut zu schnauben. Er wollte die lagernde Karawane warnen, die Überraschung mildern und nervösen Bewegungen vorbeugen. Er wusste aus Erfahrung, dass die Abzugsmechanismen der Armbrüste keine nervösen Bewegungen liebten.

Die Lagernden sprangen auf und vollführten trotz der Warnung allerlei nervöse Bewegungen. Die meisten waren, wie er gleich bemerkt hatte, Zwerge. Das beruhigte ihn ein wenig – Zwerge waren zwar leicht erregbar, pflegten in solchen Situationen aber doch zunächst zu fragen und erst dann mit Armbrüsten zu schießen.

»Wer?«, rief heiser einer der Zwerge und riss mit einer energischen Bewegung die Axt aus einem neben dem Feuer liegenden Stamm.

»Wer da?«

»Ein Freund.« Der Hexer stieg ab.

»Fragt sich, wessen«, knurrte der Zwerg.

»Komm her. Halte die Hände so, dass wir sie sehen können.«

Geralt ging näher und hielt die Hände so, dass sogar jemand mit Bindehautentzündung oder Nachtblindheit sie sehen konnte.

»Näher.«

Er tat, wie ihm geheißen. Der Zwerg senkte die Axt, neigte ein wenig den Kopf.

»Entweder täuschen mich meine Augen«, sagte er, »oder das ist der Hexer, der Geralt von Riva genannt wird. Oder jemand, der Geralt verdammt ähnlich sieht.«

Das Feuer flammte plötzlich auf, verströmte gelbe Helligkeit, hob Gesichter und Gestalten aus dem Dunkel hervor.

»Yarpen Zigrin«, stellte Geralt überrascht fast.

»Kein anderer als Yarpen Zigrin in eigener bärtiger Person!«

»Ha!« Der Zwerg ließ die Axt wirbeln, als sei es eine Weidenrute. Die Schneide zischte durch die Luft und drang mit dumpfem Klang in den Baumstamm ein. »Der Alarm ist aufgehoben! Das ist tatsächlich ein Freund!«

Die Übrigen entspannten sich sichtlich, Geralt glaubte tiefes, erleichtertes Aufatmen zu hören. Der Zwerg trat auf ihn zu, streckte die Hand aus. Sein Händedruck hätte ohne weiteres mit einem Schraubstock wetteifern können.

»Sei willkommen, Trickser«, sagte er. »Wo immer du herkommst und hingehst, sei willkommen. Jungs! Zu mir! Erinnerst du dich an meine Jungs, Hexer? Das ist Yannick Brass, der da Xavier Moran und das Paulie Dahlberg und sein Bruder Regan.«

Geralt konnte sich an keinen erinnern, sie sahen zudem alle gleich aus: bärtig, stämmig, in ihren dicken, langen Steppjacken fast quadratisch.

»Ihr wart zu sechst.« Geralt drückte nacheinander harte, knorrige Hände. »Wenn ich mich richtig entsinne.«

»Du hast ein gutes Gedächtnis.« Yarpen Zigrin lächelte. »Wir waren zu sechst, klar doch. Aber Lucas Corto hat geheiratet, sich in Mahakam niedergelassen und sich abgesondert, der dumme Bursche. Irgendwie hat sich bisher niemand Geeignetes für seine Stelle gefunden. Schade, sechs ist genau die richtige Zahl, nicht zu viel, nicht zu wenig. Ob man ein Kalb aufisst oder ein Fässchen leert, es geht nicht besser als zu sechst ...«

»Wie ich sehe« – Geralt deutete mit einer Kopfbewegung auf den Rest der Gruppe, der unschlüssig bei den Wagen stand –, »seid ihr hier genug, um mit drei Kälbern fertig zu werden, von Geflügel gar nicht zu reden. Was für eine Gesellschaft kommandierst du, Yarpen?«

»Ich habe hier nicht das Kommando. Lass mich dich vorstellen. Verzeiht, Herr Wenck, dass ich das nicht gleich getan habe, aber ich und meine Jungs kennen Geralt von Riva schon lange, wir haben ein paar gemeinsame Erinnerungen. Geralt, das ist der Herr Kommissarius Vilfrid Wenck, im Dienste König Henselts von Ard Carraigh, des gnädigen Herrschers von Kaedwen.«

Vilfrid Wenck war hochgewachsen, größer als Geralt, die Zwerge aber überragte er ums Doppelte. Er trug einfache Kleidung wie ein Geleitzugführer, ein Heeresintendant oder ein berittener Bote, doch in seinen Bewegungen lag eine Schärfe, Steifheit und Sicherheit, die der Hexer kannte und unfehlbar erkennen konnte, sogar nachts, sogar beim schwachen Licht des Lagerfeuers. So bewegten sich Leute, die an einen Kettenpanzer und das Gewicht eines Schwertgürtels gewöhnt waren. Wenck war Berufssoldat, darauf hätte Geralt jede beliebige Summe gewettet. Er drückte die ihm dargebotene Hand, verneigte sich leicht.

»Setzen wir uns.« Yarpen Zigrin zeigte auf den Baumstamm, in dem noch immer seine mächtige Axt steckte. »Sag, was treibst du in dieser Gegend, Geralt?«

»Ich suche Hilfe. Ich reise zusammen mit einer Frau und einem halbwüchsigen Kind. Die Frau ist krank. Schwer. Ich habe euch eingeholt, um euch um Hilfe zu bitten.«

»Verdammt, einen Arzt haben wir hier nicht.« Der Zwerg spuckte auf die brennenden Scheite. »Wo hast du sie gelassen?«

»Gut hundert Schritte von hier, an der Landstraße.«

»Du wirst uns den Weg zeigen. He, ihr da! Drei zu den Pferden, sattelt die Handpferde! Geralt, hält sich deine kranke Frau im Sattel?«

»Nicht besonders gut. Ebendarum musste ich sie zurücklassen.«

»Nehmt einen Filzmantel, eine Plane und zwei Wagendeichseln! Dalli!«

Vilfrid Wenck stand mit vor der Brust verschränkten Armen da und räusperte sich laut.

»Wir sind auf der Reise«, sagte Yarpen Zigrin scharf, ohne ihn anzuschauen. »Auf der Reise schlägt man eine Bitte um Hilfe nicht ab.«

»Verdammt.« Yarpen nahm die Hand von Triss’ Stirn. »Heiß wie ein Ofen. Das gefällt mir gar nicht. Wenn das nun Typhus oder die Ruhr ist?«

»Es kann weder Typhus noch die Ruhr sein«, sagte Geralt mit gespielter Überzeugung, während er die Kranke zudeckte. »Zauberer sind gegen solche Krankheiten gefeit. Das ist eine Lebensmittelvergiftung, nichts Ansteckendes.«

»Hmm ... Na gut. Ich gehe in den Taschen kramen. Ich hatte irgendwo ein gutes Mittel gegen Scheißerei, vielleicht ist davon noch etwas übrig.«

»Ciri«, murmelte der Hexer und reichte dem Mädchen einen Pelz, den er vom Pferd losgebunden hatte. »Geh schlafen, du fällst gleich um. Nein, nicht auf den Wagen. Auf den Wagen legen wir Triss. Du leg dich neben das Feuer.«

»Nein«, widersprach sie leise und blickte dem fortgehenden Zwerg nach. »Ich werde mich zu ihr legen. Wenn sie merken, dass du mich von ihr trennst, werden sie dir nicht glauben. Sie werden glauben, dass es ansteckend ist, und uns wegjagen wie die vom Wachhaus.«

»Geralt?«, stöhnte die Zauberin plötzlich.

»Wo ... sind wir?«

»Unter Freunden.«

»Ich bin hier«, sagte Ciri und strich ihr über die kastanienbraunen Haare. »Ich bin bei dir. Hab keine Angst. Merkst du, wie warm es hier ist? Das Lagerfeuer brennt, und gleich bringt dir ein Zwerg eine Arznei gegen ... Für den Bauch.«

»Geralt«, begann Triss zu schluchzen und versuchte, sich aus den Decken zu wickeln.

»Keine ... keine magischen Elixiere, denk dran ...«

»Ich denke dran. Lieg ruhig.«

»Ich muss ... Ooch ...«

Der Hexer bückte sich wortlos, nahm die Zauberin mitsamt dem Kokon sich lösender Decken auf die Arme und marschierte mit ihr in den Wald, ins Dunkel. Ciri seufzte.

Sie wandte sich um, als sie schwere Schritte hörte. Hinter dem Wagen kam der Zwerg hervor, ein großes Bündel unterm Arm. Der Feuerschein spielte auf der Klinge der hinterm Gürtel steckenden Axt, auch die Beschläge auf der schweren ledernen Jacke glänzten.

»Wo ist die Kranke?«, knurrte er. »Auf dem Besen davongeflogen?«

Ciri zeigte ins Dunkel.

»Klar.« Er nickte. »Ich kenne diesen Schmerz und die widerwärtige Schwäche. Als ich jünger war, habe ich alles gegessen, was ich finden oder überwältigen konnte, also habe ich mich des Öfteren vergiftet. Wer ist diese Zauberin?«

»Triss Merigold.«

»Kenn ich nicht, nie gehört. Ich habe freilich selten mit der Bruderschaft zu tun. Aber ich sollte mich wohl vorstellen. Mich nennt man Yarpen Zigrin. Und dich, Gänschen?«

»Anders«, blaffte Ciri, und ihre Augen funkelten.

Der Zwerg lachte dröhnend und bleckte die Zähne. »Ach.« Er verbeugte sich übertrieben.

»Ich bitte um Verzeihung. Ich habe es in der Finsternis nicht erkannt. Das ist gar kein Gänschen, sondern ein edles Fräulein. Euer ergebenster Diener. Wie heißt das Fräulein, wenn es kein Geheimnis ist?«

»Das ist kein Geheimnis. Ich bin Ciri.«

»Ciri. Aha. Und wer ist das Fräulein?«

»Das nun« – Ciri reckte stolz das Näschen hoch – »ist schon ein Geheimnis.«

Wieder lachte Yarpen auf. »Eine Zunge hat das Fräulein, spitz wie ein Wespenstachel. Das Fräulein möge mir verzeihen. Ich habe Aznei und ein wenig zu essen gebracht. Wird das Fräulein das annehmen oder den alten ungeschliffenen Yarpen Zigrin wegschicken?«

»Entschuldigt ...« Ciri wurde nachdenklich, senkte den Kopf. »Triss braucht wirklich Hilfe, Herr ... Zigrin. Sie ist sehr krank. Danke für die Arznei.«

»Keine Ursache.« Wieder bleckte der Zwerg die Zähne, klopfte ihr freundschaftlich auf die Schulter. »Komm, Ciri, du wirst mir helfen. Die Arznei muss zubereitet werden. Wir drehen Pillen nach dem Rezept meiner Großmutter. Gegen diese Pillen kommt keine Krankheit an, die sich in den Därmen festgesetzt hat.«

Er wickelte das Bündel aus, holte etwas von der Form eines Torfklumpens und einen kleinen tönernen Kolben hervor. Ciri ging neugierig näher heran.

»Du musst wissen, liebe Ciri«, sagte Yarpen,

»dass meine Oma sich mit Heilung auskannte wie sonst niemand. Leider war sie der Ansicht, die Quelle der meisten Krankheiten sei Untätigkeit, und Untätigkeit heile man am besten mit dem Knüppel. Mir und meinen Verwandten gegenüber wandte sie dieses Heilmittel größtenteils vorsorglich an. Sie prügelte uns bei jeder Gelegenheit oder auch ohne Gelegenheit. Ein außergewöhnlicher Hausdrachen. Und einmal, als sie mir aus heiterem Himmel einen Brotkanten mit Schmalz und Zucker gab, war ich davon so überrascht, dass ich vor Aufregung den Kanten fallen ließ, Schmalz nach unten. Na, und da hat mich die Großmutter verprügelt, die alte Schachtel. Aber dann gab sie mir einen anderen Kanten, nur diesmal ohne Zucker.«

»Meine Oma« – Ciri nickte verständnisvoll – »hat mich auch einmal verhauen. Mit der Rute.«

»Mit der Rute?« Der Zwerg lächelte. »Meine hat mich mal mit dem Stiel der Keilhaue verprügelt. Aber genug von den Erinnerungen, wir müssen Pillen drehen. Da, nimm das, reiß etwas davon ab und roll es zu Kügelchen.«

»Was ist das? Es ist klebrig und schmiert ... Puhh ... Und wie es stinkt!«

»Das ist verschimmeltes Schrotbrot. Eine perfekte Arznei. Forme Kügelchen. Kleiner, kleiner, die sind für eine Zauberin, nicht für eine Kuh. Gib eins her. Gut. Jetzt tränken wir das Kügelchen mit der Medizin.«

»Puhh!«

»Hat es zu stinken angefangen?« Der Zwerg brachte seine Knollennase an den Tonkolben.

»Unmöglich.ZerstoßenerKnoblauchmit Bittersalz hat kein Recht zu stinken, und wenn er hundert Jahre steht.«

»So was Ekliges, puhh! Triss wird das nicht essen!«

»Wir wenden die Methode meiner Großmutter an. Du hältst ihr die Nase zu, und ich stopfe ihr die Pillen in den Mund.«

»Yarpen«, zischte Geralt, der plötzlich aus der Dunkelheit auftauchte, die Zauberin auf den Armen. »Pass auf, dass ich dir nicht was wohin stopfe.«

»Das ist eine Arznei!«, erwiderte der Zwerg gekränkt. »Das hilft! Schimmel, Knoblauch ...«

»Ja«, ächzte Triss schwach in der Tiefe ihres Kokons. »Das ist wahr ... Geralt, das sollte mir wirklich helfen ...«

»Siehst du?« Yarpen stieß Ciri mit dem Ellenbogen an, reckte stolz den Bart in die Höhe und zeigte auf Triss, die mit dem Gesicht einer Märtyrerin die Pillen schluckte.

»Eine kluge Zauberin. Sie weiß, was gut ist.«

»Was sagst du, Triss?« Der Hexer beugte sich herab. »Aha, verstehe. Yarpen, hast du vielleicht Engelwurz? Oder Safran?«

»Ich werde suchen, fragen. Ich habe euch Wasser und ein wenig zu essen gebracht ...«

»Danke. Aber sie brauchen beide vor allem Ruhe. Ciri, leg dich hin.«

»Ich mache noch eine Kompresse für Triss ...«

»Das mache ich selbst. Yarpen, ich würde gern reden.«

»Komm ans Feuer. Wir stechen ein Fässchen an ...«

»Ich will mir dir allein reden. An größerer Zuhörerschaft liegt mir nichts. Ganz im Gegenteil.«

»Klar. Ich höre.«

»Was ist das für ein Konvoi?«

Der Zwerg richtete den durchdringenden Blick aus seinen kleinen Augen auf ihn. »Im Dienste des Königs«, sagte er langsam und deutlich.

»Das habe ich mir gedacht.« Der Hexer hielt dem Blick stand. »Yarpen, ich frage nicht aus eitler Neugier.«

»Ich weiß. Worum es dir geht, weiß ich auch. Aber das ist ein Transport von ... äh ... besonderer Bedeutung.«

»Und was transportiert ihr?«

»Gesalzenen Fisch«, sagte Yarpen leichthin und log dann weiter, ohne mit der Wimper zu zucken: »Viehfutter, Gerätschaften, Zaumzeug, allen möglichen Kram fürs Heer. Wenck ist Quartiermeister der königlichen Armee.«

»Wenn der Quartiermeister ist, bin ich Druide.« Geralt grinste. »Aber das ist eure Angelegenheit, ich pflege die Nase nicht in fremde Geheimnisse zu stecken. Doch du hast gesehen, in welchem Zustand Triss ist. Erlaube, dass wir uns euch anschließen und sie auf einen von den Wagen legen. Für ein paar Tage. Ich frage nicht, wohin ihr unterwegs seid, denn die Straße führt ja sowieso schnurgerade nach Süden, sie verzweigt sich erst hinter der Lixel. Bis dahin wird das Fieber sinken und Triss imstande sein zu reiten, und selbst wenn nicht, bleibe ich in der Stadt hinterm Fluss. Versteh, zehn Tage im Wagen, ordentlich zugedeckt, warmes Essen ... Ich bitte dich.«

»Nicht ich habe hier das Kommando, sondern Wenck.«

»Ich glaube nicht, dass du keinen Einfluss auf ihn hast. Nicht bei einem Konvoi, der größtenteils aus Zwergen besteht. Es liegt auf der Hand, dass er auf dich Rücksicht nehmen muss.«

»Was bedeutet dir diese Triss?«

»Welche Rolle spielt das denn? In dieser Lage?«

»In dieser Lage keine. Ich habe aus reiner Neugier gefragt, um später in den Schenken Gerüchte ausstreuen zu können. Aber so oder so, dich zieht es mächtig zu Zauberinnen hin, Geralt.«

Der Hexer lächelte traurig.

»Und das Mädchen?« Yarpen deutete mit einer Kopfbewegung auf Ciri, die sich unter dem Pelz regte. »Deins?«

»Meins«, antwortete er ohne zu zögern.

»Meins, Zigrin.«

Der Tag brach grau und nass an, es roch nach Nachtregen und Frühnebel. Ciri hatte den Eindruck, sie habe nur ein paar Augenblicke geschlafen und sei geweckt worden, kaum dass sie den Kopf auf die Säcke gebettet hatte, die im Wagen aufgetürmt waren.

Geralt legte gerade Triss neben sie, die er von einem weiteren unfreiwilligen Ausflug in den Wald zurückgebracht hatte. Auf den Decken, in die die Zauberin gehüllt war, perlte Tau. Geralt hatte Schatten unter den Augen. Ciri wusste, dass er sie keinen Moment geschlossen hatte – Triss hatte die ganze Nacht gefiebert, sehr gelitten.

»Habe ich dich geweckt? Entschuldige. Schlaf, Ciri. Es ist noch früh.«

»Was ist mit Triss? Wie geht es ihr?«

»Besser«, stöhnte die Zauberin. »Besser, aber ... Geralt, hör ... Ich wollte dir ...«

»Ja?« Der Hexer beugte sich herab, doch Triss schlief schon. Er richtete sich auf, reckte sich.

»Geralt«, flüsterte Ciri. »Werden sie uns erlauben ... auf dem Wagen zu fahren?«

»Wir werden sehen.« Er biss sich auf die Lippe. »So lange du kannst, schlaf. Ruh dich aus.«

Er sprang vom Wagen. Ciri hörte Geräusche, die davon zeugten, dass das Lager abgebrochen wurde – Pferdetrappeln, klirrendes Geschirr, quietschende Deichseln, das Einrasten der Haken an den Ortscheiten, Gespräche und Flüche. Und dann, nahebei, die heisere Stimme von Yarpen Zigrin und die ruhige des hochgewachsenen Mannes namens Wenck. Und die kalte Stimme Geralts. Sie richtete sich ein Stück auf, schaute vorsichtig unter der Wagenplane durch.

»Ich habe in dieser Hinsicht keine kategorischen Verbote«, teilte Wenck mit.

»Wunderbar«, sagte der Zwerg erfreut. »Die Sache ist also geklärt?«

Der Kommissarius hob leicht die Hand zum Zeichen, dass er noch nicht fertig sei. Er schwieg eine Zeitlang. Geralt und Yarpen warteten geduldig.

»Nichtsdestoweniger«, sprach Wenck schließlich, »hafte ich mit meinem Kopf dafür, dass dieser Transport seinen Bestimmungsort erreicht.«

Er verstummte wieder. Niemand sagte etwas. Es bestand kein Zweifel, dass man sich im Gespräch mit dem Kommissarius an lange Pausen zwischen den Sätzen gewöhnen musste.

»Dass er ihn sicher erreicht«, schloss er nach einem Moment. »Und zum festgelegten Zeitpunkt. Aber die Versorgung der Kranken kann das Marschtempo vermindern.«

»Wir werden vor dem Zeitplan liegen«, versicherte Yarpen, nachdem er ein wenig abgewartet hatte. »Wir haben Vorsprung, Herr Wenck, wir werden den Termin halten. Und was die Sicherheit angeht ... Mir scheint, ein Hexer unter uns wird nicht schaden. Die Straße führt durch Wald, bis an die Lixel links und rechts nichts als Urwald. Und in den Wäldern, heißt es, sind allerlei ungute Geschöpfe zugange.«

»In der Tat«, stimmte der Kommissarius zu. Er blickte dem Hexer geradezu in die Augen und schien jedes Wort abzuwägen. »Gewisse ungute Geschöpfe, von anderen unguten Geschöpfen angestachelt, kann man neuerdings in den Wäldern von Kaedwen antreffen. Sie können unsere Sicherheit gefährden. Da König Henselt das weiß, hat er mir das Recht verliehen, Freiwillige für die bewaffnete Eskorte anzuwerben. Herr Geralt? Das würde Euer Problem lösen.«

Der Hexer schwieg lange, länger, als die ganze Rede Wencks mit ihren zahlreichen Pausen gedauert hatte.

»Nein«, sagte er schließlich. »Nein, Herr Wenck. Stellen wir das klar. Ich bin bereit, mich für die Frau Merigold geleistete Hilfe zu revanchieren, aber nicht auf diese Art. Ich kann die Pferde versorgen, Wasser und Brennholz holen, sogar kochen. Aber ich werde nicht als gedungener Söldner in den königlichen Dienst treten. Ich bitte, nicht auf mein Schwert zu zählen. Ich habe nicht vor, jene, wie Ihr Euch auszudrücken beliebtet, unguten Geschöpfe auf Befehl anderer Geschöpfe zu töten, die ich keineswegs für besser halte.«

Ciri hörte, wie Yarpen Zigrin laut schniefte und in die Hand hustete. Wenck betrachtete den Hexer ruhig.

»Ich verstehe«, teilte er trocken mit. »Ich liebe klare Verhältnisse. Also gut. Herr Zigrin, achtet bitte darauf, dass unser Reisetempo nicht sinkt. Was Euch betrifft, Herr Geralt ... Ich weiß, dass Ihr Euch nützlich und hilfreich zeigen werdet, auf eine Art, die Euch angemessen erscheint. Ich würde sowohl Euch als auch mich selbst beleidigen, wenn ich Eure Nützlichkeit als Bezahlung für die Hilfe betrachten würde, die wir der Kranken erweisen. Fühlt sie sich heute besser?«

Der Hexer bestätigte es mit einem Kopfnicken, das, wie es Ciri schien, etwas tiefer und höflicher als gewöhnlich war. Wencks Gesichtsausdruck blieb unverändert.

»Das freut mich«, sagte er nach der üblichen Pause. »Indem ich Frau Merigold auf einem Wagen meines Konvois mitreisen lasse, übernehme ich die Verantwortung für ihre Gesundheit, Bequemlichkeit und Sicherheit. Herr Zigrin, erteilt bitte den Befehl zum Abmarsch.«

»Herr Wenck.«

»Ich höre, Herr Geralt.«

»Danke.«

Der Kommissarius neigte den Kopf. Wie es Ciri schien, ein wenig tiefer und höflicher, als es gewöhnliche konventionelle Höflichkeit erfordert hätte.

Yarpen Zigrin lief die Wagenkolonne entlang, erteilte laut Befehle und Empfehlungen, worauf er sich auf den Bock pflanzte, schrie und mit den Zügeln auf die Pferde schlug. Der Wagen knarrte und rumpelte die Waldstraße entlang. Die Erschütterung weckte Triss, aber Ciri beruhigte sie, wechselte die Kompresse auf der Stirn. Das Rumpeln wirkte einschläfernd. Bald schlief die Zauberin wieder, auch Ciri dämmerte weg.

Als sie erwachte, stand die Sonne schon hoch. Sie schaute hinter den Fässern und Ballen hervor. Der Wagen, auf dem sie sich befand, fuhr an der Spitze des Konvois. Den nächsten lenkte ein Zwerg mit einem roten Tuch um den Hals. Aus den Gesprächen unter den Zwergen wusste Ciri, dass er Paulie Dahlberg hieß. Neben ihm saß sein Bruder Regan. Sie sah auch Wenck, der in Begleitung zweier Intendanten ritt.

Plötze, die Stute Geralts, die am Wagen festgebunden war, begrüßte sie mit einem leisen Wiehern. Ihren Kastanienbraunen und den Falben von Triss sah sie nirgends. Sie waren sicherlich weiter hinten bei den Handpferden des Konvois.

Geralt saß auf dem Bock neben Yarpen. Sie unterhielten sich leise und tranken ab und zu einen Schluck Bier aus einem Fässchen, das zwischen ihnen stand. Ciri spitzte die Ohren, verlor aber bald das Interesse – das Gespräch drehte sich um Politik, und zwar hauptsächlich um die Pläne und Absichten König Henselts und um gewisse spezielle Dienste und Aufgaben, die auf eine geheime Hilfe für den vom Kriege bedrohten Nachbarn hinausliefen, König Demawend von Aedirn. Geralt äußerte Neugier, wie wohl fünf Wagen mit gesalzenen Fischen imstande sein würden, die Verteidigungskraft von Aedirn zu stärken. Ohne den in der Stimme des Hexers mitschwingenden Spott zu beachten, erklärte Yarpen, gewisse Fischarten seien so wertvoll, dass ein paar Wagenladungen ausreichten, um den Jahressold für ein Fähnlein Panzerreiter zu bezahlen, und jedes neue Fähnlein Panzerreiter sei schon eine bedeutende Hilfe. Geralt wunderte sich, warum die Hilfe derart geheim sein müsse, worauf der Zwerg erwiderte, eben darin bestehe das Geheimnis.

Triss regte sich im Schlaf, verlor die Kompresse und begann undeutlich zu reden. Sie verlangte von einem gewissen Kevyn, er solle seine Hände im Zaum halten, und teilte sofort danach mit, der Vorherbestimmung könne man nicht entgehen. Nachdem sie schließlich festgestellt hatte, in gewissem Grade seien alle, absolut alle Mutanten, schlief sie ruhig ein.

Auch Ciri war immer noch schläfrig, doch das brüllende Gelächter Yarpens, der gerade Geralt an vergangene Abenteuer erinnerte, hielt sie wach. Es ging um die Jagd auf einen goldenen Drachen, der, anstatt sich erjagen zu lassen, den Jägern die Knochen aufgemischt und einen Schuster namens Zigenfras einfach aufgefressen hatte. Ciri begann mit größerem Interesse zuzuhören.

Geralt fragte, was aus den Haudegen geworden sei, doch Yarpen wusste davon nichts. Yarpen seinerseits interessierte sich für eine Frau namens Yennefer, doch Geralt wurde merkwürdig einsilbig.

Der Zwerg trank etwas Bier und begann sich zu beklagen, dass diese Yennefer immer noch einen Groll gegen ihn hege, obwohl seit damals etliche Jahre vergangen seien. »Ich bin ihr auf dem Jahrmarkt in Gors Velen begegnet«, erzählte er. »Kaum hatte sie mich erblickt, fauchte sie wie eine Katze und beleidigte meine selige Mama. Ich habe schleunigst die Beine in die Hand genommen, und sie hat mir nachgerufen, sie werde mich schon noch erwischen und dafür sorgen, dass mir Gras aus dem Arsch wächst.«

Ciri begann zu kichern, als sie sich Yarpen mit dem Gras vorstellte. Geralt brummte etwas von Frauen und ihrem impulsiven Charakter, der Zwerg indes betrachtete das als eine allzu freundliche Bezeichnung für Bösartigkeit, Voreingenommenheit und Rachsucht. Der Hexer griff das Thema nicht auf, und Ciri versank wieder in Halbschlaf.

Diesmal weckten sie erregte Stimmen. Genauer gesagt, die Stimme Yarpens, der gerade schrie: »Genau so! Dass du es nur weißt! Ich habe es so festgelegt!«

»Leiser«, sagte der Hexer ruhig. »Auf dem Wagen liegt eine kranke Frau. Du musst verstehen, ich kritisiere nicht deine Entscheidungen oder Festlegungen ...«

»Natürlich nicht!«, fiel ihm der Zwerg giftig ins Wort. »Du lächelst nur vielsagend.«

»Yarpen, ich warne dich als Freund. Jemanden, der rittlings auf der Palisade sitzt, hassen beide Seiten, günstigstenfalls strafen sie ihn mit Verachtung.«

»Ich sitze nicht rittlings da. Ich erkläre mich eindeutig für eine der Seiten.«

»Für diese Seite wirst du immer ein Zwerg bleiben. Jemand anders. Ein Fremder. Und für die Gegenseite ...«

Er brach ab.

»Na!«, knurrte Yarpen und drehte sich zu ihm.

»Na, fang an, worauf wartest du? Sag, dass ich ein Verräter bin und ein Hund an der Leine der Menschen, der sich für eine Handvoll Silber und eine Schüssel elendes Fressen auf Seinesgleichen hetzen lässt, die aufgestanden sind und für die Freiheit kämpfen. Na los schon, spuck’s aus. Ich mag keine Halbheiten.«

»Nein, Yarpen«, sagte Geralt leise. »Nein. Ich werde nichts ausspucken.«

»Ach, wirst du nicht?« Der Zwerg hieb mit den Zügeln auf die Pferde. »Du hast keine Lust? Du siehst lieber zu und lächelst? Mir gegenüber kein Wort, was? Aber zu Wenck konntest du das sagen: ›Ich bitte, nicht auf mein Schwert zu zählen.‹ Ach, wie erhaben, edel und stolz! Zum Teufel mit deiner Erhabenheit! Und mit deinem Stolz!«

»Ich wollte einfach höflich sein. Ich will mich nicht in diesen Konflikt einmischen. Ich will Neutralität wahren.«

»Das geht nicht!«, brüllte Yarpen. »Du kannst sie nicht wahren, verstehst du? Nein, nichts verstehst du. Ach, steig von meinem Wagen, setz dich aufs Pferd. Geh mir aus den Augen, neutrales Großmaul. Du gehst mir auf die Nerven.«

Geralt wandte sich ab. Ciri hielt erwartungsvoll den Atem an. Doch der Hexer sagte kein Wort. Er stand auf und sprang vom Wagen, schnell, weich, geschickt. Yarpen wartete, bis er die Stute losgebunden hatte, und trieb abermals die Pferde an, wobei er irgendwelche unverständlichen, aber entsetzlich klingenden Worte in seinen Bart murmelte.

Sie stand auf, um ebenfalls abzuspringen, den Braunen ausfindig zu machen.

Der Zwerg drehte sich um, maß sie mit einem unwilligen Blick. »Mit dir hat man auch nichts als Scherereien, Fräuleinchen«, schnaubte er zornig. »Damen und Mädels haben uns hier noch gefehlt, verdammt, nicht mal pissen kann ich vom Bock aus, ich muss das Gespann anhalten und in die Büsche gehen!«

Ciri stemmte die Fäuste in die Hüften, schüttelte die aschblonde Mähne und reckte die Nase hoch. »So?«, brauste sie auf. »Trinkt weniger Bier, Herr Zigrin, dann müsst Ihr auch nicht so oft!«

»Einen Dreck geht dich mein Bier an, Rotznase!«

»Schreit nicht, Triss ist eben erst eingeschlafen!«

»Das ist mein Wagen! Ich werde schreien, wenn es mir passt!«

»’n Holzklotz!«

»Was? Ach, du unverschämte Ziege!«

»Ein Holzklotz!!!«

»Gleich zeige ich dir den Holz ... Oh, verdammt! Brrr!!«

Der Zwerg lehnte sich heftig zurück, zog im letzten Moment die Zügel an, als die beiden Pferde schon im Begriff waren, über einen quer über der Straße liegenden Baumstamm hinwegzuschreiten. Yarpen stand auf dem Bock auf, fluchte in Menschen- und Zwergensprache, hielt pfeifend und brüllend das Gespann an. Zwerge und Menschen, die von den Wagen gesprungen waren, kamen gelaufen und halfen, die Pferde auf die freie Straße zu führen, indem sie an Zügeln und Scheuklappen zogen.

»Bist wohl eingepennt, was, Yarpen?«, knurrte Paulie Dahlberg, der herangekommen war.

»Verdammt, wenn du da draufgefahren wärst, wär die Achse hin gewesen, die Räder wären in Stücke gesprungen. Was, zum Teufel ...«

»Verpiss dich, Paulie!«, blaffte Yarpen Zigrin und hieb vor Wut mit den Zügeln über die Pferdehintern.

»Ihr habt Glück gehabt«, sagte Ciri lieblich und pflanzte sich neben den Zwerg auf den Bock. »Es ist besser, wie Ihr seht, eine Hexerin auf dem Wagen zu haben, als allein zu fahren. Ich habe Euch noch rechtzeitig gewarnt. Aber wenn ihr gerade vom Bock gepinkelt hättet und auf diesen Holzklotz aufgefahren wärt, na, na. Ich mag gar nicht daran denken, was Euch dann hätte passieren können ...«

»Wirst du still sein?«

»Ich sag schon nichts mehr. Kein Wörtchen.« Sie hielt es knapp eine Minute lang aus.

»Herr Zigrin?«

»Ich bin kein Herr.« Der Zwerg stieß sie mit dem Ellenbogen an, bleckte die Zähne. »Ich bin Yarpen. Klar? Kutschieren wir zusammen, was?«

»Klar. Darf ich die Zügel halten?«

»Klar. Warte, nicht so. Leg sie über den Zeigefinger, drück sie mit dem Daumen an, ja, so. Links genauso. Ruck nicht, zieh nicht zu straff.«

»Ist es gut so?«

»Ja.«

»Yarpen?«

»He?«

»Was heißt ›Neutralität wahren‹?«

»Gleichgültig sein«, murmelte er widerwillig.

»Lass die Zügel nicht schleifen. Den linken stärker zu dir!«

»Wiesogleichgültig?Gleichgültiggegen was?«

Der Zwerg beugte sich weit zur Seite und spuckte unter den Wagen. »Wenn die Scioa’tael uns überfallen würden, hat dein Geralt vor, dazustehen und ruhig zuzuschauen, wie sie uns die Kehlen durchschneiden. Du wirst wahrscheinlich neben ihm stehen, denn das wird eine anschauliche Lektion sein. Thema der Unterrichtsstunde: Verhalten des Hexers bei einem Konflikt vernunftbegabter Rassen.«

»Ich verstehe nicht.«

»Das wundert mich nun überhaupt nicht.«

»Hast du dich deswegen mit ihm gestritten? Wer sind eigentlich diese Scioa’tael? Diese ... Eichhörnchen?«

»Ciri«, Yarpen fuhr sich wütend mit der Hand durch den Bart. »Das ist nichts für den Verstand kleiner, minderjähriger Mädchen.«

»Oho, jetzt bist du auf mich wütend. Ich bin gar nicht klein. Ich habe gehört, wie die Soldaten in dem Wachhaus über die Eichhörnchen gesprochen haben. Ich habe ... ich habe zwei tote Elfen gesehen. Aber der Ritter hat gesagt, dass sie ... auch töten. Und dass es unter ihnen nicht nur Elfen gibt. Auch Zwerge.«

»Ich weiß«, sagte Yarpen trocken.

»Aber du bist auch ein Zwerg.«

»Das steht außer Frage.«

»Warum hast du also Angst vor den Eichhörnchen? Sie scheinen doch nur gegen Menschen zu kämpfen.«

»Das ist nicht so einfach«, sagte er nachdenklich. »Leider.«

Ciri wartete lange, kaute auf der Unterlippe und zog das Näschen kraus. »Ich weiß«, sagte sie plötzlich. »Die Eichhörnchen kämpfen für die Freiheit. Du bist zwar ein Zwerg, aber ein besonders geheimer Dienst an der Menschenleine von König Henselt.«

Yarpen lachte los, wischte sich die Nase am Ärmel ab und beugte sich vom Bock zur Seite, um sich zu vergewissern, dass Wenck nicht zu nahe herangeritten war. Doch der Kommissarius war weit weg, ins Gespräch mit Geralt vertieft.

»Ein Gehör hast du, Mädchen, wie ein Murmeltier.« Er grinste breit. »Du bist auch ein bisschen zu helle für jemanden, dem es vorherbestimmt ist, Kinder zu kriegen, Suppe zu kochen und zu spinnen. Du denkst, du weißt alles? Das ist, weil du eine Rotznase bist. Mach kein dummes Gesicht. Davon wirkst du nicht erwachsener, sondern nur noch hässlicher als normal. Die Scioa’tael, gebe ich zu, hast du richtig verstanden, die Losungen haben dir gefallen. Weiß du, warum du sie so gut verstehst? Weil die Scioa’tael auch Rotznasen sind. Das sind Hosenscheißer, die nicht begreifen, dass sie vorgeschoben werden, dass jemand ihre kindische Dummheit ausnutzt, indem er sie mit Sprüchen von Freiheit füttert.«

»Aber sie kämpfen doch wirklich für die Freiheit.« Ciri hob den Kopf, schaute den Zwerg aus weit offenen grünen Augen an. »So wie die Dryaden im Walde Brokilon. Sie töten die Menschen, weil die Menschen ... manche Menschen ihnen Leid zufügen. Denn das war einmal euer Land, es hat den Zwergen und Elfen gehört und diesen ... Halblingen, Gnomen und anderen ... Aber jetzt sind hier die Menschen, weshalb die Elfen ...«

»Die Elfen!«, fauchte Yarpen. »Wenn wir genau sein wollen, sind sie genau solche Dahergelaufene wie ihr Menschen, obwohl sie in ihren weißen Schiffen gut tausend Jahre vor euch angekommen sind. Jetzt überschlagen sie sich vor Freundschaft, jetzt sind wir Brüder, jetzt blecken sie die Zähne und sagen ›wir, die Stammverwandten‹, ›wir, die Älteren Völker‹. Aber früher haben diese Hur ... Hm, hm ... Früher sind uns ihre Pfeile um die Ohren gepfiffen, als wir ...«

»Die Ersten auf der Welt waren also die Zwerge?«

»Die Gnomen, wenn wir genau sein wollen. Und nur was diesen Teil der Welt betrifft. Denn die Welt ist unvorstellbar groß, Ciri.«

»Ich weiß. Ich habe eine Karte gesehen ...«

»Kannst du nicht. Noch niemand hat so eine Karte gezeichnet, und ich bezweifle, dass es bald jemand tut. Niemand weiß, was dort hinter den Feuerbergen und dem Großen Meer liegt. Nicht einmal die Elfen, obwohl sie sich brüsten, alles zu wissen. Einen Scheiß wissen sie, sag ich dir.«

»Hmm ... Aber jetzt ... gibt es ja viel mehr Menschen als ... als euch.«

»Weil ihr euch vermehrt wie die Kaninchen«, sagte der Zwerg zähneknirschend. »Wenn ihr euch nur bumsen könnt, auf Teufel komm raus, im Kreis herum, mit wem und wo sich’s gerade ergibt. Und eure Frauen brauchen sich anscheinend bloß auf eine Männerhose zu setzen, schon schwillt ihnen der Bauch an ... Was bist du so rot geworden, dass man meinen könnte, du bist eine Mohnblume? Da hast du die reinste Wahrheit und die wahre Geschichte der Welt, die der beherrscht, der anderen geschickter die Schädel einschlägt und schneller die Weiber schwängert. Und mit euch Menschen kann man schwer konkurrieren, sowohl was das Morden als auch was das Bumsen angeht ...«

»Yarpen«, sagte Geralt kalt, der auf Plötze zu ihnen herangeritten war. »Halte dich gefälligst mit der Wortwahl etwas zurück. Und du, Ciri, hör auf, die Kutscherin zu spielen, schau nach Triss, ob sie nicht aufgewacht ist und etwas braucht.«

»Ich bin schon lange wach«, meldete sich die Zauberin in der Tiefe des Wagens mit schwacher Stimme. »Aber ich wollte nicht ... diese interessante Unterhaltung unterbrechen. Stör nicht, Geralt. Ich würde gern ... etwas mehr über den Einfluss des Bumsens auf die Entwicklung der Gesellschaft erfahren.«

»Kann ich etwas Wasser warm machen? Triss will sich waschen.«

»Mach es warm«, willigte Yarpen Zigrin ein.

»Xavier, nimm den Spieß vom Feuer, unser Hase ist schon gut. Gib den Kessel her, Ciri. Oho, voll bis zum Rand! Hast du dieses Gewicht allein vom Bach herangeschleppt?«

»Ich bin stark.«

Der ältere von den Dahlberg-Brüdern brach in Gelächter aus.

»Urteile nicht nach dem Anschein, Paulie«, sagte Yarpen ernst, während er den gebratenen Hasen geschickt in mehrere Portionen zerteilte. »Da gibt es nichts zu lachen. Sie ist eine halbe Portion, aber ich sehe, dass sie ein kräftiges und ausdauerndes Mädel ist. Sie ist wie ein Ledergürtel: So dünn er ist, mit den Händen zerreißt du ihn nicht. Und wenn du dich daran aufhängst, hält er auch.«

Niemand lachte. Ciri hockte sich neben den am Feuer ausgestreckten Zwergen hin. Diesmal hatten Yarpen Zigrin und seine vier

»Jungs« ein eigenes Lagerfeuer entzündet, denn sie gedachten den Hasen, den Xavier Moran erlegt hatte, nicht mit anderen zu teilen, er reichte kaum für sie selbst als Vorspeise.

»Legt Holz nach«, sagte Yarpen, während er sich die Finger ableckte. »Da wird das Wasser schneller warm.«

»Das mit dem Wasser ist Unsinn«, verkündete Regan Dahlberg, nachdem er einen Knochen ausgespuckt hatte. »Waschen kann einem Kranken nur schaden. Einem Gesunden übrigens auch. Erinnert ihr euch an den alten Schrader? Dem hat seine Frau einmal gesagt, er soll sich waschen, und kurz darauf ist er gestorben.«

»Weil ihn ein tollwütiger Hund gebissen hatte.«

»Wenn er sich nicht gewaschen hätte, hätte ihn der Hund nicht gebissen.«

»Ich denke auch«, meldete sich Ciri zu Wort, während sie mit dem Finger die Wassertemperatur im Kessel prüfte, »dass es übertrieben ist, sich jeden Tag zu waschen. Aber Triss bittet darum, und einmal hat sie sogar geweint ... Also haben Geralt und ich ...«

»Wissen wir.« Der ältere Dahlberg nickte.

»Aber dass ein Hexer ... Ich komme aus dem Wundern nicht heraus. He, Zigrin, wenn du ’n Weib hättest, würdest du sie waschen und kämmen? Sie auf Händen ins Gebüsch tragen, wenn sie mal muss ...«

»Sei still, Paulie«, fiel ihm Yarpen ins Wort.

»Nichts gegen den Hexer, das ist ein anständiger Kerl.«

»Sag ich denn was anderes? Ich wundere mich nur ...«

»Triss«, warf Ciri ein, »ist überhaupt nicht sein Weib.«

»Umso mehr wundere ich mich.«

»Ein umso größerer Trottel bist du, heißt das«, resümierte Yarpen. »Ciri, gieß ein bisschen von dem Wasser für einen Sud ab, wir werden der Zauberin noch etwas Safran mit Mohn aufgießen. Heute schien es ihr schon besser zu gehen, was?«

»Scheint so«, murmelte Yannick Brass. »Wir mussten ihretwegen den Konvoi nur sechsmal anhalten. Ich weiß, dass man auf der Reise Hilfe nicht verweigern darf, wer anders denkt, ist ein Narr. Und wer sie verweigern würde, wäre ein Erznarr und ein Hundsfott. Aber wir stecken schon zu lange in diesen Wäldern, zu lange, sag ich euch. Wir fordern das Schicksal heraus, verdammt, im Übermaß fordern wir das Schicksal heraus. Hier ist es nicht sicher. Die Scioa’tael ...«

»Spuck dieses Wort aus, Yannick.«

»Toi, toi, toi Yarpen, vor dem Kampf fürchte ich mich nicht, und Blut ist für uns nichts Neues, aber ... Wenn wir uns mit unseren Leuten schlagen müssten ... Mist! Warum hat uns das getroffen? Diese beschissene Ladung müsste von einer beschissenen Hundertschaft Berittener begleitet werden, nicht von uns! Dass die Teufel die Schlauköpfe in Art Carraigh holen, dass sie ...«

»Sei still, hab ich gesagt. Gib lieber die Schüssel mit dem Brei her. Der Hase, der verdammte, war die Vorspeise, jetzt müssen wir was essen. Ciri, isst du mit uns?«

»Na klar.«

Ziemlich lange waren nur Kauen, Schmatzen und das Klappern der Holzlöffel in der Schüssel zu hören.

»Verdammt«, sagte Paulie Dahlberg und rülpste ausgiebig. »Ich würde noch was essen.«

»Ich auch«, erklärte Ciri und rülpste ebenfalls, von den ungezierten Manieren der Zwerge angetan.

»Bloß keinen Brei«, sprach Xavier Moran.

»Dieser Hafer hängt mir schon zum Halse heraus. Gesalzenes Fleisch auch.«

»Dann friss Gras, wenn du so einen heiklen Geschmack hast.«

»Oder nag an einer Birke. Die Biber machen das und leben.«

»Den Biber würd ich essen.«

»Und ich Fisch«, sagte Paulie verträumt, während er krachend in einen aus der Jacke geholten Zwieback biss. »Auf Fisch hab ich Lust, sag ich euch.«

»Dann lasst uns Fische fangen.«

»Wo?«, blaffte Yannick Brass. »Im Gebüsch?«

»Im Bach.«

»Das ist mir vielleicht ein Bach. Man kann aufs andere Ufer rüberkacken. Wo sollen da Fische herkommen?«

»Es gibt dort welche.« Ciri leckte den Löffel ab und steckte ihn in den Stiefelschaft. »Ich habe es gesehen, als ich Wasser holen gegangen bin. Aber das sind irgendwie kranke Fische. Sie haben Ausschlag. Schwarze und rote Flecke ...«

»Forellen!«, rief Paulie, und aus seinem Mund flogen Bröckchen von Zwieback. »Los, Jungs, marsch zum Bach! Regan! Zieh die Hosen aus! Wir machen einen Kescher aus deinen Hosen.«

»Warum aus meinen?«

»Zieh sie aus, dalli, sonst brat ich dir eins über, Hosenscheißer! Hat die Mutter gesagt, dass du auf mich hören sollst?«

»Beeilt euch, wenn ihr Fische fangen wollt, denn gleich wird es dunkel«, sagte Yarpen.

»Ciri, ist das Wasser warm geworden? Lass stehen, lass stehen, du wirst dich verbrühen und an dem Kessel beschmieren. Ich weiß, dass du stark bist, aber lass mich ihn tragen.«

Geralt erwartete sie schon, sie sahen von weitem seine weißen Haare zwischen den auseinandergeschlagenen Wagenplanen. Der Zwerg schüttete das Wasser in den Zuber.

»Brauchst du Hilfe, Hexer?«

»Nein, danke, Yarpen. Ciri wird mir helfen.«

Triss hatte kein hohes Fieber mehr, war aber ungeheuer schwach. Geralt und Ciri hatten schon Übung darin, sie auszuziehen und zu waschen, hatten auch gelernt, ihre ehrgeizigen, aber vorerst illusorischen Anläufe zur Selbständigkeit zu bremsen. Sie kamen ausgesprochen gut zurecht – er hielt die Zauberin in den Armen, sie wusch und trocknete sie. Eins nur begann Ciri zu wundern und zu reizen – Triss schmiegte sich ihrer Meinung nach zu eng an Geralt. Diesmal versuchte sie ihn sogar zu küssen.

Geralt zeigte mit einer Kopfbewegung auf die Satteltaschen der Zauberin. Ciri verstand auf Anhieb, denn das gehörte auch zum Ritual – Triss verlangte jedes Mal, dass man sie kämmte. Sie fand den Kamm, hockte sich neben Triss. Triss neigte den Kopf zu ihr hin und umarmte den Hexer. Nach Ciris Ansicht entschieden zu heftig.

»Ach, Geralt«, begann die Zauberin zu weinen. »Es tut mir so leid ... Ich bedaure so sehr, dass das, was zwischen uns war ...«

»Triss, ich bitte dich.«

»... das muss wieder sein ... jetzt. Wenn ich gesund bin ... Es wäre ganz anders ... Ich könnte ... Ich könnte sogar ...«

»Triss.«

»Ich beneide Yennefer ... Beneide sie um dich ...«

»Ciri, geh weg.«

»Aber ...«

»Geh bitte.«

Sie sprang vom Wagen und stieß gegen Yarpen, der auf ein Rad gestützt wartete und gedankenversunken an einem langen Grashalm kaute. Der Zwerg legte den Arm um sie. Er brauchte sich dazu nicht zu bücken wie Geralt. Er war nicht größer als sie.

»Mach niemals diesen Fehler, kleine Hexerin«, murmelte er und wies mit dem Blick zum Wagen hin. »Wenn jemand dir Mitgefühl, Sympathie und Aufopferung beweist, wenn er dich mit einem aufrechten Charakter erstaunt, dann musst du das zu schätzen wissen, aber verwechsle es nicht mit ... etwas anderem.«

»Lauschen ist nicht schön.«

»Ich weiß. Und es ist gefährlich. Ich konnte gerade noch wegspringen, als du das Waschwasser aus dem Zuber ausgeschüttet hast. Komm, lass uns nachsehen, wie viele Forellen in Regans Hose geraten sind.«

»Yarpen?«

»Hm?«

»Ich hab dich gern.«

»Ich dich auch, Ziege.«

»Aber du bist ein Zwerg. Und ich nicht.«

»Und was hat das ...? Aha. Die Scioa’tael. Es geht dir um die Eichhörnchen, ja? Das lässt dir keine Ruhe, was?«

Ciri befreite sich von dem schweren Arm. »Dir doch auch nicht«, sagte sie. »Und den anderen auch nicht. Das sehe ich doch.«

Der Zwerg schwieg.

»Yarpen?«

»Ich höre.«

»Wer hat recht? Die Eichhörnchen oder ihr? Geralt will ... neutral sein. Du dienst König Henselt, obwohl du ein Zwerg bist. Aber der Ritter von dem Wachhaus hat geschrien, dass alle unsere Feinde sind und dass man alle ... Alle. Sogar die Kinder. Warum, Yarpen? Wer hat recht?«

»Ich weiß es nicht«, sagte der Zwerg mit Mühe. »Ich habe die Weisheit nicht mit Löffeln gefressen. Ich tue, was ich für richtig halte. Die Eichhörnchen haben zu den Waffen gegriffen, sind in den Wald gegangen. ›Ins Meer mit den Menschen‹, schreien sie und wissen nicht, dass sogar diese griffige Losung ihnen die Abgesandten von Nilfgaard vorgesagt haben. Ohne zu verstehen, dass diese Losung nicht auf sie zielt, sondern gerade auf die Menschen, dass sie den Hass der Menschen anstacheln soll, nicht den Kampfeseifer der jungen Elfen. Ich habe das verstanden, darum halte ich das, was die Scioa’tael tun, für verbrecherische Dummheit. Nun ja, in ein paar Jahren wird man mich deswegen vielleicht einen Verräter und ein käufliches Subjekt nennen und sie Helden ... Unsere Geschichte, die Geschichte unserer Welt, kennt solche Fälle.«

Er verstummte, fuhr sich mit den Fingern durch den Bart. Ciri schwieg ebenfalls.

»Elirena ...«, murmelte er plötzlich. »Wenn Elirena eine Heldin war, wenn das, was sie getan hat, Heldentum heißt, dann hilft es nichts, sollen sie mich Verräter und Feigling nennen. Denn ich, Yarpen Zigrin, Feigling, Verräter und Renegat, behaupte, dass wir einander nicht umbringen sollen. Ich behaupte, dass wir leben sollen. So leben, dass man nachher niemanden um Verzeihung zu bitten braucht. Die heldenhafte Elirena ... Sie musste es. Verzeiht mir, flehte sie, verzeiht mir. Tausend Teufel! Lieber umkommen, als mit dem Bewusstsein leben, dass man etwas getan hat, das Verzeihung erfordert.«

Wieder verstummte er. Ciri stellte die Fragen nicht, die ihr auf der Zunge lagen. Sie spürte instinktiv, dass sie es nicht tun sollte.

»Wir müssen nebeneinander leben«, fuhr Yarpen fort. »Wir und ihr Menschen. Denn uns bleibt einfach kein anderer Ausweg. Seit zweihundert Jahren wissen wir das, und seit hundert arbeiten wir darauf hin. Willst du wissen, warum ich in den Dienst König Henselts getreten bin, warum ich mich dazu entschlossen habe? Ich darf nicht zulassen, dass diese Arbeit vergebens war. Seit gut hundert Jahren versuchen wir, uns mit den Menschen zu arrangieren. Die Halblinge, Gnomen, wir, sogar die Elfen, denn ich rede nicht von Nixen, Nymphen oder Sylphiden, das waren immer Wilde, sogar damals, als es euch hier überhaupt noch nicht gab. Tausend Teufel, es hat hundert Jahre gedauert, aber es ist uns gelungen, dieses gemeinsame Leben irgendwie einzurichten, das Leben Seite an Seite, zusammen; es ist uns zum Teil gelungen, die Menschen zu überzeugen, dass wir uns sehr wenig voneinander unterscheiden ...«

»Wir unterscheiden uns überhaupt nicht, Yarpen.«

Der Zwerg drehte sich mit einem Ruck um.

»Wir unterscheiden uns überhaupt nicht«, wiederholte Ciri. »Denn du denkst und fühlst so wie Geralt. Und so wie ... wie ich. Wir essen dasselbe, aus ein und demselben Kessel. Du hilfst Triss und ich auch. Du hattest eine Oma und ich hatte eine Oma ... Meine Oma haben die Nilfgaarder umgebracht. In Cintra.«

»Und meine die Menschen«, brachte der Zwerg mit Mühe hervor. »In Brugge. Bei einem Pogrom.«

»Reiter!«, rief einer von Wencks Leuten, der in der Vorhut ritt. »Reiter von vorn!«

Der Kommissarius trabte zu Yarpens Wagen vor, Geralt näherte sich auf der anderen Seite.

»Nach hinten, Ciri«, sagte er scharf. »Steig vom Bock und geh nach hinten. Bleib bei Triss.«

»Von dort aus ist nichts zu sehen!«

»Diskutiere nicht!«, blaffte Yarpen. »Ab nach hinten, aber hurtig! Und gib mir den Streithammer. Er liegt unter dem Pelz.«

»Den da?« Ciri hob einen schweren, widerwärtig aussehenden Gegenstand hoch, der an einen Hammer mit spitzem, leicht gebogenem Haken statt der Finne erinnerte.

»Den«, bestätigte der Zwerg. Er steckte sich den Stiel des Streithammers in den Stiefelschaft, die Axt aber legte er sich auf die Knie. Wenck, dem Anschein nach ruhig, schaute auf die Straße, die Augen mit der Hand abgeschirmt.

»Leichte Reiterei aus Ban Gleán«, stellte er nach einer Weile fest. »Das sogenannte Graue Fähnlein, ich erkenne sie an den Mänteln und den Biberfellmützen. Ich bitte, ruhig zu bleiben. Wachsam desgleichen. Mäntel und Biberfellmützen verändern ziemlich leicht den Träger.«

Die Reiter kamen rasch näher. Es waren ungefähr zehn. Ciri sah, wie sich auf dem Wagen hinter ihnen Paulie Dahlberg zwei gespannte Armbrüste auf die Knie legte und Regan sie mit einem Umhang bedeckte. Sie kroch leise unter der Wagenplane hervor, hielt sich aber hinter Yarpens breiten Schultern. Triss versuchte sich aufzurichten, fluchte, sank zurück aufs Lager.

»Halt!«, rief der Erste von den Reitern, zweifellos der Anführer. »Was für welche seid ihr? Wo kommt ihr her und wohin?«

»Und wer fragt das?« Wenck richtete sich ruhig im Sattel auf. »Und mit welchem Recht?«

»König Henselts Heer, Herr Neugierden! Fragen tut Berittführer Zyvik, und der wiederholt seine Fragen nicht noch mal! Sofort antworten, dalli! Was für welche seid ihr?«

»Quartiermeisterei der königlichen Armee.«

»Das kann jeder sagen! Ich sehe hier keinen in den königlichen Farben!«

»Komm näher, Berittführer, und sieh dir aufmerksam diesen Ring an.«

»Was funkelt Ihr mir hier mit Ringen herum?« Der Soldat verzog das Gesicht. »Kenn ich etwa alle Ringe, oder was? So einen Ring kann jeder haben. Das ist mir vielleicht ’n Zeichen!«

Yarpen Zigrin stand auf dem Bock auf, hob die Axt und hielt sie dem Soldaten mit einer raschen Bewegung unter die Nase. »Und kennst du dieses Zeichen?«, knurrte er. »Riech dran und merk dir den Geruch.«

Der Soldat riss an den Zügeln, drehte das Pferd zur Seite. »Einschüchtern wollt Ihr mich?«, brüllte er. »Mich? Ich bin im königlichen Dienst!«

»Wir auch«, sagte Wenck leise. »Und gewiss länger als du. Halt an dich, Soldat, ich rate es dir im Guten.«

»Ich halte hier Wache! Woher soll ich wissen, was ihr für welche seid?«

»Du hast den Ring gesehen«, presste der Kommissarius zwischen den Zähnen hervor.

»Und wenn du das Zeichen auf dem Stein nicht erkannt hast, dann frage ich mich, was du für einer bist. Auf der Fahne des Grauen Fähnleins ist genau das gleiche Emblem, du müsstest es also kennen.«

Der Soldat mäßigte sich sichtlich, was gewiss gleichermaßen den ruhigen Worten Wencks zu danken war wie den finsteren, entschlossenen Gesichtern der Wachmannschaft, die aus den Wagen hervorschauten.

»Hmm ...«, sagte er und schob die Mütze zum linken Ohr hin. »Gut. Aber wenn ihr wirklich die seid, für die ihr euch ausgebt, dann werdet ihr, denke ich, nichts dagegen haben, wenn ich nachsehe, was ihr auf den Wagen habt.«

»Werden wir.« Wenck zog die Brauen zusammen. »Sehr sogar. Unsere Fracht geht dich nichts an, Berittführer. Ich verstehe übrigens nicht, was du darin suchen wolltest.«

»Ihr versteht es nicht.« Der Soldat nickte und senkte die Hand zum Schwertgriff hin. »Dann will ich’s Euch sagen, Herr. Menschenhandel ist verboten, aber es gibt genug Schurken, die verkaufen Sklaven an Nilfgaard. Wenn ich auf den Wagen Menschen in Fesseln finde, dann erzählt mir nicht, Ihr wärt beim König im Dienst. Und wenn Ihr mir ein Dutzend Ringe zeigt.«

»Gut«, sagte Wenck trocken. »Wenn es um Sklaven geht, dann such. Das erlaube ich.«

Der Soldat ritt im Schritt zum mittleren Wagen, lehnte sich im Sattel herüber, hob die Plane.

»Was ist in diesen Fässern?«

»Was soll denn drin sein? Sklaven?«, spottete Yannick Brass, der sich auf dem Bock breitgemacht hatte.

»Ich frage, was? Also antwortet!«

»Gesalzene Fische.«

»Und in diesen Kisten?« Der Kriegsmann ritt zum nächsten Wagen, stieß mit dem Fuß gegen den Bord.

»Hufeisen«, knurrte Paulie Dahlberg. »Und das da hinten sind Büffelhäute.«

»Seh ich.« Der Berittführer winkte ab, schnalzte dem Pferd zu, ritt nach vorn und und schaute in Yarpens Wagen.

»Und was liegt da für ’n Weib?«

Triss Merigold lächelte schwach, stemmte sich auf einen Ellenbogen hoch und machte mit der anderen Hand eine kurze, komplizierte Geste.

»Wer, ich?«, fragte sie ganz leise. »Du siehst mich doch gar nicht.«

Der Soldat blinzelte nervös, zuckte leicht zusammen. »Gesalzene Fische«, sagte er voller Überzeugung und ließ die Plane sinken.

»Und dieses Kind?«

»Getrocknete Pilze«, sagte Ciri und schaute ihn dreist an.

Der Soldat verstummte, erstarrte mit aufgerissenen Augen.

»Wieso?«, fragte er nach einer Weile und runzelte die Stirn. »Was?«

»Hast du die Kontrolle beendet, Kriegsmann?«, erkundigte sich Wenck kalt, während er von der anderen Seite des Wagens herangeritten kam.

Der Soldat riss den Blick mit Mühe von Ciris grünen Augen los. »Habe ich. Fahrt, die Götter sollen euch begleiten. Aber gebt Obacht. Vor zwei Tagen hat ein Trupp von Scioa’tael bei der Dachsschlucht eine berittene Patrouille niedergemacht. Das war ein starkes, zahlreiches Kommando. Freilich, die Dachsschlucht ist weit von hier, aber so ’n Elf ist im Walde schneller als der Wind. Wir haben Befehl, die Umzingelung zu schließen, aber wie wollt ihr ’n Elf fangen? Das ist so, wie wenn man den Wind fangen wollte ...«

»Schon gut, wir sind nicht neugierig«, unterbrach ihn der Kommissarius schroff. »Die Zeit drängt, wir haben noch einen weiten Weg vor uns.«

»Also dann lebt wohl. He, mir nach!«

»Hast du gehört, Geralt?«, knurrte Yarpen Zigrin, während er der fortreitenden Patrouille nachschaute. »Es sind verdammte Eichhörnchen in der Gegend. Ich hab’s gespürt. Ich hab schon die ganze Zeit ein Kribbeln im Rücken, als ob mir jemand mit einem Bogen genau ins Kreuz zielt. Nein, zum Teufel, wir können nicht weiter so blindlings drauflosfahren, pfeifen, dösen und schläfrig vor uns hin furzen. Wir müssen wissen, was vor uns ist. Hör zu, ich habe da eine Idee.«

Ciri riss den Braunen scharf voran, ging sofort in Galopp über, tief im Sattel vorgebeugt. Geralt, in ein Gespräch mit Wenck vertieft, richtete sich plötzlich auf. »Dreh nicht durch!«, rief er. »Kein Übermut, Mädchen! Willst du dir den Hals brechen? Und reite nicht zu weit weg ...«

Mehr hörte sie nicht, sie preschte zu scharf vorwärts. Sie tat es mit Absicht, hatte keine Lust, sich die täglichen Belehrungen anzuhören. Nicht zu schnell, nicht zu scharf, Ciri! *Pahpah.* Bleib in der Nähe! *Pah-pah- pah.* Sei vorsichtig! *Pah-pah!* Als wäre ich ein Kind, dachte sie. Aber ich bin fast dreizehn, habe einen schnellen Braunen und ein scharfes Schwert auf dem Rücken. Und ich fürchte mich vor nichts!

Und es ist Frühling!

»He, pass auf, du wirst dir den Hintern verbrennen!«

Yarpen Zigrin. Noch ein Schlauberger. *Pah- pah!*

Weiter, weiter, im Galopp, auf der huckligen Straße, durch grünendes Gras und Gebüsch, durch die silbernen Pfützen, durch den goldenen, feuchten Sand, durch das gefiederte Farnkraut. Ein erschrockener Damhirsch verschwindet im Wald, bei den Sprüngen leuchtet sein schwarz-weißer Spiegel. Von den Bäumen fliegen Vögel auf – bunte Häher und Bienenfresser, schreiende schwarze Elstern mit komischen Schwänzen. Unter den Hufen spritzt das Wasser in Pfützen und Bodenrinnen.

Weiter, noch weiter! Das Pferd, das zu lange hinter dem Wagen hergetrottet ist, trägt sie freudig und schnell, glücklich über die Geschwindigkeit, es läuft stetig, die Muskeln spielen zwischen ihren Schenkeln, die feuchte Mähne peitscht ihr übers Gesicht. Das Pferd reckt den Kopf vor, Ciri lässt die Zügel locker. Weiter, Pferdchen, sollst weder Zaum noch Gebiss spüren, weiter, Galopp, Galopp, scharf, scharf! Der Frühling!

Sie zügelte den Braunen, blickte sich um. Endlich allein. Endlich weit weg. Niemand tadelt sie, ermahnt sie, weist darauf hin, droht ihr, dass diese Ausritte aufhören werden. Endlich allein, frei, ungebunden und unabhängig.

Langsamer. Leichter Trab. Schließlich ist das kein Ausritt zum reinen Vergnügen, sie hat auch gewisse Pflichten. Schließlich ist sie jetzt ein berittener Spähtrupp, eine Patrouille, die Vorhut. Ha, denkt Ciri, während sie sich umschaut, die Sicherheit des ganzen Konvois hängt jetzt von mir ab. Alle warten ungeduldig, dass ich zurückkehre und melde: Der Weg ist frei und befahrbar, ich habe niemanden gesehen, es gibt weder Huf- noch Räderspuren. Ich werde es melden, und dann wird der dünne Herr Wenck mit den kalten blauen Augen ernst mit dem Kopf nicken, Yarpen Zigrin wird das gelbe Pferdegebiss blecken, Paulie Dahlberg wird »Gut gemacht, Kleine!« rufen, und Geralt wird kaum merklich lächeln. Er wird lächeln, obwohl er in letzter Zeit so selten lächelt.

Ciri blickte sich um, machte sich im Geiste Notizen. Zwei umgestürzte kleine Birken – kein Problem. Ein Haufen Äste – macht nichts, die Wagen kommen durch. Eine vom Regen ausgespülte Rinne – kaum ein Hindernis; die Räder des ersten Wagens werden sie zerfahren, und die anderen folgen in den Radspuren. Die große Lichtung ist ein guter Ort für ein Lager ...

Spuren? Wo sollen die denn herkommen. Hier ist niemand. Nur der Wald. Vögel, die zwischen frischen grünen Blättchen zwitschern. Ein rotbrauner Fuchs läuft ohne Eile über die Straße ... Und alles riecht nach Frühling.

Auf halber Höhe eines Hügels verschwand die Straße in einer Biegung, in einem sandigen Hohlweg, trat unter die krummen Kiefern, die von den Seiten herandrängten. Ciri verließ den Weg, ritt den Hang hinauf, um die Gegend von oben zu betrachten. Und vielleicht die nassen, duftenden Blätter zu berühren ...

Sie stieg ab, warf die Zügel über einen Aststumpf, ging langsam zwischen den Wacholderbüschen hindurch, mit denen die Anhöhe bewachsen war. Auf der anderen Seite des Hügels erblickte sie einen freien Raum, der im Dickicht des Waldes gähnte wie ein hineingebissenes Loch – sicherlich die Spur eines Brandes, der vor sehr langer Zeit hier gewütet hatte, denn nirgends war schwarz verkohltes Holz zu sehen, überall war es grün von jungen Birken und Tannen. So weit das Auge reichte, wirkte die Straße frei und befahrbar.

Und ungefährlich.

Wovor haben sie Angst?, dachte sie. Vor den Scioa’tael? Und was gibt es da zu fürchten? Ich fürchte mich nicht vor Elfen. Ich habe ihnen nichts getan.

Elfen. Eichhörnchen. Scioa’tael.

Bevor Geralt sie wegschickte, hatte Ciri die Leichen in dem Wachhaus betrachten können. Vor allem einer war ihr in Erinnerung geblieben – das Gesicht von Haaren verdeckt, die mit braun gewordenem Blut verklebt waren, der Hals unnatürlich verdreht und verbogen. Die in einer erstarrten, gespenstischen Grimasse hochgezogene Oberlippe ließ Zähne sehen, sehr weiß und sehr klein, nicht wie bei Menschen. Sie erinnerte sich an die Stiefel des Elfs, die abgetreten und abgeschabt waren, kniehoch, unten verschnürt, oben von zahlreichen geschmiedetenkleinenHaken zusammengehalten.

Elfen, die Menschen töten, selbst im Kampfe umkommen. Geralt sagt, dass man Neutralität wahren muss ... Und Yarpen, dass man sich so verhalten muss, dass man niemanden um Verzeihung zu bitten braucht ...

Sie trat gegen einen Maulwurfshügel, drehte gedankenversunken den Absatz im Sand.

Wer soll wem verzeihen, und was?

Die Eichhörnchen töten Menschen. Und Nilfgaard bezahlt sie dafür. Benutzt sie. Stachelt sie an. Nilfgaard.

Ciri hatte nicht vergessen, was in Cintra geschehen war, sosehr sie es auch wollte. Heimatlosigkeit, Verzweiflung, Angst, Hunger und Schmerz. Die Auszehrung und die Abstumpfung, die später gekommen waren, viel später, als Druiden aus dem Flussland sie gefunden und sich ihrer angenommen hatten. Sie erinnerte sich daran wie durch einen Nebel hindurch, doch sie wollte sich nicht mehr erinnern.

Doch es kam wieder. Es kam in den Gedanken wieder, in den Träumen. Cintra. Das Stampfen der Pferde und die wilden Schreie, die Leichen, das Feuer ... Und der schwarze Ritter mit dem gefiederten Helm ... Und später ... Die Hütten im Flussland ... Der rußige Kamin inmitten der Brandstätte ... Daneben, am heil gebliebenen Brunnen, ein schwarzer Kater, der sich eine schreckliche Brandwunde an der Seite leckte. Der Brunnen ... der Schwingbaum ... der Eimer ... Der Eimer voll Blut.

Ciri rieb sich das Gesicht, betrachtete überrascht die Hand. Die Handfläche war nass.

Das Mädchen schniefte, wischte mit dem Ärmel die Tränen fort.

Neutralität? Gleichgültigkeit? Am liebsten hätte sie geschrien. Ein Hexer, der gleichgültig zuschaut? Nein! Ein Hexer soll die Menschen schützen. Vor dem Waldschrat, dem Vampir, dem Werwolf. Und nicht nur davor. Er soll sie vor jeglichem Bösen beschützen. Ich aber habe im Flussland gesehen, was das Böse ist.

Ein Hexer soll schützen und retten. Männer beschützen, dass sie nicht an den Händen an Bäumen aufgehängt, nicht auf den Pfahl gesetzt werden. Hellhaarige Mädchen beschützen, dass man sie nicht zwischen in die Erde getriebenen Holzpflöcken kreuzigt. Kinder beschützen, dass sie nicht abgeschlachtet und in den Brunnen geworfen werden. Schutz verdient sogar ein Kater, der auf dem niedergebrannten Hof angesengt worden ist. Dazu werde ich Hexerin, dazu habe ich das Schwert, um solche zu verteidigen wie die von Sodden und dem Flussland, denn sie haben keine Schwerter, sie kennen die Schritte nicht, die Halbwendungen, Ausweichbewegungen und Pirouetten, niemand hat sie kämpfen gelehrt, sie sind schutzlos und machtlos gegenüber dem Werwolf und dem Nilfgaarder Marodeur. Mir bringt man das Kämpfen bei. Damit ich die Schutzlosen verteidigen kann. Und das werde ich tun. Immer. Ich werde niemals neutral sein. Ich werde niemals gleichgültig sein.

Niemals!

Sie wusste nicht, was sie aufmerken ließ – ob es die plötzliche Stille war, die wie ein kalter Schatten auf den Wald fiel, oder auch eine aus dem Augenwinkel erfasste Bewegung. Doch sie reagierte blitzschnell, instinktiv – mit dem Instinkt, den sie in den Wäldern des Flusslandes erworben hatte, als sie nach der Flucht aus Cintra mit dem Tod um die Wette lief. Sie fiel zu Boden, kroch unter einen Wacholderbusch und erstarrte reglos. Wenn nur das Pferd nicht wiehert, dachte sie.

Am gegenüberliegenden Hang des Hohlwegs bewegte sich wieder etwas; sie bemerkte eine Silhouette, die zwischen dem Laub einherhuschte, verschwamm. Ein Elf schaute vorsichtig aus dem Gebüsch hervor. Er streifte die Kapuze vom Kopf, schaute sich einen Moment lang um, lauschte, dann bewegte er sich lautlos und schnell den Hügelkamm entlang. Hinter ihm tauchten zwei weitere Elfen aus dem dichten Laub auf. Und dann die nächsten. Viele. In einer langen Reihe hintereinander. Etwa die Hälfte war zu Pferde – diese ritten langsam, in den Sätteln aufgerichtet, angespannt, wachsam. Einen Moment lang sah sie alle genau und deutlich, als sie sich völlig geräuschlos vor dem Hintergrund des Himmels bewegten, in einer hellen Lücke in der Wand der Bäume, ehe sie im flirrenden Schatten des Waldes verschwanden, sich auflösten. Ohne ein Geräusch, ein Rascheln verschwanden, wie Geister. Keines der Pferde stampfte oder wieherte, kein Zweig knackte unter einem Fuß oder einem Hufeisen. Die Waffen, die sie trugen, klirrten nicht.

Sie verschwanden, doch Ciri regte sich nicht, lag an den Boden gepresst unter dem Wacholderstrauch, versuchte möglichst leise zu atmen. Sie wusste, dass ein aufgescheuchter Vogel oder ein Tier sie verraten konnte, einen Vogel oder ein Tier aber konnte jeder Laut und jede Bewegung aufscheuchen – und seien sie noch so geringfügig, noch so vorsichtig. Sie stand erst auf, als der Wald sich vollends beruhigt hatte und in den Bäumen, zwischen denen die Elfen verschwunden waren, die Elstern zu schreien begannen.

Sie stand auf, nur, um sich von starken Armen umklammert zu finden. Ein schwarzer Lederhandschuh schob sich vor ihren Mund, unterdrückte einen Schreckensschrei.

»Sei still.«

»Geralt?«

»Still, hab ich gesagt.«

»Hast du sie gesehen?«

»Hab ich.«

»Dassindsie ...«,flüstertesie.»Die Scioa’tael. Ja?«

»Ja. Schnell, zu den Pferden. Pass auf, wo du hintrittst.«

Vorsichtig und leise ritten sie den Hang hinab, kehrten aber nicht auf die Straße zurück, sondern blieben im Dickicht. Geralt blickte sich wachsam um, verwehrte ihr, selbständig zu reiten, gab ihr nicht die Zügel des Braunen, sondern führte ihn selbst.

»Ciri«, sagte er plötzlich. »Kein Wort von dem, was wir gesehen haben. Weder zu Yarpen noch zu Wenck. Zu niemandem. Verstehst du?«

»Nein«, murmelte sie mit gesenktem Kopf.

»Ich verstehe nicht. Warum soll ich schweigen? Wir müssen sie doch warnen. Für wen sind wir, Geralt? Gegen wen? Wer ist unser Freund und wer unser Feind?«

»Morgen trennen wir uns vom Konvoi«, sagte er, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte.

»Triss ist schon fast gesund. Wir verabschieden uns und gehen unserer eigenen Wege. Wir werden unsere eigenen Probleme haben, unsere eigenen Sorgen und unsere eigenen Schwierigkeiten. Dann, hoffe ich, wirst du endlich aufhören, zu versuchen, die Bewohner unserer Welt in Freunde und Feinde zu unterteilen.«

»Wir sollen ... neutral sein? Gleichgültig, ja? Aber wenn sie angreifen ...«

»Sie werden nicht angreifen.«

»Aber wenn ...«

»Hör mir zu.« Er drehte sich zu ihr um. »Was meinst du, warum ein Transport von so großer Bedeutung, eine Ladung Gold und Silber, König Henselts geheime Hilfe für Aedirn, von Zwergen eskortiert wird und nicht von Menschen? Ich habe schon gestern einen Elf gesehen, der uns von einem Baum aus beobachtete. Ich habe gehört, wie sie nachts am Lager vorbeigegangen sind. Die Scioa’tael werden keine Zwerge angreifen, Ciri.«

»Aber sie sind hier«, murmelte sie. »Sie sind da. Sie kreisen um uns, umzingeln uns ...«

»Ich weiß, warum sie hier sind. Ich zeige es dir.«

Abrupt wendete er das Pferd, warf ihr die Zügel zu. Sie drückte dem Braunen die Fersen gegen die Flanken, ritt schneller, doch er bedeutete ihr mit einer Geste, hinter ihm zu bleiben. Sie überquerten die Straße, drangen wieder ins Gehölz ein. Der Hexer führte, Ciri folgte ihm. Beide schwiegen. Lange.

»Schau.« Geralt hielt das Pferd an. »Schau, Ciri.«

»Was ist das?«, seufzte sie.

»Shaerrawedd.«

Vor ihnen, so weit der Blick im Walde reichte, türmten sich glatt behauene Granit- und Marmorblöcke mit stumpfen, vom Winde abgerundeten Kanten, mit Mustern verziert, die der Regen ausgewaschen hatte, vom Frost geborsten, von Baumwurzeln zersprengt. Zwischen den Baumstämmen glänzten weiß zerbrochene Säulen, Bögen, die Reste von Friesen, efeuüberwuchert und von einer dicken Schicht grünen Mooses bedeckt.

»Hier war ein ... Schloss?«

»Ein Palast. Die Elfen haben keine Schlösser gebaut. Steig ab. Die Pferde kommen zwischen den Trümmern nicht zurecht.«

»Wer hat das alles zerstört? Die Menschen?«

»Nein. Sie selbst. Ehe sie fortgegangen sind.«

»Warum haben sie das getan?«

»Sie wussten, dass sie nicht mehr zurückkehren würden. Das war nach dem zweiten Zusammenstoß zwischen ihnen und den Menschen, vor fast zweihundert Jahren. Vorher hatten sie, wenn sie sich zurückzogen, die Städte intakt gelassen. Die Menschen haben auf den Fundamenten der Elfen gebaut. So sind Nowigrad, Oxenfurt, Wyzima, Dreiberg, Maribor, Cidaris entstanden. Und Cintra.«

»Cintra auch?«

Er nickte bestätigend, ohne den Blick von den Ruinen zu wenden.

»Sie sind von hier fortgegangen«, flüsterte Ciri, »und jetzt sind sie zurückgekommen. Wozu?«

»Um zu schauen.«

»Worauf?«

Wortlos legte er ihr die Hand auf die Schulter, schob sie sacht vor sich her. Sie verließen die Marmortreppe, stiegen tiefer, hielten sich an den elastischen Haselsträuchern fest, die aus jedem Grundbruch, aus jeder Spalte in den verwitterten,gesprungenenPlatten hervorwucherten.

»Das war der Mittelpunkt des Palasts. Sein Herz. Der Springbrunnen.«

»Hier?«, wunderte sie sich, während sie das Erlendickicht und die weißen Birkenstämme inmitten der unansehnlichen Brocken und Blöcke betrachtete. »Hier? Hier ist doch nichts.«

»Komm.«

Der Wasserlauf, der den Brunnen speiste, musste oft sein Bett verändert haben, hatte geduldig und unablässig Marmorblöcke und Alabasterplatten unterspült, die wiederum hatten sich gesenkt, Dämme gebildet und die Strömung abermals in eine andere Richtung gelenkt. Im Ergebnis war das ganze Terrain von flachen Furchen durchzogen. Hier und da floss das Wasser in Kaskaden über die Reste des Gebäudes, hatte Laub, Sand und Nadeln fortgespült – an solchen Stellen prangten Marmor, Terrakotta und Mosaike noch immer bunt und frisch, als lägen sie seit drei Tagen da und nicht seit zwei Jahrhunderten.

Geralt sprang über einen Wasserlauf, ging zwischen die Überbleibsel von Säulen. Ciri eilte ihm nach. Abseits der in Trümmern liegenden Stufen traten sie mit gesenkten Köpfen unter einen intakten Torbogen, der halb unter einem Erdwall verschüttet war. Der Hexer blieb stehen, zeigte mit der Hand. Ciri seufzte laut.

Aus dem von zersprungener Terrakotta bunten Schutt wuchs ein großer Rosenbusch, mit Dutzenden von wunderschönen weiß-lila Blüten übersät. Auf den Blütenblättern glitzerten Tautropfen, funkelten wie Silber. Der Busch hatte mit seinen Wurzeln eine große Platte aus weißem Marmor umschlungen. Von der Platte aber blickte sie ein traurig schönes Gesicht an, dessen feine und edle Züge Regengüsse und Fröste nicht hatten verwischen können. Ein Gesicht, das die Hacken der Räuber nicht hatten verunstalten können, die aus dem Basrelief Goldeinlagen, Mosaiken und Edelsteine herausgebrochen hatten.

»Aelirenn«, sagte Geralt nach langem Schweigen.

»Sie ist schön«, flüsterte Ciri und fasste ihn bei der Hand. Der Hexer schien es nicht zu bemerken. Er schaute auf das Relief und war weit, weit weg, in einer anderen Welt und einer anderen Zeit.

»Aelirenn«, wiederholte er nach einer Weile.

»Von den Zwergen und den Menschen Elirena genannt. Sie führte sie vor zweihundert Jahren in den Kampf. Die Ältesten der Elfen waren dagegen. Sie wussten, dass sie keine Chance hatten. Dass sie sich nach einer Niederlage nicht mehr erheben könnten. Sie wollten ihr Volk retten, wollten überdauern. Sie beschlossen, die Städte zu zerstören, sich ins wilde Gebirge zurückzuziehen ... und zu warten. Elfen sind langlebig, Ciri. Nach unseren Zeitmaßen fast unsterblich. Die Menschen erscheinen ihnen als etwas, das wie eine Dürre vorübergeht, wie ein strenger Winter, wie eine Heuschreckenplage, worauf der Regen kommt, der Frühling, eine neue Ernte. Sie wollten abwarten. Überdauern. Sie beschlossen, Städte und Paläste zu zerstören. Darunter auch ihren Stolz – das schöne Shaerrawedd. Sie wollten überdauern, doch Elirena ... Elirena riss die Jungen mit sich. Sie griffen zu den Waffen und folgten ihr in einen letzten Verzweiflungskampf. Und sie wurden hingeschlachtet.Erbarmungslos hingeschlachtet.«

Ciri schwieg, den Blick auf das schöne, tote Gesicht geheftet.

»Sie starben mit ihrem Namen auf den Lippen«, fuhr der Hexer leise fort. »Während sie ihren Ruf, ihren Schrei wiederholten, starben sie für Shaerrawedd. Denn Shaerrawedd war ein Symbol. Sie starben für Stein und Marmor ... und für Aelirenn. Wie sie es ihnen versprochen hatte, starben sie würdevoll, heroisch, ehrenhaft. Sie retteten die Ehre, doch sie vernichteten ihre eigene Rasse, verurteilten sie zum Untergang. Das eigene Volk. Weißt du noch, was Yarpen gesagt hat? Wer die Welt beherrscht und wer ausstirbt? Er hat es dir grobschlächtig, aber wahrheitsgemäß erklärt. Die Elfen sind langlebig, doch nur ihre jungen Leute sind fruchtbar, nur die Jugend kann Nachkommen haben. Und fast die ganze Elfenjugend ist damals Elirena gefolgt. Aelirenn, der Weißen Rose von Shaerrawedd.

Wir stehen in den Ruinen ihres Palasts, an dem Brunnen, dessen Plätschern sie abends hörte. Und das ... waren ihre Blüten.«

Ciri schwieg. Geralt zog sie an sich, umarmte sie.

»Weißt du jetzt, warum die Scioa’tael hier waren, weißt du, was sie anschauen wollten? Und verstehst du, dass man nicht zulassen darf, dass sich die Jugend der Elfen und der Zwerge abermals abschlachten lässt? Verstehst du, dass weder ich noch du bei diesem Massaker mittun dürfen? Diese Rosen blühen das ganze Jahr. Sie hätten verwildern müssen, doch sie sind schöner als Rosen in gepflegten Gärten. Nach Shaerrawedd, Ciri, kommen noch immer Elfen. Verschiedene Elfen. Die aufbrausenden und dummen, für die der geborstene Stein ein Symbol ist. Und die vernünftigen, die ihr Symbol in den unsterblichen, sich immer erneuernden Blüten sehen. Elfen, die verstehen, dass, wenn man diesen Strauch ausreißt und die Erde verbrennt, die Rose von Shaerrawedd niemals wieder erblühen wird. Verstehst du das?«

Sie nickte.

»Verstehst du jetzt, was die Neutralität ist, die dich so sehr irritiert? Neutral sein heißt nicht, gleichgültig und gefühllos zu sein. Man braucht die Gefühle in sich nicht abzutöten. Es genügt, wenn man den Hass in sich abtötet. Hast du verstanden?«

»Ja«, flüsterte sie. »Jetzt habe ich es verstanden. Geralt, ich ... ich möchte eine ... eine von diesen Rosen mitnehmen. Zur Erinnerung. Darf ich?«

»Nimm«, sagte er nach einem Augenblick des Zögerns. »Nimm sie, damit du dich erinnerst. Gehen wir jetzt. Wir kehren zum Konvoi zurück.«

Ciri steckte sich die Rose unter die Schnüre der Jacke. Plötzlich schrie sie leise auf, hob die Hand. Ein Rinnsal von Blut floss ihr vom Finger in die Handfläche.

»Hast du dich gestochen?«

»Yarpen ...«, flüsterte das Mädchen und schaute auf das Blut, das sich entlang der Lebenslinie sammelte. »Wenck ... Paulie ...«

»Was ist?«

»Triss!«, schrie sie durchdringend mit fremder Stimme, erzitterte heftig, fuhr sich mit dem Unterarm übers Gesicht. »Schnell, Geralt! Wir müssen ... zu Hilfe! Zu den Pferden, Geralt!«

»Ciri! Was hast du?«

»Sie sterben!«

Sie galoppierte, das Ohr fast an den Hals des Pferdes gepresst, trieb den Braunen mit Rufen und Fersendruck an. Der Sand der Waldstraße spritzte unter den Hufen. Aus der Ferne hörte sie Geschrei, roch Rauch.

Ihr entgegen kam, die Straße versperrend, ein Paar Pferde, das Geschirr, Zügel und eine zerbrochene Deichsel hinter sich herschleifte. Ciri hielt den Brauen nicht zurück, preschte vorbei, Schaumspritzer streiften ihr übers Gesicht. Hinter sich hörte sie Plötze wiehern und Geralt fluchen, sie mussten den Lauf verlangsamen.

Hinter einer Straßenbiegung kam sie auf eine große Lichtung.

Die Karawane stand in Flammen. Aus dem Unterholz flogen wie Feuervögel Brandpfeile zu den Wagen, durchschlugen die Planen, blieben in Brettern stecken. Mit gellenden Schreien griffen die Scioa’tael an.

Ohne auf die von hinten ertönenden Rufe Geralts zu achten, lenkte Ciri das Pferd geradewegs auf die beiden ersten, nach vorn gezogenen Wagen zu. Einer war umgekippt, bei ihm stand Yarpen Zigrin, in der einen Hand die Axt, eine Armbrust in der anderen. Zu seinen Füßen lag reglos und bewusstlos, das blaue Kleid bis zur Mitte der Schenkel hochgezogen ...

»Triiisss!!« Ciri richtete sich im Sattel auf, hieb mit den Fersen auf das Pferd ein. Die Scioa’tael wandten sich in ihre Richtung, am Ohr des Mädchens pfiffen Pfeile vorbei. Sie ruckte mit dem Kopf hin und her, ohne den Galopp zu verlangsamen. Sie hörte Geralts Schrei, der ihr befahl, in den Wald zu fliehen. Sie dachte nicht daran zu gehorchen. Sie duckte sich, ritt geradewegs auf die Bogenschützen zu, die auf sie zielten. Auf einmal spürte sie den durchdringenden Geruch der weißen Rose, die in ihrer Jacke stak.

»Triiisss!!«

Die Elfen sprangen vor dem einherjagenden Pferd zur Seite. Einen streifte sie leicht mit dem Steigbügel. Sie hörte ein scharfes Schwirren, das Ross zuckte, schrie auf, warf sich zur Seite. Ciri sah einen Pfeil, der unterhalb des Sattels tief eingedrungen war, direkt neben ihrem Oberschenkel. Sie riss die Füße aus den Steigbügeln, warf sich empor, stemmte die Füße gegen den Sattel, stieß sich kräftig ab und sprang.

Sie kam weich auf dem Kasten des umgestürzten Wagens auf, balancierte mit den Armen und sprang erneut, landete auf gebeugten Beinen neben Yarpen, der brüllte und mit der Axt fuchtelte. Neben ihm, auf dem zweiten Wagen, kämpfte Paulie Dahlberg, und Regan, nach hinten gelehnt, die Füße gegen das Kutschbrett gestemmt, hielt das Gespann mit Mühe zurück. Die Pferde wieherten wild, stampften, zerrten an der Deichsel vor Angst vor dem Feuer, das die Plane verzehrte.

Sie stürzte zu Triss, die inmitten verstreuter Fässer und Kisten lag, packte sie bei der Kleidung und begann sie zu dem umgestürzten Wagen zu zerren. Die Zauberin stöhnte und hielt sich den Kopf oberhalb des Ohrs. Direkt neben Ciri erklang plötzlich Hufschlag, Pferde schnaubten – zwei Elfen trieben mit einem Hagel von Schwerthieben den sich wütend wehrenden Yarpen auf sie zu. Der Zwerg wirbelte wie ein Kreisel, parierte die auf ihn einprasselnden Hiebe geschickt mit der Axt. Ciri hörte Flüche, Klirren und den stöhnenden Klang von Metall.

Vom brennenden Konvoi löste sich das nächste Gespann, kam auf sie zugerast, zog Rauch und Feuer hinter sich her, verstreute brennende Fetzen. Der Kutscher hing schlaff vom Bock herab, neben ihm stand Yannick Brass und bewahrte mit Mühe das Gleichgewicht. Mit einer Hand hielt er die Zügel, mit der anderen erwehrte er sich zweier Elfen, die zu beiden Seiten des Wagens galoppierten. Ein dritter Scioa’tael, der seine Geschwindigkeit den Gespannpferden angeglichen hatte, jagte ihnen Pfeil um Pfeil in die Flanken.

»Spring!«, brüllte Yarpen über das Getöse hinweg. »Spring, Yannick!«

Ciri sah, wie Geralt im Galopp den dahinjagenden Wagen erreichte, wie er einen der Elfen mit einem kurzen, sparsamen Schwertstreich vom Sattel fegte und Wenck, der von der entgegengesetzten Seite heranpreschte, dem anderen einen Hieb versetzte – demjenigen, der auf die Pferde geschossen hatte. Yannick ließ die Zügel los und sprang – dem dritten Scioa’tael genau vors Pferd. Der Elf stand in den Steigbügeln auf und schlug mit dem Schwert auf ihn ein. Der Zwerg fiel. In diesem Augenblick fuhr der brennende Wagen auf die Kämpfenden, stieß sie zur Seite und auseinander. Ciri gelang es im letzten Moment, Triss unter den Hufen der durchgehenden Pferde wegzuziehen. Das Ortscheit brach krachend entzwei, der Wagen sprang hoch, verlor ein Rad und kippte um, verstreute ringsumher Ladung und glimmende Bretter.

Ciri zog die Zauberin weiter unter den umgestürzten Wagen Yarpens. Dabei half ihr Paulie Dahlberg, der sich plötzlich neben ihr befand, und Geralt deckte sie beide, indem er Plötze zwischen sie und die angreifenden Scioa’tael drängte. Um den Wagen ging es hoch her. Ciri hörte das Klirren von Klingen, Schreie, das Schnauben von Pferden, Hufschlag. Yarpen, Wenck und Geralt, auf allen Seiten von Elfen umringt, kämpften wie rasende Teufel.

Plötzlich wurden die Kämpfenden vom Gespann Regans zerstreut, der auf dem Bock mit einem dicken Halbling in einem Wams aus Luchsfell kämpfte. Der Halbling saß auf Regan und versuchte, ein langes Messer in ihn zu rammen.

Yarpen sprang geschickt auf den Wagen, packte den Halbling am Hals und beförderte ihn mit einem Fußtritt über Bord. Regan schrie durchdringend auf, packte die Zügel, trieb die Pferde an. Das Gespann ruckte an, der Wagen kam in Bewegung, gewann sofort an Tempo.

»Einen Kreis, Regan!«, schrie Yarpen. »Einen Kreis! Herum!«

Der Wagen beschrieb eine Kurve und jagte abermals auf die Elfen zu, warf sie zur Seite. Einer der Elfen sprang heran, packte das rechte Zugpferd am Halfter, konnte es aber nicht halten; der Schwung warf ihn unter die Hufe und Räder. Ciri hörte einen makabren Schrei.

Ein anderer Elf, der nebenhergaloppierte, hieb von links mit dem Schwert zu. Yarpen wich aus, das Schwert klirrte gegen den Reifen, der die Plane hielt, der Schwung trug den Elf nach vorn. Der Zwerg machte plötzlich einen krummen Rücken und eine heftige Handbewegung. Der Scioa’tael schrie auf und schnellte im Sattel hoch, stürzte zu Boden. Zwischen seinen Schulterblättern steckte der Streithammer.

»Na, kommt, ihr Hurensöhne!!«, brüllte Yarpen und ließ die Axt wirbeln. »Noch einer? Fahr im Kreis, Regan! Im Kreis!«

Regan schüttelte den blutigen Haarschopf, auf dem Bock unter dem Schwirren der Pfeile geduckt, heulte wie wahnsinnig und trieb erbarmungslos die Pferde an. Das Gespann fuhr einen engen Kreis, bildete ein bewegliches, Rauch und Flammen speiendes Hindernis rings um den umgestürzten Wagen, unter den Ciri die halb bewusstlose, zerschlagene Zauberin gezogen hatte.

Unweit von ihnen tänzelte das Pferd Wencks, ein mausgrauer Hengst. Wenck saß zusammengekrümmt im Sattel. Ciri sah die weißen Federn eines Pfeils, der ihm in der Seite steckte. Trotz der Wunde erwehrte er sich mit geschickten Schwerthieben zweier Elfen zu Fuß, die ihn von beiden Seiten bedrängten. Unter Ciris Augen traf ihn ein zweiter Pfeil in den Rücken. Der Kommissarius stürzte vornüber auf den Hals des Pferdes, hielt sich aber im Sattel. Paulie Dahlberg sprang zum Entsatz hinzu.

Ciri war allein.

Sie langte nach dem Schwert. Die Klinge, die beim Training blitzschnell hinter dem Rücken hervorgeschnellt war, ließ sich jetzt um nichts in der Welt ziehen, sperrte sich, klemmte in der Scheide wie in Pech. Inmitten des Wirbels ringsum, inmitten so schneller Bewegungen, dass sie vor dem Auge verschwammen, wirkte ihr Schwert unnatürlich und fremdartig langsam, es schienen Jahrhunderte zu vergehen, ehe sie es vollends gezogen hatte. Der Erdboden zitterte und wankte. Plötzlich begriff Ciri, dass es nicht der Boden war. Sondern ihre eigenen Knie.

Paulie Dahlberg hielt mit der Axt einen ihn bedrängenden Elf in Schach und zerrte den verwundeten Wenck am Boden entlang. Neben dem Wagen schoss Plötze vorbei, Geralt griff den Elf an. Er hatte irgendwo sein Stirnband verloren, die weißen Haare wehten im Luftzug der Bewegung. Die Schwerter klirrten.

Ein zweiter Scioa’tael, zu Fuß, sprang hinter dem Wagen hervor. Paulie ließ Wenck los, richtete sich auf, ließ die Axt wirbeln. Und erstarrte.

Vor ihm stand ein Zwerg, dessen Kappe mit einem Eichhörnchenschwanz verziert und dessen schwarzer Bart zu zwei Zöpfen geflochten war. Paulie zögerte.

Der Schwarzbärtige zögerte keine Sekunde. Er führte einen Hieb mit beiden Händen. Die Schneide der Axt pfiff durch die Luft und drang mit hässlichem Knirschen in Paulies Schlüsselbein. Paulie fiel ohne einen Laut, augenblicklich; es sah aus, als habe die Wucht des Schlages ihm beide Knie gebrochen.

Ciri schrie auf.

Yarpen Zigrin sprang vom Wagen. Der schwarzbärtige Zwerg wirbelte herum, schlug zu. Yarpen wich dem Hieb mit einer geschickten Halbwendung aus, stöhnte und führte einen schrecklichen Schlag von unten her, spaltete den schwarzen Bart, die Kehle, den Kiefer und das Gesicht – bis zur Nase. Der Scioa’tael krümmte sich und stürzte zu Boden, verströmte Blut, fuchtelte mit den Armen und zerwühlte den Boden mit seinen Absätzen.

»Geraaalt!«, schrie Ciri, als sie hinter sich eine Bewegung spürte. Als sie den Tod hinter sich spürte.

Es war nur eine undeutliche, eine in der Drehung erblickte Gestalt, Bewegung und Aufblitzen, doch das Mädchen reagierte blitzschnell, mit einer schrägen Parade und einer Finte, wie sie es in Kaer Morhen gelernt hatte. Sie parierte den Hieb, stand aber zu unsicher, war zu weit zur Seite geneigt, um den Impuls abzufangen. Die Wucht des Schlages warf sie gegen den Wagenkasten.

Das Schwert rutschte ihr aus der Hand.

Die schöne, langbeinige Elfe mit den hohen Stiefeln, die vor ihr stand, verzog grausam das Gesicht, hob das Schwert, schüttelte die Haare, die unter der zurückgeschlagenen Kapuze hervorquollen. Das Schwert blitzte blendend hell auf, es blitzten die Reifen an den Handgelenken des Eichhörnchens.

Ciri war außerstande, sich zu regen.

Doch das Schwert fiel nicht herab, schlug nicht zu. Denn die Elfe schaute nicht auf Ciri, sondern auf die weiße Rose an ihrer Jacke.

»Aelirenn!«, schrie sie laut, als wolle sie mit diesem Schrei ihr Zögern durchbrechen. Doch das gelang ihr nicht. Geralt stieß Ciri zurück und hieb der Elfe das Schwert quer über die Brust. Blut spritzte auf Gesicht und Kleidung des Mädchens, die weißen Blütenblätter der Rose waren rot gesprenkelt.

»Aelirenn ...«, stöhnte die Elfe herzzerreißend und sank auf die Knie. Ehe sie aufs Gesicht fiel, brachte sie noch einen Schrei hervor. Laut, gedehnt, verzweifelt.

»Shaerraweeeedd!!«

Die Wirklichkeit kehrte ebenso plötzlich zurück, wie sie verschwunden war. Durch das monotone, dumpfe Rauschen hindurch, das die Ohren erfüllte, begann Ciri Stimmen zu hören. Durch den verschwommenen und nassen Vorhang der Tränen hindurch begann sie Lebende und Erschlagene zu sehen.

»Ciri«, flüsterte der neben ihr kniende Geralt.

»Komm zu dir.«

»Der Kampf ...«, stöhnte sie und setzte sich auf. »Geralt, was ...?«

»Es ist alles vorüber. Dank den Truppen aus Ban Gleán, die uns zu Hilfe gekommen sind.«

»Du warst nicht ...«, flüsterte sie und schloss die Augen. »Du warst nicht neutral ...«

»Ich war es nicht. Aber du lebst. Triss lebt.«

»Was ist mit ihr?«

»Sie hat sich am Kopf gestoßen, als sie aus dem Wagen fiel, den Yarpen zu retten versuchte. Aber es geht ihr schon wieder gut. Sie heilt die Verwundeten.«

Ciri blickte sich um. Zwischen dem Rauch der niederbrennenden Wagen huschten die Silhouetten von Bewaffneten hin und her. Und ringsum lagen Kisten und Fässer. Ein Teil von ihnen war zerschlagen, und der Inhalt lag verstreut. Es waren gewöhnliche, graue Feldsteine. Sie betrachtete sie verwundert.

»Die Hilfe für Demawend von Aedirn«, sagte zähneknirschend Yarpen Zigrin, der in der Nähe stand. »Eine geheime und ungewöhnlich wichtige Hilfe. Ein Konvoi von besonderer Bedeutung!«

»Es war eine Falle?«

Der Zwerg drehte sich um, schaute sie an, dann Geralt. Dann wieder die aus den Fässern herausgefallenen Steine. Er spuckte aus. »Ja«, bestätigte er. »Eine Falle.«

»Für die Eichhörnchen?«

»Nein.«

Die Erschlagenen hatte man in einer geraden Reihe hingelegt. Sie lagen ohne Unterschied nebeneinander – Elfen, Menschen und Zwerge. Unter ihnen war Yannick Brass. Unter ihnen war die dunkelhaarige Elfe mit den hohen Stiefeln. Und der Zwerg mit dem schwarzen, von geronnenem Blute glänzenden Bart, der zu Zöpfen geflochten war. Und daneben ...

»Paulie!«, schluchzte Regan Dahlberg, der den Kopf des Bruders auf den Knien hielt. »Paulie! Warum?«

Sie schwiegen. Alle. Sogar die, die wussten, warum.

Regan wandte ihnen das verzerrte, tränennasse Gesicht zu. »Was soll ich der Mutter sagen?«, stöhnte er. »Was soll ich ihr sagen?«

Sie schwiegen.

Ein Stück weiter, umringt von Soldaten in den schwarz-goldenen Farben Kaedwens, lag Wenck. Sein Atem ging schwer, und jedes Ausatmen ließ auf seine Lippen blutige Bläschen treten. Neben ihm kniete Triss, über ihnen stand ein Ritter in glänzender Rüstung.

»Und?«, fragte der Ritter. »Frau Magierin? Überlebt er?«

»Ich habe getan, was ich konnte.« Triss stand auf, presste die Lippen zusammen. »Aber ...«

»Was?«

»Sie haben das verwendet.« Sie zeigte ihm einen Pfeil mit eigenartiger Spitze, schlug damit gegen ein danebenstehendes Fass. Die Pfeilspitze teilte sich, spaltete sich in vier stachlige, hakenbewehrte Nadeln auf. Der Ritter fluchte.

»Fredegard ...«, sagte Wenck mit Mühe.

»Fredegard, höre ...«

»Du darfst nicht sprechen!«, sagte Triss scharf.

»Und dich nicht bewegen! Der Zauberspruch hält kaum noch!«

»Fredegard«, wiederholte der Kommissarius. Eine blutige Blase platzte auf seinen Lippen, an ihrer Stelle bildete sich sofort eine neue.

»Wir haben uns geirrt ... Alle haben sich geirrt. Es ist nicht Yarpen ... Wir haben ihn zu Unrecht verdächtigt ... Ich bürge für ihn. Yarpen hat uns nicht verraten ... uns nicht verra ...«

»Schweig!«, schrie der Ritter. »Schweig, Vilfrid! He, schnell, bringt die Trage her! Die Trage!«

»Schon nicht mehr nötig«, sagte die Zauberin dumpf und schaute auf Wencks Mund, wo sich keine Blasen mehr bildeten. Ciri wandte sich ab, presste das Gesicht gegen Geralts Seite.

Fredegard richtete sich auf. Yarpen Zigrin schaute ihn nicht an. Er schaute zu den Erschlagenen. Auf Regan Dahlberg, der noch immer bei seinem Bruder kniete.

»Das war notwendig, Herr Zigrin«, sagte der Ritter. »Es ist Krieg. Es gab einen Befehl. Wir mussten Gewissheit haben ...«

Yarpen schwieg.

Der Ritter senkte den Blick. »Verzeiht«, flüsterte er.

Der Zwerg wandte langsam den Kopf, betrachtete den Ritter. Geralt. Ciri. Alle. Die Menschen.

»Was habt ihr mit uns gemacht?«, fragte er bitter. »Was habt ihr mit uns gemacht? Was

habt ihr ... aus uns gemacht?« Niemand gab ihm Antwort.

Die Augen der langbeinigen Elfe waren glasig und matt. Auf ihren verzerrten Lippen war ein Schrei erstarrt.

Geralt umarmte Ciri. Mit einer langsamen Bewegung löste er von ihrer Jacke die weiße, rot gesprenkelte Rose; wortlos warf er die Blüte auf den Körper der Scioa’tael.

»Ade«, flüsterte Ciri. »Ade, Rose von Shaerrawedd. Ade und ...«

»Und verzeih uns«, schloss der Hexer.

*Sie streifen im Lande umher, zudringlich und dreist, heißen sich selbst des Bösen Verfolger, der Werwölfe Vernichter und der Vampire Vertilger, und ziehen den Leichtgläubigen das Geld aus der Tasche, nach welchselbigem unehrlichen Gewinne sie weiterziehen, um in der nächsten Stadt dem nämlichen Betruge zu obliegen. Am leichtesten finden sie Einlass in der Hütte des ehrlichen, einfachen und arglosen Landmannes, der jegliches Unglück und bösen Zufall geschwinde der Zauberey zuschreibt, widernatürlichen Geschöpfen und Ungeheuern, dem Wirken der Gestirne oder eines bösen Geistes. Anstatt zu den Göttern zu beten, anstatt dem Tempel ein reiches Opfer zu bringen, findet sich dieser Simpel bereit, dem bösen Hexer seinen letzten Groschen zu geben, denn er glaubt, dass der Hexer, selbiger gottlose Abirrling, sein Los zu ändern und dem Unglücke zu wehren verstünde.*

Anonymus, *DasMonstrum, als da ist eine Beschreibung des Hexers*

*Ich habe nichts gegen die Hexer. Sollen sie doch Jagd auf Vampire machen.*

*Wenn sie nur Steuern bezahlen.*

Radowid III., der Kühne, König von Redanien

*Wenn du Gerechtigkeit willst, heure einen Hexer an.*

Graffito an der Wand des Lehrstuhls der Rechte

an der Universität in Oxenfurt

# 

# Das fünfte Kapitel

»Hast du etwas gesagt?«

Der Junge schniefte und schob sich die zu große Samtmütze mit der rauflustig hinten herabhängenden Fasanenfeder aus der Stirn.

»Bist du ein Ritter?«, wiederholte er die Frage, während er Geralt aus Augen wie Waschblau betrachtete.

»Nein«, antwortete der Hexer, verwundert, dass er Lust zu antworten hatte. »Bin ich nicht.«

»Aber du hast ein Schwert! Mein Papa ist Ritter von König Foltest. Er hat auch ein Schwert. Das ist größer als deins!«

Geralt stützte den Ellenbogen auf die Reling und spuckte ins Wasser, das hinter dem Heck der Schute wirbelte.

»Du trägst es auf dem Rücken«, ließ die Rotznase nicht locker. Die Mütze war ihm abermals über die Augen gerutscht.

»Was?«

»Das Schwert. Auf dem Rücken. Warum hast du auf dem Rücken ein Schwert?«

»Weil sie mir das Ruder gestohlen haben.«

Die Rotznase sperrte den Mund auf und stellte imposante Lücken zur Schau, wo die Milchzähne ausgefallen waren.

»Geh von der Bordwand weg«, sagte der Hexer. »Und mach den Mund zu, sonst kommen Fliegen rein.«

Der Junge sperrte den Mund noch weiter auf.

»Grau geworden und doch nichts gelernt«, murmelte die Mutter, eine würdevoll gekleidete Edelfrau, und zog den Sprössling am Biberfellkragen des Mantels fort. »Komm her, Everett! Ich habe dir schon so oft gesagt, dass du dich nicht mit dem gemeinen Volk abgeben sollst!«

Geralt seufzte und betrachtete die Umrisse der Inseln und Vorgebirge, die aus dem Morgennebel hervortraten. Die Schute, unförmig wie eine Schildkröte, bewegte sich mit dem ihr eigenen, also im Schildkröten- Tempo, wie es die träge Strömung des Deltas vorschrieb. Die Passagiere, größtenteils Kaufleute und Dörfler, dösten auf ihren Gepäckstücken. Der Hexer entfaltete abermals die Rolle und widmete sich wieder Ciris Brief.

*... schlafe ich in einem großen Saal, der Dormitorium genannt wird, und mein Bett ist mächtig groß, das sage ich Dir. Ich bin bei den Mittleren Mädchen, wir sind zu Zwölft, aber meine besten Freundinnen sind Eurneid, Katje und Iola die Zweite. Heute dagegen habe ich Suppe gegessen, aber am Schlimmsten ist das wir manchmal Fasten und ganz früh bei Tagesanbruch Aufstehen müssen. Früher als in Kaer Morhen. Den Rest schreibe ich Morgen weil wir gleich Gebet haben. In Kaer Morhen hat niemand nie gebetet, ich frage mich, warum wir es hier müssen. Bestimt weil das ein Tempel ist.*

*Geralt. Mutter Nenneke hat es gelesen und gesagt ich soll keine Dummheiten Schreiben und jedenfalls keine Fehler machen. Und was ich lerne und das ich mich Wohl fühle und das ich gesund bin. Ich fühle mich Wohl und bin gesund nur leider hungrig, aber bald ist Mittag Essen. Und dann hat Mutter Nenneke noch gesagt, ich soll Schreiben das Beten noch niemandem geschadet hat, mir nicht und Dir ganz bestimt auch nicht.*

*Geralt, ich habe wieder freie Zeit, ich schreibe also was ich lerne. Lesen und richtige Runen schreiben. Geschichte. Natur. Poesie und Prosa. Sich in der Gemeinsprache und in der Älteren Rede richtig ausdrücken. Am besten bin ich in Älterer Rede, ich kann auch die Älteren Runen schreiben. Ich schreib Dir was auf, dann siehst du selber. Elaine blath, Feainnewedd. Das heißt: Schönes Blümchen, Sonnenkind. Du siehst selber das ich es kann. Und außerdem*

*Jetzt kann ich wieder schreiben, weil ich eine neue Feder gefunden habe, weil die Alte abgebrochen ist. Mutter Nenneke hat es gelesen und mich gelobt, das es richtig ist. Und das ich gehorsam bin soll ich schreiben und das Du Dir keine Sorgen machen sollst.*

*Mach dir keine Sorgen, Geralt.*

*Ich habe wieder Zeit, also schreibe ich was passirt ist. Als wir die Truthähne gefüttert haben, ich, Iola und Katje, hat uns so ein großer Truthahn angefallen, er hatte einen roten Hals und war Fürchterlich Schrecklich. Zuerst hat er Iola angefallen, aber dann wollte er mich anfallen, aber ich hatte keine Angst, denn er war ja viel kleiner und langsamer als ein Schwängel. Ich habe eine Finte und eine Pirouette gemacht und habe ihn zwei Mal mit der Rute gehauen, da ist er weggerannt. Mutter Nenneke erlaubt nicht, dass ich hier mein Schwert trage, das ist Schade, denn ich hätte diesem Truthahn gezeigt was ich in Kaer Morhen gelernt habe. Ich weiß schon das man mit den Älteren Runen richtig Caer a’Muirehen Schreiben muss und das es Die Festung Vom Alten Meer heißt. Bestimmt sind deswegen dort so viele Muscheln und Schnecken und Fische in den Steinen abgedrückt. Und Cintra wird richtig Xin’trea geschrieben. Mein Name kommt aber von Zireael, denn das heißt Schwalbe, und das heißt, das ...*

»Ihr lest?«

»Ich lese.« Er hob den Kopf. »Und? Ist etwas passiert? Hat jemand etwas bemerkt?«

»Nein, nichts«, antwortete der Schiffer, während er sich die Hände am ledernen Wams abwischte. »Auf dem Wasser ist alles ruhig. Aber wir haben Nebel und sind schon nahe am Kranichwerder ...«

»Ich weiß. Ich fahre schon zum sechsten Mal dorthin, Pletscherper, den Rückweg nicht gerechnet. Ich kenne den Weg inzwischen. Ich halte die Augen offen, keine Angst.«

Der Schiffer nickte, ging auf den Bug zu, wobei er über die überall aufgetürmten Kisten und Gepäckstücke der Passagiere stieg. Die

mittschiffs zusammengedrängten Pferde schnaubten und schlugen mit den Hufeisen auf die Planken. Sie befanden sich mitten auf dem Fluss in dichtem Nebel. Die Schute pflügte durch Felder von Seerosen, drückte die Büschel auseinander. Geralt wandte sich wieder seiner Lektüre zu.

*... das heißt, das ich einen Elfennamen habe. Dabei bin ich ja gar keine Elfe. Geralt, bei uns hier reden sie auch über die Eichhörnchen. Manchmal kommen sogar Soldaten und fragen uns aus und sagen, dass man verwundete Elfen nicht heilen darf. Ich habe keinem ein Sterbenswörtchen gesagt was im Frühling war, hab keine Angst. Und daran, dass ich üben soll, denke ich auch, klar. Ich gehe in den Park und treniere, wenn ich Zeit habe. Aber nicht immer weil ich auch in der Küche oder im Garten arbeiten muss wie alle Mädchen. Und Unterricht haben wir auch schrecklich viel. Aber das macht nichts, ich werde lernen. Du hast ja auch im Tempel gelernt, Mutter Nenneke hat das gesagt. Und dann hat sie noch gesagt, mit dem Schwert fuchteln kann jeder Trottel aber eine Hexerin muss klug sein.*

*Geralt, du hast versprochen, dass du kommst. Komm.*

*Deine Ciri*

*PS. Komm, komm.*

*PS 2. Mutter Nenneke hat gesagt, ich soll zum Schluss Schreiben Gelobt Sei die Große Melitele, ihr Segen und ihre Gunst sollen immer mit Dir sein. Und dass dir nichts zustoßen soll.*

*Ciri*

Ich würde gern nach Ellander reisen, dachte er, während er den Brief wegsteckte. Aber das ist gefährlich. Ich könnte sie auf ihre Spur bringen ... Mit diesen Briefen muss auch Schluss sein. Nenneke benutzt die Priesterpost, aber trotzdem ... Verdammt, es ist zu riskant.

»Hmmm ... Hm ...«

»Was ist nun schon wieder, Pletscherper? Am Kranichwerder sind wir schon vorüber.«

»Und den Göttern sei Dank, ohne Zwischenfall«, sagte der Schiffer aufatmend.

»Ha, Herr Geralt, die Reise wird wieder ruhig, ich seh’s. Der Nebel wird sich gleich lichten, und wenn die Sonne hervorschaut, ist alles überstanden. Das Untier lässt sich bei Sonne nicht blicken.«

»Das kann mir nur recht sein.«

»Ich denke« – Pletscherper lächelte schief –,

»die Reederei bezahlt Euch pro Fahrt. Ob was passiert oder nicht – es bringt was ein?«

»Du fragst, als ob du es nicht wüsstest. Spricht da etwa der Neid aus dir? Dass ich mein Geld verdiene, indem ich an der Reling stehe und die Möwen beobachte? Und wofür wirst du bezahlt? Für das Gleiche. Dafür, dass du an Deck bist. Wenn alles glattgeht, hast du nichts zu tun, spazierst zwischen Bug und Heck hin und her, grinst die Passagierinnen an oder versuchst, dir von den Kaufleuten einen Schnaps spendieren zu lassen. Ich bin auch angeheuert worden, an Deck zu sein. Für alle Fälle. Sichere Fahrt, weil ein Hexer an Bord ist. Die Kosten für den Hexer sind im Fahrpreis inbegriffen, nicht wahr?«

»Ja, gewiss doch«, seufzte der Schiffer. »Die Reederei büßt nichts ein. Ich kenne sie gut. Ich fahre für sie das fünfte Jahr im Delta, von Gyscht nach Nowigrad, von Nowigrad nach Gyscht. Nun, so viel zur Arbeit, Herr Hexer. Stützt Ihr Euch auf die Reling, ich gehe zwischen Bug und Heck hin und her.«

Der Nebel hatte sich ein wenig gelichtet. Geralt nahm den zweiten Brief aus der Tasche, den er vor kurzem von einem seltsamen Boten erhalten hatte. Er hatte den Brief schon an die dreißig Mal gelesen. Der Brief roch nach Flieder und Stachelbeeren.

*Lieber Freund ...*

Der Hexer fluchte im Stillen angesichts der scharfen, gleichmäßigen, kantigen, mit energischer Hand geschriebenen Runen, die die Stimmung der Verfasserin unmissverständlich wiedergaben. Abermals hatte er große Lust, sich vor Wut in den Hintern zu beißen. Als er vor einem Monat an die Zauberin geschrieben hatte, hatte er zwei Nächte lang überlegt, wie er beginnen sollte. Schließlich hatte er sich für ›Liebe Freundin‹ entschieden. Und das hatte er nun davon.

*Lieber Freund, über Deinen unerwarteten Brief fast drei Jahre nach unserer letzten Begegnung habe ich mich außerordentlich gefreut. Meine Freude war umso größer, als allerlei Gerüchte über Dein plötzliches und gewaltsames Ableben kursierten. Es ist gut, dass Du Dich entschlossen hast, sie zu dementieren, indem Du mir schreibst, gut ist auch, dass Du es so schnell tust. Aus Deinem Brief geht hervor, dass Du ein ruhiges Leben geführt hast, herrlich langweilig und bar jeglicher Ereignisse. In diesen Zeiten ist solch ein Leben wahrlich ein Privileg, lieber Freund; ich freue mich, dass Du es erlangen konntest.*

*Die plötzliche Sorge um meine Gesundheit, die Du, lieber Freund, zu zeigen geruhst, hat mich gerührt. Ich eile mich zu vermelden, dass ich mich alles in allem wohlfühle, die Zeit der Unpässlichkeit schon hinter mir und Scherereien überwunden habe, mit deren Schilderung ich Dich nicht langweilen will.*

*Es bekümmert und beunruhigt mich sehr, dass das unverhoffte Geschenk, das Du vom Schicksal erhalten hast, Dir Ungemach bereitet. Mit der Annahme, dies erfordere fachgerechte Hilfe, hast Du absolut recht. Obwohl die Beschreibung der Schwierigkeiten – verständlicherweise – enigmatisch ist, bin ich mir sicher, dass ich die Quelle des Problems kenne. Und ich stimme der Ansicht zu, dass die Hilfe einer weiteren Magierin unerlässlich ist. Ich fühle mich geehrt, dass ich die Zweite bin, an die Du Dich wendest. Womit habe ich solch einen hohen Rang auf der Liste verdient?*

*Sei beruhigt, lieber Freund, und solltest Du Dich mit dem Gedanken tragen, noch weitere Magierinnen hinzuzuziehen, so nimm davon Abstand, denn es ist nicht notwendig. Ich breche ungesäumt auf, direkt zu dem Ort, den Du etwas verklausuliert, mir aber verständlich angegeben hast. Selbstverständlich werde ich unter völliger Geheimhaltung und Beachtung von Vorsichtsmaßnahmen aufbrechen. An Ort und Stelle werde ich mich über das Wesen des Problems orientieren und tun, was in meiner Macht steht, um die sprudelnde Quelle zu beruhigen. Ich werde mich bemühen, dabei nicht schlechter abzuschneiden als andere Damen, an die Du Dich mit Hilfeersuchen gewandt hast, wendest oder zu wenden pflegst. Immerhin bin ich ja Deine liebe Freundin. Mir ist zu sehr an Deiner wertvollen Freundschaft gelegen, als dass ich Dich enttäuschen könnte, lieber Freund.*

*Solltest Du im Laufe der nächsten Jahre den Wunsch verspüren, mir zu schreiben, so zögere keinen Augenblick. Ich freue mich ungemein über Deine Briefe.*

*Deine Freundin Yennefer*

Der Brief roch nach Flieder und Stachelbeeren.

Geralt fluchte.

Aus den Gedanken rissen ihn plötzliche Bewegung an Deck und ein Schwanken der Schute, das einen Kurswechsel anzeigte. Ein Teil der Passagiere sammelte sich auf Steuerbord. Vom Bug her brüllte der Schiffer Pletscherper Befehle, die Schute bog langsam und widerwillig zum temerischen Ufer hin ab, verließ die Fahrrinne und machte zwei Schiffen Platz, die aus dem Nebel aufgetaucht waren. Der Hexer schaute neugierig hin.

Zuerst kam eine große, mindestens siebzig Ellen lange Galeasse mit drei Masten, von denen die amarantfarbene Flagge mit dem silbernen Adler wehte. Hinter ihr folgte mit dem rhythmischen Schlag der vierzig Ruder eine kleine, schlanke Galeere, mit dem Zeichen eines rotgoldenen Sparrens auf schwarzem Feld verziert.

»Och, sind das vielleicht großmächtige Drachen«, sagte Pletscherper, der sich neben den Hexer stellte. »Die pflügen durch den Fluss, dass er Wellen schlägt.«

»Interessant«, murmelte Geralt. »Die Galeasse fährt unter redanischer Flagge, aber die Galeere ist aus Aedirn.«

»Aus Aedirn, freilich«, bestätigte der Schiffer.

»Und sie führt den Wimpel des Statthalters von Hagge. Beachtet aber, beide Schiffe haben auf Kiel gebaute Rümpfe, mindestens zwei Ellen Tiefgang. Das heißt, sie fahren nicht bis nach Hagge, denn sie würden nicht durch die Stromschnellen und Untiefen weiter oben im Fluss kommen. Sie fahren nach Gyscht oder nach Weißbrücke. Und schaut, auf den Decks wimmelt es von Bewaffneten. Das sind keine Kauffahrer. Das sind Kriegsschiffe, Herr Geralt.«

»Auf der Galeasse fährt jemand Wichtiges. Sie haben auf Deck ein Zelt aufgeschlagen.«

»Ja, so reisen heutzutage die hohen Herren.« Pletscherper nickte und stocherte mit einem von der Reling abgelösten Span in den Zähnen. »Der Fluss ist sicherer. In den Wäldern grassieren Elfenkommandos, man weiß nie, hinter welchem Baum ein Pfeil hervorschwirrt. Aber zu Wasser besteht keine Gefahr. Der Elf liebt wie die Katze kein Wasser. Die sitzen lieber im Dickicht ...«

»Es muss jemand wirklich Wichtiges sein. Das Zelt ist prächtig.«

»Ja, kann sein. Wer weiß, vielleicht hat König Wisimir höchstselbst den Fluss beehrt? Verschiedene Leute reisen jetzt ... Aber weil wir gerade dabei sind, Ihr habt mich in Gyscht gebeten, ich soll die Ohren offen halten, ob sich nicht jemand für Euch interessiert, nach Euch fragt. Seht Ihr den Tolpatsch dort?«

»Zeig nicht mit dem Finger, Pletscherper. Was ist das für einer?«

»Woher soll ich das wissen? Fragt ihn selber, er kommt ja zu uns her. Schaut, wie der schwankt. Dabei ist das Wasser wie ’n Spiegel; wenn es ein bisschen unruhig wäre, würde der bestimmt auf allen vieren kriechen, der Tölpel.«

Der »Tölpel« erwies sich als nicht besonders großer, dünner Mann von schwer zu bestimmendem Alter, in einen weiten und nicht allzu sauberen Wollmantel gekleidet, den eine runde Messingfibel zusammenhielt. Die Spange der Fibel, die offensichtlich verloren gegangen war, ersetzte ein krummer Nagel mit plattgeschlagenem Kopf. Der Mann trat heran, räusperte sich, kniff kurzsichtig die Augen zusammen.

»Hmm ... Habe ich das Vergnügen mit Geralt von Riva, dem Hexer?«

»Ja, verehrter Herr. Das habt Ihr.«

»Erlaubt, dass ich mich vorstelle. Ich bin Linus Pitt, Magister Bakkalaureus, und unterrichte Naturgeschichte an der Universität in Oxenfurt.«

»Ist mir außerordentlich angenehm.«

»Hmm ... Man hat mir gesagt, dass der Herr die Reise im Auftrag der Reederei Malatius und Grock absichert. Angeblich gegen den Angriff durch irgendein Monstrum. Ich frage mich, um welches Monstrum kann es sich handeln?«

»Das frage ich mich selber.« Der Hexer stützte sich auf die Reling und blickte zu den im Nebel verschwommenen dunklen Umrissen der Flussauen am temerischen Ufer hinüber.

»Und ich komme zu dem Schluss, dass man mich eher für den Fall angeheuert hat, dass ein Kommando der Scioa’tael angreift, die in der Gegend zu wüten scheinen. Denn ich fahre jetzt zum sechsten Mal von Gyscht nach Nowigrad, und das Sägmaul hat sich nie blicken lassen ...«

»Das Sägmaul? Das ist irgend so eine volkstümliche Bezeichnung. Es wäre mir lieber, wenn Ihr Euch der wissenschaftlichen Terminologie bedienen würdet. Hmm ... Sägmaul ... Ich weiß wirklich nicht, welche Art Ihr meint ...«

»Ich meine ein schuppiges Vieh, an die zwei Ellen lang, das an einen tangbewachsenen Baumstumpf mit zehn Pfoten und Kiefern wie Sägen erinnert.«

»Die Beschreibung lässt in puncto wissenschaftlicher Genauigkeit sehr zu wünschen übrig. Handelt es sich vielleicht um eine der Arten aus der Familie der *Hyphydridae*?«

»Das will ich nicht ausschließen«, seufzte Geralt. »Soviel ich weiß, entstammt das Sägmaul einer ausgesprochen lausigen Familie, für diese Familie ist keine Bezeichnung ehrenrührig. Es ist nämlich so, mein Herr Bakkalaureus, dass ein Mitglied dieser unsympathischen Sippschaft vor zwei Wochen ein Schiff der Reederei angegriffen hat. Hier im Delta, nicht weit von der Stelle, wo wir uns gerade befinden.«

»Wer das behauptet« – Linus Pitt lachte gackernd –, »ist entweder ungebildet oder ein Lügner. Nichts dergleichen kann sich ereignet haben. Ich kenne die Fauna des Deltas sehr gut. Die Familie der *Hyphydridae* kommt hier überhaupt nicht vor. Auch keine andere derart gefährliche, räuberische Art. Der erhebliche Salzgehalt und die untypische chemische Zusammensetzung des Wassers, insbesondere während der Flut ...«

»Während der Flut«, unterbrach ihn Geralt,

»wenn die Flutwelle durch die Kanäle von Nowigrad geht, gibt es im Delta überhaupt kein Wasser im exakten Sinne des Wortes. Es gibt eine Flüssigkeit, die sich aus Abfällen, Seifenwasser, Öl und verendeten Ratten zusammensetzt.«

»Leider, leider.« Die Miene des Magisters Bakkalaureus trübte sich. »Der Verfall der Umwelt ... Ihr werdet es nicht glauben, aber von den über zweitausend Fischarten, die noch vor fünfzig Jahren in diesem Fluss lebten, sind nicht mehr als neunhundert geblieben. Das ist fürwahr betrüblich.«

Beide stützten sich auf die Reling und blickten schweigend in die grüne, trübe Tiefe. Die Flut hatte schon begonnen, denn das Wasser stank immer stärker. Es tauchten die ersten verendeten Ratten auf.

»Der Kaulkopf ist zur Gänze ausgestorben«, brach Linus Pitt das Schweigen. »Der Harder ist verschwunden, der Schlangenkopf, der Zwiebelfisch, der Schlammpeitzger, die Barbe, der Steingressling, der Königshuchen ...«

In einer Entfernung von rund zehn Ellen begann das Wasser zu brodeln. Einen Augenblick lang sahen sie die Gestalt eines über zwanzigpfündigen Königshuchens, der eine verendete Ratte schnappte und in der Tiefe verschwand, wobei er elegant mit der Schwanzflosse winkte.

Der Magister zuckte zusammen. »Was war das?«

»Keine Ahnung.« Geralt blickte zum Himmel.

»Vielleicht ein Pinguin?«

Der Gelehrte schaute ihn mit verkniffenem Munde scheel an. »Jedenfalls war es nicht Euer sagenhaftes Sägmaul! Man hat mir gesagt, dass Hexer über erhebliches Wissen über einige seltene Arten verfügen. Ihr aber wiederholt nicht nur Gerüchte und Ammenmärchen, sondern versucht auch noch, Euch auf törichte Weise über mich lustig zu machen ... Hört Ihr mir überhaupt zu?«

»Der Nebel lichtet sich nicht«, ließ sich Geralt leise vernehmen.

»Hä?«

»Der Wind geht immer noch schwach. Wenn wir in die Flussarme zwischen den Inseln kommen, wird er noch schwächer sein. Wir werden den ganzen Weg bis Nowigrad Nebel haben.«

»Ich fahre nicht nach Nowigrad, ich steige in Oxenfurt aus«, teilte Pitt trocken mit. »Und der Nebel? Der ist doch nicht so dicht, dass er die Navigation verhindert, was meint Ihr?«

Der Junge mit der Feder an der Mütze lief an ihnen vorbei, beugte sich weit vor, versuchte mit einem Stock eine gegen die Bordwand stoßende Ratte zu angeln.

Geralt ging hin, riss ihm den Stock aus der Hand. »Verschwinde von hier. Komm der Reling nicht zu nahe!«

»Maaaamaaaa!«

»Everett! Komm sofort her!«

Der Magister Bakkalaureus richtete sich auf, sah den Hexer durchdringend an. »Ihr scheint tatsächlich zu glauben, dass etwas uns bedroht?«

»Herr Pitt«, sagte Geralt so ruhig, wie er nur konnte. »Vor zwei Wochen hat etwas zwei Menschen vom Deck einer Schute der Reederei gezogen. Im Nebel. Ich weiß nicht, was es war. Vielleicht war es Eure Hyphydra, oder wie die heißt. Vielleicht war es ein Steingressling. Ich aber glaube, es war ein Sägmaul.«

Der Gelehrte verzog hochmütig den Mund.

»Annahmen«, teilte er mit, »müssen sich auf solide wissenschaftliche Fundamente gründen, nicht auf Hörensagen und Gerüchte. Ich habe Euch gesagt, die Hyphydra, die Ihr hartnäckig Sägmaul nennt, kommt in den Gewässern des Deltas nicht vor. Sie ist vor einem guten halben Jahrhundert ausgerottet worden, übrigens dank der Tätigkeit von Euresgleichen, die bereit sind, alles sofort umzubringen, was nicht nett aussieht, ohne Überlegung, ohne Nachforschungen, ohne Beobachtungen, ohne einen Gedanken an die ökologische Nische.«

Geralt hatte einen Augenblick lang Lust, offen zu sagen, wo er sich das Sägmaul und seine Nische hinstecken könne, doch er überlegte es sich anders. »Herr Bakkalaureus«, sagte er ruhig. »Eine der von Deck gezogenen Personen war eine schwangere junge Frau. Sie wollte sich die geschwollenen Füße im Wasser kühlen. Theoretisch hätte ihr Kind irgendwann Rektor Eurer Lehranstalt werden können. Was sagt Ihr zu solch einer Herangehensweise an die Ökologie?«

»Das ist eine unwissenschaftliche, emotionale und subjektive Herangehensweise. Die Natur folgt ihren eigenen Gesetzen, und obwohl diese Gesetze grausam und rücksichtslos sind, gibt es an ihnen nichts zu korrigieren. Das ist der Kampf ums Dasein!« Der Magister beugte sich über die Reling und spuckte ins Wasser.

»Aber die Ausrottung ganzer Arten, selbst räuberischer, ist durch nichts zu rechtfertigen. Was sagt Ihr darauf?«

»Ich sage, dass es gefährlich ist, sich so herüberzubeugen. In der Gegend kann ein Sägmaul sein. Wollt Ihr am eigenen Leibe erfahren, wie das Sägmaul ums Dasein kämpft?«

Linus Pitt ließ die Reling los, sprang heftig zurück. Er wurde etwas blass, fand aber sofort wieder die Contenance und verzog abermals herablassend den Mund. »Ihr wisst sicherlich viel über diese phantastischen Sägmäuler, Herr Hexer?«

»Zweifellos weniger als Ihr. Vielleicht sollten wir also die Gelegenheit nutzen? Klärt mich etwas auf, Herr Bakkalaureus, gebt ein wenig Wissen über Wasserraubtiere zum Besten. Ich werde gern zuhören, da wird die Reise nicht so lang.«

»Macht Ihr Euch über mich lustig?«

»Auf gar keinen Fall. Ich würde wirklich gern meine Bildungslücken schließen.«

»Hmmm ... Wenn Ihr wirklich ... Warum nicht.Hörtalsozu.Die Familie *Hyphydridae* gehört zur Ordnung der *Amphipoda* oder Beidfüßler, sie umfasst vier der Wissenschaft bekannte Arten. Zwei davon leben ausschließlich in tropischen Gewässern. In unserem Klima findet man dagegen, gegenwärtig sehr selten, die kleine *Hyphydra longicauda* sowie die etwas größer werdende *Hyphydra marginata*. Der Biotop beider Arten sind stehende oder langsam fließende Gewässer. Es sind wirklich Raubtiere, die als Nahrung warmblütige Wesen bevorzugen ... Habt Ihr etwas hinzuzufügen?«

»Momentan nicht. Ich bin ganz Ohr.«

»Ja, hmmm ... In den Büchern kann man auch die Unterart *Pseudohyphydra* erwähnt finden, die in den Sumpfgewässern von Angren lebt. Kürzlich jedoch hat der Gelehrte Bumbler aus Aldersberg nachgewiesen, dass das eine völlig separate Art aus der Familie der *Mordidae* oder Beißlinge ist. Sie ernährt sich ausschließlich von Fischen und kleinen Amphibien.Sieerhieltden Namen *Ichthyovorax bumbleri*.«

»Da hat das Wesen aber Glück.« Der Hexer lächelte. »Es hat schon zum dritten Mal einen Namen erhalten.«

»Wie das?«

»Das Geschöpf, von dem Ihr sprecht, ist der Steinbeißer, der in der Älteren Rede die Bezeichnung Cinerea trägt. Und wenn der Gelehrte Bumbler behauptet, er ernähre sich ausschließlich von Fischen, dann folgere ich, dass er niemals in einem See gebadet hat, in dem Steinbeißer leben. In einer Hinsicht hat Bumbler aber recht: Mit dem Sägmaul hat der Steinbeißer ebenso viel gemein wie ich mit einem Fuchs. Wir essen beide gern Ente.«

»Was für eine Cinerea?«, entrüstete sich Bakkalaureus. »Die Cinerea ist ein Fabelwesen! Eure Unwissenheit enttäuscht mich wirklich. In der Tat, ich bin überrascht ...«

»Ich weiß«, unterbrach ihn Geralt. »Ich verliere sehr bei näherer Bekanntschaft. Nichtsdestoweniger erlaube ich mir ein paar weitere Korrekturen an Euren Theorien, Herr Pitt. Die Sägmäuler also haben immer im Delta gelebt und leben weiterhin hier. Allerdings gab es eine Zeit, da hatte es den Anschein, sie seien ausgestorben. Sie ernährten sich ja von diesen kleinen Robben ...«

»Von zwergwüchsigen Fluss-Schweinswalen«, berichtigte der Magister. »Seid kein Ignorant. Verwechselt nicht Robben und ...«

»... von Schweinswalen also; die Schweinswale indes wurden ausgerottet, weil sie in einer Hinsicht Robben ähnelten: Sie lieferten Robbenfell und Fett. Später aber wurden im Oberlauf des Flusses Kanäle gegraben, Dämme und Wehre gebaut. Die Strömung ließ nach, das Delta verschlammte und wuchs zu. Und das Sägmaul unterlag einer Mutation. Es passte sich an.«

»Hä?«

»Die Menschen hatten ihm eine neue Nahrungskette geschaffen. Hatten andere warmblütige Wesen an die Stelle der Schweinswale gebracht. Man begann, Schafe, Rinder, Borstenvieh durchs Delta zu transportieren. Die Sägmäuler lernten im Handumdrehen, dass jede durchs Delta fahrende Schute, Barke, jedes Floß und jedes Blockschiff eine große Schüssel voll Fressen ist.«

»Und die Mutation? Ihr habt von einer Mutation gesprochen!«

»Diese flüssige Kacke« – Geralt zeigte auf das grüne Wasser – »scheint dem Sägmaul zu behagen. Sie fördert das Wachstum. Das Mistvieh kann anscheinend so groß werden, dass es ohne Mühe eine Kuh von einem Floß zieht. Einen Menschen von Deck zu ziehen ist ihm ein Leichtes. Zumal vom Deck solcher Kähne, wie sie die Reederei zur Beförderung von Passagieren verwendet. Ihr seht selbst, wie tief dieser im Wasser liegt.«

Der Bakkalaureus wich rasch von der Bordwand zurück, so weit, wie es die Wagen und Gepäckstücke zuließen.

»Ich habe etwas plätschern hören!«, flüsterte er und schaute angestrengt in den Nebel zwischen den Pflanzenbüscheln. »Herr Hexer! Ich habe ...«

»Ruhig. Außer einem Plätschern ist auch das Knarren von Rudern in den Dollen zu hören. Das sind die Zöllner vom redanischen Ufer. Ihr werdet sehen, gleich sind sie hier und stiften eine Verwirrung, die auch drei, sogar vier Sägmäuler nicht zustande brächten.«

Pletscherper lief an ihnen vorbei. Er fluchte gotteslästerlich, weil ihm der Junge mit der Feder an der Mütze vor die Füße gelaufen war. Die Passagiere und Kaufleute sahen aufgeregt ihre Habseligkeiten durch und bemühten sich, Schmuggelgut zu verstecken.

Wenig später stieß ein großes Boot gegen die Bordwand, und auf das Deck der Schute sprangen vier regsame, wütende und sehr laute Individuen. Sie umringten den Schiffer, schrien drohend und taten ihr Bestes, sich und ihrem Amt den Anschein von Wichtigkeit zu geben, worauf sie sich enthusiastisch auf Gepäck und Habe der Reisenden stürzten.

»Sie kontrollieren noch vor der Landung!«, beklagte sich Pletscherper, der zu dem Hexer und dem Magister trat. »Das ist doch ungesetzlich, nicht? Wir sind ja noch nicht auf redanischem Boden. Redanien liegt auf dem rechten Ufer, eine halbe Meile von hier entfernt!«

»Nein«, widersprach der Bakkalaureus. »Die Grenze zwischen Redanien und Temerien verläuft in der Mitte der Strömung im Pontar.«

»Und wie soll ich hier die beschissene Mitte der Strömung feststellen? Das ist das Delta! Die Schilfbüschel, die Flussarme und die Inselchen ändern andauernd ihre Lage, die Mitte ist jeden Tag woanders! Gottesstrafe! He! Hosenscheißer! Lass diesen Bootshaken in Ruhe, sonst reiß ich dir den Hintern auf! Edle Dame! Achtet auf das Kind! Gottesstrafe!«

»Everett! Lass das, du machst dich schmutzig!«

»Was ist in diesem Koffer?«, schrien die Zöllner. »He, dieses Gepäckstück aufmachen! Wem gehört dieses Bündel? Habt ihr Valuta? Ob ihr Valuta habt, frag ich! Temerisches oder Nilfgaarder Geld?«

»So also sieht der Zollkrieg aus«, bemerkte Linus Pitt zu dem Durcheinander und machte ein kluges Gesicht. »Wisimir hat Nowigrad die Einführung des Stapelrechts aufgezwungen. Foltest hat im Gegenzug mit dem absoluten Stapelrecht in Wyzima und Gors Velen geantwortet. Damit hat er den redanischen Kaufleuten einen harten Schlag versetzt, also hat Wisimir die Zölle auf temerische Erzeugnisse verschärft. Er schützt die redanische Wirtschaft. Temerien wird von billigen Waren aus den Nilfgaarder Manufakturen überschwemmt. Deshalb sind die Zöllner so eifrig. Wenn übermäßig viele Nilfgaarder Waren über die Grenze kämen, könnte die Wirtschaft Redaniens zusammenbrechen. Redanien hat fast keine Manufakturen, und die Handwerker würden der Konkurrenz nicht standhalten.«

»Kurzum« – Geralt lächelte –, »Nilfgaard erobert nach und nach mit Waren und Gold, was es mit Waffengewalt nicht erobern konnte. Und Temerien schützt sich nicht? Foltest hat die südlichen Grenzen nicht sperren lassen?«

»Wie denn? Die Ware geht durch Mahakam, durch Brugge, durch Verden, durch die Häfen in Cidaris. Für die Kaufleute aber zählt allein der Gewinn, nicht die Politik. Wenn König Foltest die Grenzen schließen würde, erhöbe die Kaufmannsgilde ein schreckliches Geschrei ...«

»Habt Ihr Valuta?«, blaffte ein zu ihnen herantretender stoppelbärtiger Zöllner mit blutunterlaufenen Augen. »Etwas zu verzollen?«

»Ich bin Wissenschaftler!«

»Und wenn Ihr Priester wärt! Ich frage, was führt Ihr ein?«

»Lass sie, Boratek«, sprach der Führer der Gruppe, ein hochgewachsener und breitschultriger Zöllner mit langem Schnurrbart. »Erkennst du den Hexer nicht? Grüß dich, Geralt. Ist das dein Bekannter? Ein Gelehrter? Also nach Oxenfurt, der Herr? Und ohne Gepäck?«

»In der Tat. Nach Oxenfurt. Und ohne Gepäck.«

Der Zöllner zog ein großes Tuch aus dem Ärmel, wischte sich Stirn, Bart und Hals ab.

»Und wie sieht’s heute aus, Geralt?«, fragte er.

»Das Ungeheuer hat sich nicht blicken lassen?«

»Nein. Und du, Olsen, hast du vielleicht etwas gesehen?«

»Ich habe keine Zeit, mich umzuschauen. Ich arbeite.«

»Mein Papa«, teilte Everett mit, der sich lautlos herangeschlichen hatte, »ist Ritter von König Foltest! Und er hat noch einen größeren Schnurrbart!«

»Verzieh dich, Kleiner«, sagte Olsen zu ihm, worauf er schwer seufzte. »Hast du vielleicht ein bisschen Schnaps, Geralt?«

»Nein.«

»Aber ich habe welchen«, sagte zur allgemeinen Überraschung der gelehrte Mann von der Akademie und zog einen flachen Schlauch aus der Manteltasche.

»Und ich hab was zu beißen«, rühmte sich Pletscherper, der wie aus dem Boden gestampft auftauchte. »Geräucherte Quappen!«

»Aber mein Papa ...«

»Verzieh dich, Hosenscheißer.«

Sie setzten sich auf Taurollen im Schatten eines der mittschiffs stehenden Wagen, nahmen abwechselnd einen Schluck aus dem Schlauch und aßen Quappen. Olsen musste sie für eine Weile verlassen, weil ein Skandal aufkam. Ein Zwergenkaufmann aus Mahakam verlangte einen niedrigeren Zoll, indem er den Zöllnern einzureden versuchte, die eingeführten Pelze seien nicht von Silberfüchsen, sondern von außergewöhnlich großen Katzen. Die Mutter des quirligen und allgegenwärtigen Everett wiederum wollte sich überhaupt nicht der Kontrolle unterwerfen und berief sich mit schriller Stimme auf den Rang ihres Gatten und die Adelsprivilegien.

Das Schiff fuhr langsam einen breiten Durchlass zwischen zwei von Gestrüpp bewachsenen Inseln hindurch, zog an den Bordwänden Zöpfe von Seerosen, Wasserlilien und Knöterich nach. Inmitten des Schilfs riefen drohend Rohrdommeln, und Schildkröten stießen kurze Pfiffe aus. Die Kraniche standen einbeinig da und blickten stoisch ins Wasser – sie wussten, dass kein Grund zur Hast bestand: Die Fische würden früher oder später von selber kommen.

»Und, Herr Geralt?«, ließ sich Pletscherper vernehmen, der gerade eine Quappenhaut ableckte. »Noch eine ruhige Fahrt? Wisst Ihr, was ich Euch sage? Dieses Ungeheuer ist nicht dumm. Es weiß, worauf Ihr es abgesehen habt. Bei uns im Dorf hatten wir, wisst Ihr, einen kleinen Fluss, da lebte ein Fischotter, der schlich sich nachts auf den Hof und biss Hühner tot. Aber der war so gerissen, dass er nie kam, wenn der Vater zu Hause war oder ich mit den Brüdern. Er kam nur, wenn unser Opa allein blieb. Aber unser Opa, wisst Ihr, war etwas schwach im Kopf, und die Beine waren gelähmt. Der Otter, das Mistvieh, schien davon zu wissen. Na, und da hat einmal unser Vater ...«

»Zehn Prozent ad valorem!«, erscholl von mittschiffs her die Stimme des Zwergenkaufmanns, der mit einem Fuchspelz wedelte. »So viel sind festgelegt, und ich bezahle keinen roten Heller mehr!«

»Dann beschlagnahme ich Euch alles!«, schrie Olsen zornig. »Und der Wache in Nowigrad melde ich’s, und dann geht Ihr ab mitsamt Eurem Walorem! Boratek, kassiere alles ein! He, habt ihr mir was übrig gelassen? Nicht alles ausgesüffelt?«

»Setz dich, Olsen.« Geralt machte ihm auf den Tauen Platz. »Eine aufreibende Arbeit hast du, wie ich sehe.«

»Ach, das hängt mir schon zum Halse heraus«, seufzte der Zöllner, worauf er einen Schluck aus dem Schlauch nahm, sich den Schnurrbart abwischte. »Ich lass das sausen, gehe wieder nach Aedirn. Ich bin gebürtiger Vengerberger, bin der Schwester und dem Schwager nach Redanien nachgezogen, aber jetzt gehe ich zurück. Weißt du, Geralt, ich habe vor, ins Heer einzutreten. Es heißt, König Demawend lässt für Spezialtruppen werben. Ein halbes Jahr im Ausbildungslager, und dann kriege ich dreimal mehr Sold, als ich hier verdiene, sogar wenn man das Schmiergeld einrechnet. Diese Quappen sind versalzen.«

»Ich habe von dieser Sondereinheit gehört«, bestätigte Pletscherper. »Das geht gegen die Eichhörnchen, weil die regulären Truppen mit den Elfenkommandos nicht fertig werden. Am liebsten, hab ich gehört, nehmen sie dort Halbelfen auf. Aber dieses Lager, wo sie ihnen das Kämpfen beibringen, das soll die wahre Hölle sein. Dort kommen sie halb und halb raus, die einen zum Dienst, die anderen auf den Friedhof, mit den Füßen voran.«

»Das muss so sein«, erklärte der Zöllner.

»Eine Sondereinheit, Schiffer, ist kein Pappenstiel. Das sind keine beschissenen Landsturmleute, denen man bloß zu zeigen braucht, an welchem Ende die Pike die Spitze hat. Die Sondereinheit muss zuschlagen können, dass die Funken stieben!«

»So ein harter Krieger bist du, Olsen? Und vor den Eichhörnchen hast du keine Angst? Dass sie dir den Hintern mit Pfeilen spicken?«

»Ach was! Ich weiß selber, wie man einen Bogen spannt. Ich habe schon gegen Nilfgaard gekämpft, was können mir da die Elfen.«

»Es heißt« – Pletscherper zuckte zusammen –,

»wenn ihnen jemand lebendig in die Hände fällt, diesen Scioa’tael ... Der wäre besser nicht geboren worden. Sie martern ihn grausam.«

»Ach, sei doch still, Schiffer. Du quasselst wie ’n Weib. Krieg ist Krieg. Mal reißt du dem Feind, ein andermal der Feind dir den Arsch auf. Unsere gehen mit gefangenen Elfen auch nicht fein um.«

»Terrortaktik.« Linus Pitt warf Kopf und Rückgrat einer Quappe über Bord. »Gewalt bringt Gewalt hervor. Hass hat sich in den Herzen festgesetzt ... und das stammverwandte Blut vergiftet ...«

»Was?« Olsen verzog das Gesicht. »Redet doch wie ’n normaler Mensch!«

»Es sind schwere Zeiten angebrochen.«

»Das kann man wohl sagen«, stimmte Pletscherper zu. »Es sieht ganz nach einem großen Krieg aus. Jeden Tag fliegen die Raben in großen Schwärmen am Himmel, die wittern wohl schon das Aas. Und die Seherin Itlina hat das Ende der Welt vorhergesagt. Das Weiße Licht wird kommen, gleich danach die Weiße Kälte. Oder umgekehrt, hab vergessen, wie das ging. Und die Leute reden, es hat auch schon sichtbare Zeichen am Himmel gegeben ...«

»Schau aufs Fahrwasser, Schiffer, statt zum Himmel, sonst läuft dein Schiff auf. Ha, wir sind schon auf Höhe von Oxenfurt. Seht nur, das *Fass* ist schon zu sehen!«

Der Nebel hatte sich merklich gelichtet, so dass sie die Gehölze und Wiesen am rechten Ufer und ein darüber aufragendes Stück des Aquädukts sehen konnten.

»Das, meine Herren, ist eine experimentelle Anlage zur Reinigung von Abwässern«, erklärte der Magister Bakkalaureus stolz und ließ den Schlauch weitergehen, ohne zu trinken. »Das ist ein großer Erfolg der Wissenschaft, eine große Leistung der Akademie. Wir haben den alten Aquädukt der Elfen repariert, die Kanäle und das Absetzbecken, wir neutralisieren bereits die Abwässer der gesamten Universität, des Städtchens, der umliegenden Dörfer und Gehöfte. Ein gewaltiger Erfolg der Wissenschaft ...«

»Zieht die Köpfe ein«, warnte Olsen und duckte sich hinter die Bordwand. »Letztes Jahr, als das Ding explodiert ist, ist die Scheiße bis zum Kranichwerder geflogen.«

Die Schute fuhr jetzt auf einem der Flussarme, zwischen die Inseln hinein, der gedrungene Turm des Absetzbeckens und der Aquädukt verschwanden im Nebel. Alle atmeten erleichtert auf.

»Du fährst nicht direkt in den Oxenfurter Arm, Pletscherper?«, erkundigte sich Olsen.

»Zuerst biege ich in die Eibenbucht ab. Um Fischhändler und Kaufleute von der temerischen Seite mitzunehmen.«

»Hmm ...« Der Zöllner rieb sich den Hals. »In die Bucht ... Hör mal, Geralt, hast du nicht zufällig irgendwelche Händel mit den Temeriern?«

»Wie das? Hat sich jemand nach mir erkundigt?«

»Du hast es erraten. Wie du siehst, habe ich deine Bitte nicht vergessen, auf Leute zu achten, die sich für dich interessieren. Also, stell dir vor, die temerische Wache hat nach dir gefragt. Das haben mir die Zöllner von dort berichtet, mit denen ich mich gut stehe. Irgendwas stinkt hier, Geralt.«

»Das Wasser?«, fragte Linus Pitt erschrocken und schaute sich schüchtern nach dem Aquädukt und dem gewaltigen Erfolg der Wissenschaft um.

»Dieser Hosenscheißer?« Pletscherper zeigte auf Everett, der immer noch in der Nähe zugange war.

»Das meine ich nicht.« Der Zöllner verzog das Gesicht. »Hör zu, Geralt, die temerischen Zöllner haben gesagt, dass jene Wache seltsame Fragen gestellt hat. Sie wissen, dass du auf den Schuten von Malatius und Grock fährst. Gefragt haben sie ... ob du allein reist. Ob du nicht mit ... Zum Teufel, lach bloß nicht! Es ging ihnen um irgendein minderjähriges Fräulein, das angeblich in deiner Gesellschaft gesehen worden ist.«

Pletscherper lachte schallend. Linus Paul bedachte den Hexer mit einem Blick voller Widerwillen, mit dem man weißhaarige Männer betrachten muss, für die sich das Gesetz im Zusammenhang mit einer Neigung zu minderjährigen Fräuleins interessiert.

»Deswegen« – Olsen räusperte sich – »haben die temerischen Zöllner auch gedacht, dass das am ehesten eine Privatangelegenheit sein wird. Persönliche Rechnungen, in die jemand die Wache hineinzieht. Etwa ... na, die Familie des Fräuleins oder der Verlobte. Die Zöllner haben sich also vorsichtig erkundigt, wer dahintersteckt. Und haben es erfahren. Das ist also anscheinend ein Adliger, beredt wie ein Kanzler, weder arm noch geizig, und nennen lässt er sich ... Rience oder so ähnlich. Auf der linken Wange hat er einen roten Fleck wie eine Brandnarbe. Kennst du so einen?«

Geralt stand auf. »Pletscherper«, sagte er. »Ich werde in der Eibenbucht von Bord gehen.«

»Wie das? Und was ist mit dem Ungeheuer?«

»Das ist euer Problem.«

»Apropos Problem«, schaltete sich Olsen ein,

»schau mal nach Steuerbord, Geralt. Wenn man vom Teufel spricht ...«

Hinter einer Insel hervor zeichnete sich im rasch sich lichtenden Nebel eine Barkasse ab, an deren Mast träge ein mit silbernen Lilien besäter schwarzer Wimpel flatterte. Die Mannschaft bildeten mehrere Männer mit den spitzen Mützen der temerischen Wache.

Geralt griff schnell in seinen Tornister, holte beide Briefe hervor – den von Ciri und den von Yennefer. Rasch zerriss er sie in kleine Fetzen und warf sie in den Fluss.

Der Zöllner betrachtete ihn schweigend. »Was machst du da, wenn man fragen darf?«

»Darf man nicht. Pletscherper, kümmere dich um mein Pferd.«

»Du willst ...« Olsen runzelte die Stirn. »Du hast vor ...«

»Das ist meine Sache, was ich vorhabe. Misch du dich da nicht ein, denn das wird ein politischer Zwischenfall. Sie fahren unter temerischer Flagge.«

»Ich scheiß auf ihre Flagge.« Der Zöllner rückte den Dolch an eine bequemere Stelle am Gürtel, rieb mit dem Ärmel über das Abzeichen mit dem Adler auf rotem Feld.

»Wenn ich an Bord bin und kontrolliere, dann ist hier Redanien. Ich werde nicht erlauben ...«

»Olsen«, unterbrach ihn der Hexer und fasste ihn am Ärmel. »Misch dich nicht ein, bitte. Der mit dem verbrannten Gesicht ist nicht auf der Barkasse. Aber ich muss wissen, wer er ist und was er will. Ich muss ihm begegnen.«

»Du willst zulassen, dass sie dich in Fesseln legen? Mach keine Dummheiten! Wenn das persönliche Rechnungen sind, eine Rache auf private Bestellung, dann gehst du gleich hinter der Insel, im Trübwasser, mit einem Anker am Hals über Bord. Begegnen wirst du da den Krebsen am Grunde!«

»Das ist die temerische Wache, keine Banditen!«

»So? Dann sieh dir doch nur ihre Visagen an! Ich werde übrigens gleich wissen, wer sie wirklich sind. Du wirst sehen.«

Die Barkasse kam rasch näher und machte an der Seite der Schute fest. Einer der Wächter warf eine Leine, der andere erfasste mit einem Bootshaken die Reling.

»Ich bin hier der Schiffer!« Pletscherper verstellte drei auf Deck springenden Individuen den Weg. »Das ist ein Schiff der Reederei Malatius und Grock! Wieso ...«

Eins der Individuen, stämmig und kahlköpfig, stieß ihn ohne zu fackeln mit dem Arm, dick wie ein Eichenast, beiseite. »Ein gewisser Geralt, genannt Geralt von Riva!«, dröhnte er und musterte den Schiffer. »Ist so einer an Bord?«

»Nein.«

»Ich bin das.« Der Hexer stieg über Taschen und Bündel hinweg und kam näher. »Ich bin Geralt, genannt Geralt von Riva. Worum geht es?«

»Im Namen des Gesetzes seid Ihr verhaftet.« Der Kahlköpfige ließ den Blick über die Menge der Reisenden schweifen. »Wo ist das Mädchen?«

»Ich bin allein.«

»Du lügst!«

»Moment, Moment.« Olsen trat hinter dem Rücken des Hexers hervor, legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ruhig, ohne Geschrei. Ihr kommt zu spät, Temerier. Er ist schon verhaftet, und auch im Namen des Gesetzes.

Ich habe ihn selber hopsgenommen. Wegen Schmuggel. Wie befohlen bringe ich ihn auf die Hauptwache nach Oxenfurt.«

»Wie das?« Der Kahle runzelte die Stirn.

»Und das Mädchen?«

»Hier gibt es kein Mädchen und hat es nie eins gegeben.«

Die Wachleute wechselten unschlüssig und schweigend Blicke. Olsen lächelte breit, zwirbelte den schwarzen Schnurrbart. »Wisst ihr, was wir machen?«, sagte er lachend.

»Fahrt mit uns nach Oxenfurt, Temerier. Ihr und wir, wir sind allesamt einfache Leute, woher sollen wir uns im Recht auskennen? Aber der Kommandant der Oxenfurter Hauptwache ist ein gescheiter und erfahrener Mann, der wird zwischen uns entscheiden. Ihr kennt unseren Kommandanten doch, nein? Er nämlich kennt euren, aus der Bucht, bestens. Legt ihm euren Fall dar ... Zeigt den Befehl und die Siegel ... Ihr habt doch einen Befehl mit Siegeln, wie es sich gehört, hm?«

Der Kahle schwieg und schaute den Zöllner finster an.

»Ich habe weder Zeit noch Lust, nach Oxenfurt zu fahren!«, brüllte er plötzlich. »Ich nehme den Vogel auf unser Ufer, und basta! Stan, Vitek! Los, durchsucht mir die Schute! Bringt mir das Mädchen, dalli!«

»Moment, immer mit der Ruhe.« Olsen zeigte sich von dem Gebrüll nicht beeindruckt, presste die Worte langsam und deutlich hervor. »Ihr seid auf der redanischen Seite des Deltas, Temerier. Habt ihr nicht vielleicht etwas zu verzollen? Oder Schmuggelware? Das werden wir gleich feststellen. Wir werden suchen. Und wenn wir etwas finden, werdet ihr euch doch noch fürs Erste nach Oxenfurt bemühen müssen. Und wenn wir wollen, finden wir immer etwas. Jungs! Zu mir!«

»Mein Papa«, quengelte plötzlich Everett los, der wer weiß woher bei dem Kahlköpfigen aufgetaucht war, »ist Ritter! Er hat ein Messer, das ist noch größer!«

Der Kahle packte ihn blitzschnell am Biberfellkragen, riss ihn vom Deck hoch, dass die Mütze mit der Feder herabfiel. Er schlang den einen Arm um den Jungen und hielt ihm mit der anderen Hand den Hirschfänger an die Kehle.

»Zurück!«, blaffte er. »Zurück, sonst schneide ich dem Rotzbengel die Gurgel durch!«

»Evereeeet!«, schrie die Edeldame auf.

»Merkwürdige Methoden«, sagte der Hexer langsam, »wendet die temerische Wache an. Wahrlich, so merkwürdige, dass man nicht glauben mag, dass das wirklich die Wache ist.«

»Maul halten!«, brüllte der Kahlkopf und schüttelte Everett, der wie am Spieß brüllte.

»Stan, Vitek, greift ihn euch! Fesseln und in die Barkasse! Und ihr anderen, zurück! Wo ist das Mädchen, frage ich? Her mit ihr, sonst steche ich den Hosenscheißer ab!«

»Stich ihn doch ab«, zischte Olsen, während er seinen Zöllnern ein Zeichen gab und den Dolch zog. »Ja, und, ist das meiner, oder was? Und wenn du ihn abgestochen hast, werden wir uns unterhalten.«

»Misch dich nicht ein!« Geralt warf das Schwert auf Deck, hielt mit einer Handbewegung die Zöllner und Pletscherpers Matrosen zurück. »Ich gehöre euch, Herr falscher Wachmann. Lass das Kind los.«

»Auf die Barkasse!« Ohne Everett loszulassen, zog sich der Kahlkopf zur Bordwand zurück, packte die Leine. »Vitek, fessle ihn! Und ihr alle, nach hinten! Wenn sich jemand rührt, krepiert der Kleine!«

»Bist du verrückt, Geralt?«, blaffte Olsen.

»Misch dich nicht ein!«

»Evereeeet!«

Die temerische Barkasse schwankte plötzlich, ruckte von der Schute weg. Mit lautem Platschen explodierte das Wasser, es schossen zwei lange grüne, schuppige Pfoten hervor, mit Zacken besetzt wie die Fangarme einer Gottesanbeterin. Die Pfoten packten den Wächter mit dem Bootshaken und zogen ihn im Handumdrehen unter Wasser. Der Kahlköpfige heulte wild auf, ließ Everett los, klammerte sich an die Leinen, die von der Bordwand der Barkasse herabhingen. Everett plumpste in das Wasser, das schon rot geworden war. Alle – die auf der Schute und die auf der Barkasse – begannen wie von Sinnen zu schreien.

Geralt entwand sich den beiden Wächtern, die ihn zu fesseln versuchten. Dem einen hieb er die Faust aufs Kinn und schleuderte ihn über Bord. Der andere holte mit einem eisernen Haken zu einem Schlag gegen ihn aus, sackte jedoch in der Umarmung Olsens zusammen: Der Dolch des Zöllners stak ihm bis zum Heft zwischen den Rippen.

Der Hexer setzte über die niedrige Reling. Bevor sich das dicht mit Pflanzen durchsetzte Wasser über seinem Kopf schloss, hörte er noch den Schrei von Linus Pitt, dem Dozenten für Naturgeschichte an der Akademie Oxenfurt: »Was ist das? Was für eine Art? Solche Tiere gibt es nicht!«

Er tauchte direkt neben der temerischen Barkasse auf und entging wie durch ein Wunder einem Stoß mit einem Fischspeer, den ihm ein Mann des Kahlen zu versetzen trachtete. Der Wächter kam nicht dazu, ein zweites Mal zuzustoßen; er fiel mit einem Pfeil im Hals ins Wasser. Geralt packte den losgelassenen Fischspeer, stieß sich mit den Füßen von der Bordwand ab, tauchte in den brodelnden Wasserwirbel und stieß mit Schwung gegen etwas, wovon er hoffte, dass es nicht Everett war.

»Das ist unmöglich!«, hörte er den Bakkalaureus schreien. »So ein Tier kann es nicht geben! Zumindest darf es so was nicht geben!«

Der letzten Feststellung stimme ich vollauf zu, dachte der Hexer, während er mit dem Fischspeer auf den harten, höckrigen Panzer des Sägmauls einstieß. Der Leichnam des temerischen Wächters ruckte schlaff in den sichelförmigen Kiefern des Ungeheuers, verströmte Blut. Das Sägemaul schlug heftig mit dem flachen Schwanz, tauchte zum Grunde hinab und wirbelte dabei Wolken von Schlick auf.

Er hörte einen dünnen Schrei. Everett, der wie ein kleiner Hund im Wasser strampelte, packte die Beine des Kahlen, der versuchte, sich an den von Bord herabhängenden Leinen hochzuziehen. Die Leinen gaben nach; beide, Wächter und Junge, verschwanden mit einem lauten »Plopp« unter Wasser. Geralt warf sich in ihre Richtung, tauchte. Dass er fast sofort mit den Fingern auf den Biberfellkragen des Jungen traf, war reiner Zufall. Er riss Everett aus dem Gestrüpp von Wasserpflanzen los, kam in Rückenlage an die Oberfläche und schwamm mit kräftigen Beinschlägen zur Schute.

»Hierher, Herr Geralt! Hierher!«, hörte er einander übertönende Rufe und Schreie. »Gib ihn her! Die Leine! Fass die Leine! Verdammt!! Die Leine! Geraaalt! Mit dem Bootshaken, mit dem Bootshaken! Mein Kiiiind!!!«

Jemand riss ihm den Jungen aus den Armen, zog ihn nach oben. Im selben Augenblick packte ihn jemand von hinten, schlug ihm ins Genick, warf sich über ihn und drückte ihn unter Wasser. Geralt ließ den Fischspeer los, drehte sich um, packte den Angreifer am Gürtel. Mit der zweiten Hand wollte er nach den Haaren greifen, doch daraus wurde nichts. Es war der Kahlköpfige.

Sie tauchten beide auf, nur für einen Moment. Die temerische Barkasse hatte sich schon etwas von der Schute entfernt; Geralt und der Kahle, ineinander verklammert, waren dazwischen. Der Kahle fasste ihn an der Kehle, Geralt drückte ihm den Daumen aufs Auge. Der Wächter brüllte auf, ließ ihn los, schwamm weg. Geralt konnte das nicht – etwas hielt ihn am Fuß und zog ihn hinab in die Tiefe. Neben ihm schnellte wie ein Korken ein mitten durchgetrennter Körper an die Oberfläche. Geralt wusste schon, was ihn festhielt, und brauchte nicht die Information von Linus Pitt, der von Bord der Schute schrie:

»DasisteinGliederfüßer! Ordnung *Amphipoda*! Klasse Großkiefrige!«

Geralt ließ wütend die Arme durchs Wasser wirbeln und versuchte, den Fuß aus den Scheren des Sägmauls zu befreien, die ihn zu den gleichmäßig klappenden Kiefern hinzogen. Wieder hatte der Magister Bakkalaureus recht. Es waren keine kleinen Kiefer.

»Fass die Leine!«, schrie Olsen. »Fass die Leine!«

Über dem Ohr pfiff dem Hexer ein geworfener Fischspeer vorbei und bohrte sich krachend in den aufgetauchten, mit Wassermoos bewachsenen Panzer des Ungeheuers. Geralt packte den Schaft, stützte sich dagegen, stieß sich kräftig ab, holte mit dem freien Fuß aus und versetzte dem Sägmaul einen Tritt. Er riss sich aus den zackenbewehrten Klauen los und ließ den Stiefel in ihnen zurück, ein wenig Hose und eine Menge Haut. Durch die Luft schwirrten weitere Speere und Harpunen, die meisten verfehlten ihr Ziel. Das Sägmaul zog die Pfoten ein, schlug mit dem Schwanz und tauchte elegant in die grüne Tiefe.

Geralt ergriff eine Leine, die ihm geradewegs übers Gesicht fiel. Ein Bootshaken verletzte ihn schmerzhaft an der Seite, als er ihm unter den Gürtel geschoben wurde. Er fühlte einen Ruck, wurde emporgezogen, von vielen Händen gehalten, wälzte sich über die Reling und fiel auf die Decksplanken, verströmte Wasser, Schlick, Tang und Blut. Ringsum drängten sich Passagiere, die Besatzung der Schute und die Zöllner. Der Zwerg mit den Fuchspelzen und Olsen schossen, über die Bordwand gebeugt, Pfeile ab. Everett, nass und grün von Wassermoos, klapperte in den Armen der Mutter mit den Zähnen, heulte und erklärte allen, dass er es nicht gewollt hatte.

»Herr Geralt!«, brüllte ihm Pletscherper ins Ohr. »Ihr lebt doch?«

»Mist ...« Der Hexer spuckte Wasserpflanzen aus. »Ich bin für das alles schon zu alt ... zu alt ...«

Neben ihnen ließ der Zwerg die Sehne los, und Olsen schrie freudig auf. »Glatt ins Gekröse!

Wa-ha-ha! Ein schöner Schuss, Herr Kürschner! He, Boratek, gib ihm etwas Geld zurück! Mit diesem Schuss hat er sich einen Zollnachlass verdient!«

»Wartet ...«, krächzte der Hexer und versuchte vergebens, auf die Füße zu kommen.

»Schießt sie nicht alle ab, zum Teufel! Ich brauche jemanden lebendig!«

»Wir haben noch einen übrig gelassen«, versicherte der Zöllner. »Den Glatzkopf, der sich mit mir angelegt hat. Gleich fischen wir ihn heraus. Gebt Bootshaken her!«

»Eine Entdeckung! Eine große Entdeckung!«, schrie Linus Pitt, der an der Bordwand auf und ab sprang. »Eine völlig neue, der Wissenschaft unbekannte Art! Ein absolutes Unikat! Ach, wie dankbar ich Euch bin, Herr Hexer! Diese Art wird fortan in den Büchern verzeichnet sein als ... als *Geraltia maxiliosa pitti*!«

»Herr Bakkalaureus«, stöhnte Geralt, »wenn Ihr mir wirklich Dank erweisen wollt ... dann soll dieses Mistvieh doch *Everetia* heißen.«

»Auch schön«, stimmte der Gelehrte zu. »Ach, was für eine Entdeckung! Was für ein einmaliges, wunderbares Exemplar! Sicherlich das einzige, das im Delta lebt ...«

»Nein«, sagte Pletscherper plötzlich finster.

»Nicht das einzige. Seht!«

Ein an ein nahes Inselchen anschließender Teppich von Seerosen erzitterte, begann heftig zu wogen. Sie sahen Wellen, dann einen großen, länglichen Körper, der an einen durchgefaulten Baumstamm erinnerte, welcher rasch seine zahlreichen Extremitäten bewegte und mit den Scheren klapperte. Der Kahlkopf schaute sich um, schrie gellend auf und schwamm, brachte mit Armen und Beinen das Wasser zum Schäumen.

»Was für ein Exemplar, was für ein Exemplar«, notierte Pitt eilends, aufs Äußerste erregt. »Greifextremitäten am Kopf, vier Paar Kieferbeine ... starker Schwanzfächer ... scharfe Scheren ...«

Der Kahle schaute abermals zurück, schrie noch durchdringender. Die *Everetia maxiliosa pitti* aber streckte die Greifextremitäten am Kopf aus und schlug kräftiger mit dem Schwanzfächer. Der Kahle wühlte beim verzweifeltenundhoffnungslosen Fluchtversuch das Wasser auf.

»Möge ihm das Wasser leicht sein«, sagte Olsen. Die Mütze nahm er aber nicht ab.

»Mein Papa«, verkündete Everett zähneklappernd, »kann schneller schwimmen als dieser Herr!«

»Bringt das Kind hier weg«, knurrte der Hexer.

Das Ungeheuer öffnete die Scheren, klappte mit den Kiefern. Linus Pitt wurde blass und wandte sich ab.

Der Kahlköpfige schrie kurz auf, schluckte Wasser und verschwand unter der Oberfläche. Im Wasser begann ein dunkles Rot zu wogen.

»Mist.« Geralt setzte sich schwerfällig auf dem Deck auf. »Ich bin dafür schon zu alt ... entschieden zu alt ...«

Was gab es da groß zu sagen – Rittersporn liebte das Städtchen Oxenfurt einfach.

Das Gebiet der Universität war von einem Mauerring umgeben, dafür zog sich um die Mauer ein weiterer Ring – der große, lärmende, atemlose, regsame und geschwätzige Ring des Städtchens. Des hölzernen, bunten Städtchens Oxenfurt mit den engen Gassen und den spitzen Dächern. Des Städtchens Oxenfurt, das von der Akademie lebte, von den Schülern, Dozenten, Gelehrten, Forschern und ihren Gästen, das von der Wissenschaft lebte, von dem, was den Erkenntnisprozess begleitet. Denn aus den Abfällen und Splittern von Theorien entstanden im Städtchen Oxenfurt Praxis, Geschäft und Gewinn.

Der Dichter ritt langsam eine schmutzige, volkreiche Gasse entlang, vorbei an Werkstätten, Geschäften, Läden und Lädchen, in denen dank der Akademie Tausende von Erzeugnissen und Wunderdingen hergestellt und verkauft wurden, die in anderen Weltgegenden nicht zu haben waren, deren Herstellung in anderen Weltgegenden als unmöglich oder unzweckmäßig galt. Er ritt vorbei an Gastwirtschaften, Herbergen, Schenken, Kneipen, Buden und tragbaren Bratrosten, die den verlockenden Duft raffinierter, in anderen Weltgegenden unbekannter Speisen verströmten, zubereitet auf anderswo unbekannte Arten mit Zutaten und Gewürzen, die anderswo niemand kannte und verwendete. Das war Oxenfurt, das bunte, fröhliche, lärmende und duftende Städtchen der Wunder, die pfiffige und initiativreiche Leute aus der trockenen und nutzlosen Theorie gemacht hatten, die hin und wieder durch die Mauern der Universität sickerte. Es war auch ein Städtchen der Kurzweil, eines endlosen Festes, eines ständigen Feiertages und unablässiger Ausschweifung. Die Gassen erklangen Tag und Nacht von Musik, Gesang, vom Klirren der Gläser und vom Anstoßen der Humpen, denn bekanntlich macht nichts so viel Durst wie der Prozess des Erwerbs von Wissen. Obwohl eine Anordnung des Rektors den Studenten und Bakkalaurei untersagte, vor Sonnenuntergang zu trinken und zu schlemmen, wurde in Oxenfurt rund um die Uhr getrunken und geschlemmt, denn wenn es etwas gibt, was noch mehr Durst macht als der Prozess des Erwerbs von Wissen, so ist das bekanntlich eine vollständige oder teilweise Prohibition.

Rittersporn trieb mit Schnalzen seinen schwarzbraunen Wallach an und ritt weiter durch das Gewühl der Menge in den Gassen. Höker, Krämer und wandernde Bauernfänger priesen lauthals Waren und Dienste an und verstärkten noch das Wirrwarr ringsum.

»Kalmare! Gebackene Kalmare!«

»Blatternsalbe! Nur bei mir! Unfehlbare, wundertätige Salbe!«

»Katzen, gute Mäusefänger, unvergleichliche Katzen! Hört doch nur, gute Leute, wie sie miauen!«

»Amulette! Elixiere! Liebesfilter, Liebestränke und garantiert wirksame Aphrodisiaka! Eine einzige Prise bringt sogar Tote hoch! Wer will, wer hat noch nicht?«

»Ich reiße Zähne aus, fast ohne Schmerzen! Billig, billig!«

»Was heißt ›billig‹?«, erkundigte sich Rittersporn, während er an einem Kalmar kaute, der auf einem Holzspieß steckte und zäh war wie eine Schuhsohle.

»Zwei Heller die Stunde!«

Der Dichter zuckte zusammen, trieb den Wallach mit der Ferse an. Verstohlen schaute er zurück. Die beiden Individuen, die ihm seit dem Rathaus folgten, blieben bei einem Barbier stehen und taten so, als interessierten sie sich für dessen Preise, die mit Kreide auf ein Brett geschrieben waren. Rittersporn ließ sich nicht täuschen. Er wusste, was sie wirklich interessierte.

Er ritt weiter. Er kam an dem großen Gebäude des Bordells »Zur Rosenknospe« vorbei, wo, wie er wusste, raffinierte, in anderen Weltgegenden unbekannte oder unpopuläre Dienstleistungen angeboten wurden. Eine Zeitlang kämpfte sein Verstand mit seinem Charakter um die Neigung, das Bauwerk zu betreten. Der Verstand obsiegte. Rittersporn seufzte und schlug den Weg zur Universität ein, bemüht, nicht zu den Schenken hinzuschauen, aus denen der Lärm fröhlicher Unterhaltung drang.

Ja, was gab es da groß zu sagen – Rittersporn liebte das Städtchen Oxenfurt.

Er schaute sich abermals um. Die beiden Individuen hatten keinen Gebrauch von den Diensten des Barbiers gemacht, obwohl das zweifellos angebracht gewesen wäre. Sie standen jetzt bei einem kleinen Laden mit Musikinstrumenten und täuschten Interesse für tönerne Okarinas vor. Der Verkäufer riss sich ein Bein aus, pries in der Hoffnung auf einen Verdienst die Ware an. Rittersporn wusste, dass er vergebens hoffte.

Er lenkte das Pferd zum Philosophentor, dem Haupteingang zur Akademie. Rasch erledigte er die Formalitäten, die darin bestanden, sich ins Besucherbuch einzutragen und den Wallach in den Stall zu geben.

Hinter dem Philosophentor empfing ihn eine andere Welt. Das Gelände der Lehranstalt fiel aus der üblichen Stadtbebauung heraus, anders als das Städtchen war es kein Schauplatz erbitterten Kampfes um jeden Zoll Boden. Alles war hier fast so, wie es die Elfen hinterlassen hatten. Die breiten, mit buntem Splitt bestreuten Alleen zwischen anmutigen, das Auge erfreuenden kleinen Palais, die durchbrochenen Plankenzäune, Mäuerchen, Hecken, Kanäle, kleinen Brücken, Blumenbeete und grünen Rasenflächen wurden nur an wenigen Stellen von dem einen oder anderen großen, nüchternen Klotz bedrängt, den man in späteren Zeiten, nach den Elfen, errichtet hatte. Überall war es sauber, ruhig und würdevoll – jegliche Art von Handel und bezahlten Dienstleistungen war hier verboten, ganz zu schweigen von Kurzweil und leiblichen Freuden.

Durch die Parkalleen schritten die Schüler, in Bücher und Pergamente vertieft. Andere, die auf den Bänken und Rasenflächen saßen, legten einander die Hausaufgaben dar, diskutierten oder spielten diskret Gerade- Ungerade, Ziegenbock, Misthaufen oder andere Intelligenz erfordernde Spiele. Würdevoll und gemessenen Schrittes spazierten hier auch Professoren einher, in Gespräche und Dispute vertieft. Es waren junge Bakkalaurei unterwegs, den Blick auf die Hinterteile der Studentinnen geheftet. Rittersporn stellte mit Freude fest, dass sich seit seiner Zeit an der Akademie nichts verändert hatte.

Der Wind kam vom Delta her und brachte einen Hauch von Meer mit und den etwas stärkerenGestankvon Schwefelwasserstoff aus Richtung des imposanten Gebäudes des Lehrstuhls für Alchimie, das über dem Kanal aufragte. In den Büschen des an die Dormitorien der Studenten anschließenden Parks zwitscherten graugelbe Grünfinken, und auf einer Pappel saß ein Orang-Utan, der sicherlich aus dem Tiergehege beim Lehrstuhl für Naturgeschichte entlaufen war.

Ohne Zeit zu verlieren, marschierte der Dichter zügig durch das Labyrinth von kleinen Alleen und Hecken. Er kannte das Universitätsgelände wie die eigene Westentasche, was kein Wunder war – er hatte vier Jahre lang hier studiert und danach ein Jahr lang am Lehrstuhl für Minnesang und Poesie Vorlesungen gehalten. Die Dozentur hatte man ihm angetragen, als er das Abschlussexamen mit Auszeichnung bestanden und die Professoren verblüfft hatte, bei denen er während des Studiums den Ruf eines Faulpelzes, Herumtreibers und Idioten erworben hatte. Später dann, als er mehrere Jahre lang mit der Laute durchs Land gereist war und sein Ruhm als Minnesänger weit und breit anwuchs, begann die Akademie mit Nachdruck, sich bei ihm um Besuche und Gastvorlesungen zu bemühen. Rittersporn ließ sich meist nicht lange bitten, denn die Neigung zum Herumschweifen kämpfte in ihm fortwährend mit dem Hang zu Bequemlichkeit, Luxus und ständigen Einnahmen. Wie auch, keine Frage, mit seiner Sympathie für das Städtchen Oxenfurt.

Er schaute sich um. Die beiden Individuen, die weder Okarinas noch Schalmeien oder Lauten erworben hatten, folgten ihm mit einigem Abstand, wobei sie aufmerksam die Baumwipfel und die Häuserfassaden betrachteten.

Sorglos vor sich hin pfeifend, änderte der Dichter die Marschrichtung und ging auf das kleine Palais zu, das den Lehrstuhl für Medizin und Arzneikunde beherbergte. Die Allee, die dorthin führte, wimmelte von Studentinnen in den charakteristischen hellgrünen Gewändern. Rittersporn schaute sich gründlich um, suchte bekannte Gesichter.

»Shani!«

Die ziemlich junge Medizinstudentin mit den dunkelroten, gleich unter den Ohren abgeschnittenen Haaren hob den Blick vom Anatomieatlas, stand von der Bank auf.

»Rittersporn!« Sie lächelte und blinzelte mit den fröhlichen braunen Augen. »Eine Ewigkeit hab ich dich nicht gesehen! Komm, ich stell dich meinen Freundinnen vor. Sie vergöttern deine Gedichte ...«

»Später«, murmelte der Barde. »Schau unauffällig hinüber, Shani. Siehst du die beiden dort?«

»Spitzel.« Sie rümpfte das Stupsnäschen, schnaufte und ließ Rittersporn nicht zum ersten Mal über die Leichtigkeit staunen, mit der die Schüler Fahnder, Spitzel und Zuträger erkannten. Die Aversion der Studenten gegen die Geheimdienste war sprichwörtlich, wenngleich nicht besondern rational. Das Gelände der Universität war exterritorial und heilig, die Studenten und Dozenten waren immun – die Dienste schnüffelten zwar, wagten es aber nicht, den Akademikern lästig zu fallen.

»Sie folgen mir seit dem Markt«, sagte Rittersporn und tat so, als umarme er die Medizinstudentin und poussiere mit ihr. »Tust du mir einen Gefallen, Shani?«

»Kommt darauf an.« Das Mädchen bewegte den hübschen Hals hin und her wie ein erschrockenes Reh. »Wenn du wieder in eine dumme Sache hineingeraten bist ...«

»Nein, nein«, beruhigte er sie rasch. »Ich will nur eine Nachricht übermitteln, und selber kann ich das nicht mit dieser Scheiße, die sich mir an die Absätze geklebt hat ...«

»Soll ich die Jungs rufen? Ich brauche nur zu schreien, und sofort bist du die Spitzel los.«

»Gib Ruhe. Willst du, dass es zum Aufruhr kommt? Die Unruhen wegen des Ladenghettos für Nichtmenschen sind kaum vorbei, und du bist schon auf neue scharf? Außerdem verabscheue ich Gewalt. Mit den Spitzeln werde ich fertig. Du aber, wenn du kannst ...«

Er ging mit dem Mund nahe an die Haare des Mädchens heran, flüsterte einen Moment lang. Shani bekam große Augen.

»Der Hexer? Der richtige Hexer?«

»Leise, um der Götter willen. Machst du das, Shani?«

»Klar.« Die Studentin lächelte bereitwillig.

»Schon aus Neugier, um aus der Nähe den berühmten ...«

»Leise, hab ich gebeten. Und denk daran, zu niemandem ein Wort.«

»Arztgeheimnis.« Shani lächelte noch hübscher, und Rittersporn bekam wieder Lust, endlich eine Ballade über solche Mädchen wie sie zu verfassen – nicht übermäßig gut aussehend, aber hübsch, solche, von denen man nachts träumt, während man die klassischen Schönheiten nach fünf Minuten vergessen hat.

»Danke, Shani.«

»Nicht der Rede wert, Rittersporn. Bis bald. Mach’s gut.«

Nachdem sie einander, wie es sich gehörte, auf die Wangen geküsst hatten, eilten der Barde und die Stundentin in verschiedene Richtungen davon – sie zum Lehrstuhl hin, er zum Park der Denker.

Er kam am neuzeitlichen, trübsinnigen Gebäude des Lehrstuhls für Technik vorbei, das unter den Schülern »Deus ex machina« genannt wurde, bog auf die Guildenstern- Brücke ab. Er kam nicht weit. Hinter einer Biegung der Allee, bei einer Blumenrabatte mit der Büste von Nicodemus de Boot, dem ersten Rektor der Akademie, warteten die beiden Individuen. Nach Art aller Spitzel der Welt vermieden sie es, ihm in die Augen zu blicken, und wie alle Spitzel der Welt hatten sie gewöhnliche und nichtssagende Visagen, denen sie einen klugen Ausdruck zu geben versuchten, wodurch sie geisteskranken Affen ähnelten.

»Grüße von Dijkstra«, sagte einer von den Spitzeln. »Gehen wir.«

»Gleichfalls«, erwiderte der Barde dreist.

»Geht nur.«

Die Spitzel tauschten Blicke, worauf sie, ohne sich von der Stelle zu rühren, ein obszönes Wort fixierten, das jemand mit Kohle auf den Sockel der Rektorenbüste geschrieben hatte.

Rittersporn seufzte. »Ich dachte es mir«, sagte er mit einem Schulterzucken. »Ich werde mich also unweigerlich mit den werten Herren irgendwo hinbegeben müssen? Was hilft’s. Gehen wir also. Ihr voran, ich hinterdrein. Soll in diesem konkreten Fall das Alter der Schönheit den Ehrenplatz in der Formation überlassen.«

Dijkstra, Chef der Geheimdienste König Wisimirs von Redanien, sah nicht wie ein Spion aus. Insbesondere wich er weit von dem Klischee ab, wonach ein Spion klein, dünn, rattenhaft sein und kleine, stechende Augen unter der schwarzen Kapuze hervorblitzen lassen muss. Wie Rittersporn wusste, trug Dijkstra niemals Kapuzen und zog Kleidung in hellen Tönen vor. Er war etwa sieben Fuß groß und wog wahrscheinlich an die zwei Zentner. Wenn er die Arme vor der Brust verschränkte – und das tat er gern –, sah es aus, als hätten sich zwei Pottwale auf einen Blauwal geworfen. Was Gesichtszüge, Haarfarbe und Teint anging, so erinnerte er an einen frisch gescheuerten Eber. Rittersporn kannte wenige Leute, deren Erscheinungsbild derart täuschend gewesen wäre wie das von Dijkstra.

Denn dieser eberähnliche Riese, der den Eindruck eines ewig schläfrigen, aufgedunsenen Trottels machte, verfügte über einen unglaublich lebhaften Verstand. Und über erhebliche Autorität. Eine am Hofe König Wisimirs beliebte Redensart lautete, dass, wenn Dijkstra behaupte, es sei Mittag, während ringsum undurchdringliche Finsternis herrsche, man sich allmählich Sorgen um das Schicksal der Sonne machen müsse.

Gegenwärtig hatte der Dichter jedoch andere Gründe zur Beunruhigung.

»Rittersporn«, sprach Dijkstra schläfrig, während er die Pottwale vor dem Blauwal verschränkte. »Du vernagelter Strohkopf. Du Vollidiot. Musst du immer alles vermasseln, was du nur in die Hände nimmst? Könntest du nicht wenigstens einmal im Leben etwas so machen, wie es sich gehört? Mir ist bekannt, dass du nicht selbständig denken kannst. Mir ist bekannt, dass du an die vierzig bist, wie dreißig aussiehst, dir einbildest, du seiest knapp zwanzig, und dich verhältst, als ob du noch keine zehn wärst. In Kenntnis von alledem pflege ich dir präzise Anweisungen zu geben. Ich sage dir, was du zu tun hast, wann du etwas zu tun hast, auf welche Weise. Und regelmäßig habe ich den Eindruck, dass ich zu einer Wand gesprochen habe.«

»Ich wiederum«, antwortete der Dichter mit gespielter Dreistigkeit, »habe regelmäßig den Eindruck, dass du redest, um Lippen und Zunge ein wenig Bewegung zu verschaffen. Komm also zur Sache, lass die rhetorischen Figuren und die verfehlte Beredsamkeit weg. Worum geht es dir diesmal?«

Sie saßen an einem großen Eichentisch inmitten von Regalen, die mit Büchern vollgestellt und mit Pergamenten überhäuft waren, im obersten Stockwerk des Rektorats in den angemieteten Räumen, die Dijkstra im Scherz den Lehrstuhl der Neuesten Geschichte nannte, Rittersporn aber den Lehrstuhl für Vergleichende Spionage und Angewandte Diversion. Einschließlich des Dichters waren sie zu viert – neben Dijkstra nahmen an dem Gespräch noch zwei weitere Personen teil. Eine dieser Personen war wie gewöhnlich Ori Reuven, der grauhaarige und ständig verschnupfte Sekretär des redanischen Spionagechefs. Die andere Person war keine gewöhnliche Person.

»Du weißt genau, worum es mir geht«, entgegnete Dijkstra kalt. »Da es dir aber sichtlich Freude macht, den Idioten zu spielen, werde ich dir das Vergnügen nicht verderben und es in allgemein verständlichen Worten darlegen. Oder möchtest du vielleicht von diesem Privileg Gebrauch machen, Philippa?«

Rittersporn warf einen Blick auf die vierte Person, die an dem Treffen teilnahm und bisher geschwiegen hatte. Philippa Eilhart musste erst vor kurzem in Oxenfurt eingetroffen sein oder aber im Begriff stehen abzureisen, denn sie hatte kein Kleid an und trug weder ihre geliebte Bijouterie aus schwarzen Achaten, noch war sie kräftig geschminkt. Sie hatte eine Männerjacke an, Leggins und hohe Stiefel – eine Kleidung, die der Dichter als »Feldanzug« bezeichnete. Die dunklen Haare der Zauberin, für gewöhnlich offen und in malerischer Unordnung getragen, waren nach hinten gekämmt und wurden von einem Band im Genick zusammengehalten.

»Schade um die Zeit«, sagte sie und zog die gleichmäßig geformten Brauen hoch.

»Rittersporn hat recht. Wir können uns schöne Worte und effekthaschende Beredsamkeit sparen, die zu nichts führen, während der Fall, den wir erledigen müssen, einfach und banal ist.«

»Ach so.« Dijkstra lächelte. »Banal. Ein gefährlicher Nilfgaarder Agent, der längst banal bei mir im Knast sitzen könnte, hat sich banal verdrückt, auf banale Weise gewarnt und erschreckt von der banalen Dummheit der Herren Rittersporn und Geralt. Ich habe erlebt, wie Leute für geringere Banalitäten aufs Schafott gewandert sind. Warum hast du mir nichts von eurer Falle erzählt, Rittersporn? Hatte ich dir nicht aufgetragen, dass du mich über alle Absichten des Hexers informierst?«

»Ich wusste nichts von Geralts Plänen«, log Rittersporn voller Überzeugung. »Dass er sich nach Temerien und Sodden begeben hatte, um diesen Rience zu suchen, habe ich dir ja gesagt. Ebenso, dass er zurückgekehrt ist. Ich war mir sicher, dass er aufgegeben hatte. Rience hatte sich buchstäblich in Luft aufgelöst, der Hexer fand nicht die kleinste Spur, was ich, wenn du dich erinnerst, dir ebenfalls gesagt habe ...«

»Du hast gelogen«, behauptete der Spion kalt.

»Der Hexer hat Spuren von Rience gefunden. In Form von Leichen. Daraufhin hat er sich entschlossen, die Taktik zu ändern. Statt Rience nachzujagen, beschloss er, zu warten, bis Rience ihn findet. Er hat sich als Sicherheitsmann von der Reederei Malatius und Grock anstellen lassen. Er hat das mit Bedacht getan. Er wusste, dass die Reederei das weithin bekannt machen würde, und dann würde es Rience erfahren und etwas unternehmen. Der seltsame, nicht zu fassende Rience. Der sorglose, selbstsichere Rience, der nicht einmal Lust hat, falsche Namen zu benutzen. Der Herr Rience, der auf eine Meile nach Qualm aus dem Nilfgaarder Kamin stinkt. Und nach einem Zauberer-Renegaten. Nicht wahr, Philippa?«

Die Zauberin äußerte weder Bestätigung noch Widerspruch. Sie schwieg und schaute Rittersporn forschend und durchdringend an. Der Dichter senkte den Blick, räusperte sich unsicher. Er mochte solche Blicke nicht.

Rittersporn unterteilte attraktive Frauen, darunter auch Zauberinnen, in äußerst nette, nette, weniger nette und gar nicht nette. Die äußerst netten reagierten auf den Vorschlag, ins Bett zu gehen, mit freudiger Zustimmung, die netten mit fröhlichem Lachen. Die weniger netten reagierten auf schwer vorherzusehende Weise. Zu den gar nicht netten zählte der Troubadour jene, bei denen ihm schon der Gedanke an den Vorschlag kalte Schauder über den Rücken laufen und die Knie zittern ließ.

Philippa Eilhart, wenngleich sehr attraktiv, war entschieden gar nicht nett.

Außerdem war Philippa eine wichtige Person im Rat der Zauberer und die angesehene Hofmagierin König Wisimirs. Sie war eine sehr fähige Magierin. Es hieß, sie sei eine der wenigen, die über die Kunst der Polymorphie verfügten. Sie sah aus wie dreißig. Wahrscheinlich war sie mindestens dreihundert.

Dijkstra, die voluminösen Hände vor dem Bauch verschränkt, ließ die Daumen umeinander kreisen. Philippa schwieg weiterhin. Ori Reuven hustete, schniefte und zupfte ruhelos immer wieder seine Robe zurecht. Die Robe erinnerte an die eines Professors, sah aber nicht so aus, als habe er sie vom Senat erhalten. Sie sah aus, als stamme sie vom Müllhaufen.

»Dein Hexer«, schnaubte der Spion plötzlich,

»hat den Herrn Rience jedoch unterschätzt. Er hat eine Falle gestellt, aber jede Spur von Vernunft vermissen lassen, indem er annahm, Rience werde persönlich hineinlaufen. Nach dem Plan des Hexers sollte Rience sich in Sicherheit wiegen. Rience konnte den Hinterhalt nicht wittern, konnte nirgends die ihm auflauernden Leute des Herrn Dijkstra bemerken. Weil auf des Hexers Geheiß Herr Rittersporn dem Herrn Dijkstra kein Sterbenswörtchen von der geplanten Falle erzählte. Was der Herr Rittersporn jedoch gemäß seinen Anweisungen hätte tun müssen. Herr Rittersporn hatte in dieser Anglegenheit klare, eindeutige Befehle, die zu ignorieren er für zweckmäßig hielt.«

»Ich bin nicht dein Untergebener«, sagte der Dichter von oben herab. »Und ich brauche mich nicht nach deinen Wünschen und Befehlen zu richten. Ich helfe dir gelegentlich, aber ich tue das aus eigenem Antrieb, aus patriotischem Pflichtgefühl, um angesichts der heraufziehenden Veränderungen nicht tatenlos zu bleiben ...«

»Du spionierst für alle, die dich bezahlen«, fiel ihm Dijkstra kalt ins Wort. »Du machst für alle den Zuträger, die dich am Haken haben. Und ich habe ein paar ziemlich gute Haken für dich, Rittersporn. Mach also keine Sperenzchen.«

»Ich lasse mich nicht erpressen!«

»Wollen wir wetten?«

»Meine Herren.« Philippa Eilhart hob die Hand. »Mehr Ernst, wenn ich bitten darf. Wir wollen nicht vom Thema abkommen.«

»Richtig.« Der Spion machte sich im Sessel breit. »Hör zu, Dichter. Was geschehen ist, ist geschehen. Rience ist gewarnt und wird sich kein zweites Mal überraschen lassen. Aber ich darf nicht zulassen, dass in Zukunft wieder so etwas passiert. Deshalb möchte ich den Hexer treffen. Führe ihn zu mir. Hör auf, in der Stadt umherzuirren und zu versuchen, meine Agenten abzuhängen. Geh geradewegs zu Geralt und bring ihn hierher, in den Lehrstuhl. Ich muss mit ihm reden. Persönlich und ohne Zeugen. Ohne Aufsehen und Geschrei, die es gäbe, wenn ich den Hexer verhaften ließe. Führ ihn zu mir, Rittersporn. Das ist alles, was ich vorerst von dir verlange.«

»Geralt ist abgereist«, log der Barde ruhig. Dijkstra warf der Zauberin einen Blick zu. Rittersporn verspannte sich in Erwartung eines das Gehirn sondierenden Impulses, spürte aber nichts. Philippa schaute ihn mit zusammengekniffenen Augen an, doch nichts wies darauf hin, dass sie mit Zauberei die Wahrheit seiner Worte zu prüfen versuchte.

»Ich werde abwarten, bis er zurückkommt«, seufzte Dijkstra und tat so, als glaube er Rittersporn. »Die Angelegenheit, die ich mit ihm zu besprechen habe, ist wichtig, also werde ich meinen Zeitplan ändern und auf den Hexer warten. Wenn er zurückkehrt, führst du ihn her. Je früher, desto besser. Es wird für viele Leute besser sein.«

»Es könnte Schwierigkeiten geben« – Rittersporn verzog das Gesicht –, »Geralt zu überzeugen, dass er herkommt. Er hegt nämlich, denk dir nur, eine unerklärliche Abneigung gegen Spione. Obwohl er zu verstehen scheint, dass das eine Arbeit wie jede andere ist, scheint er diejenigen zu verabscheuen, die sie ausüben. Patriotische

Beweggründe, pflegt er zu sagen, sind eine Sache, aber ins Spionagefach gehen ausschließlich komplette Lumpen und die letzten ...«

»Genug, genug.« Dijkstra winkte lässig ab.

»Ohne Phrasen, bitte, Phrasen langweilen mich. Sie sind so einfältig.«

»Das finde ich auch«, knurrte der Troubadour.

»Aber der Hexer ist ein guter, geradliniger Kerl mit einfachem Gemüt, kein Vergleich mit uns Männern von Welt. Er kann Spione einfach nicht leiden und wird um keinen Preis mit dir reden wollen, ganz zu schweigen davon, dass er bereit wäre, Geheimdiensten zu helfen. Und einen Haken für ihn hast du nicht.«

»Du irrst dich«, sagte der Spion. »Habe ich. Und nicht nur einen. Aber vorerst genügt mir dieses Hauen und Stechen bei der Eibenbucht. Weißt du, wer die Leute waren, die da an Bord kamen? Das waren keine Leute von Rience.«

»Das ist mir nicht neu«, erklärte der Dichter gelassen. »Ich bin mir sicher, dass das ein paar von den Lumpen waren, an denen es bei der temerischen Wache nicht mangelt. Rience hat nach dem Hexer gefragt, wahrscheinlich für Nachrichten über ihn hübsche Summen versprochen. Es war klar, dass ihm an dem Hexer viel gelegen ist. Also haben ein paar Schlaumeier versucht, sich Geralt zu greifen, ihn in irgendein Loch zu stecken und dann an Rience zu verkaufen, wobei sie die Bedingungen diktiert und möglichst viel herausgeholt hätten. Denn für die Information allein hätten sie wenig oder überhaupt nichts bekommen.«

»Meinen Glückwunsch zu dem Scharfsinn. Dem Hexer, versteht sich, nicht dir, du wärst niemals darauf gekommen. Aber die Sache ist komplizierter, als es dir scheint. Wie sich nämlich zeigt, interessieren sich meine Kollegen, die Leute von König Foltests Geheimdienst, auch für den Herrn Rience. Sie haben den Plan jener, wie du dich ausdrückst, Schlaumeier durchschaut. Sie waren es, die an Bord der Schute kamen; sie wollten sich den Hexer greifen. Vielleicht als Köder für Rience, vielleicht zu einem anderen Zweck. Bei der Eibenbucht hat der Hexer temerische Agenten ins Jenseits befördert, Rittersporn. Ihr Chef ist sehr, sehr böse. Du sagst, Geralt ist abgereist? Ich hoffe, nicht nach Temerien. Von dort kommt er vielleicht nicht wieder.«

»Und das ist dein Haken?«

»Klar doch. Genau das. Ich kann die Sache mit den Temeriern regeln. Aber nicht umsonst. Wohin ist dein Hexer abgereist, Rittersporn?«

»Nach Nowigrad«, log der Troubadour, ohne zu überlegen. »Er will dort Rience suchen.«

»Ein Fehler, ein Fehler.« Der Spion lächelte und tat so, als habe er die Lüge nicht bemerkt.

»Siehst du, es ist doch schade, dass er seine Abneigung nicht überwunden und sich mit mir getroffen hat. Ich hätte ihm die Mühe erspart. Rience ist nicht in Nowigrad. Dafür wimmelt es dort von temerischen Agenten. Wahrscheinlich warten sie auf den Hexer. Sie haben schon herausgefunden, was ich seit langem weiß. Nämlich, dass der Hexer Geralt von Riva, wenn man ihn entsprechend befragt, auf eine Vielzahl von Fragen antworten kann. Auf Fragen, die sich allmählich die Geheimdienste aller Vier Königreiche stellen. Die Abmachung ist einfach. Der Hexer kommt hierher in den Lehrstuhl und beantwortet mir diese Fragen. Und dann hat er seine Ruhe. Ich beschwichtige die Temerier und sorge für seine Sicherheit.«

»Um was für Fragen handelt es sich? Vielleicht könnte ich darauf antworten?«

»Mach dich nicht lächerlich, Rittersporn.«

»Trotzdem«, meldete sich plötzlich Philippa Eilhart zu Wort, »vielleicht könnte er es? Vielleicht würde er uns Zeit sparen? Vergiss nicht, Dijkstra, dass unser Dichter bis zum Hals in dieser Affäre steckt, und ihn haben wir hier, den Hexer noch nicht. Wo ist das Kind, mit dem Geralt in Kaedwen gesehen wurde? Das Mädchen mit aschblonden Haaren und grünen Augen? Die, nach der dich Rience damals in Temerien gefragt hat, als er dich festgespannt und gefoltert hat? Was, Rittersporn? Was weißt du von dem Mädchen? Wo hat der Hexer sie versteckt? Wohin ist Yennefer gereist, nachdem sie einen Brief von Geralt erhalten hatte? Wo verbirgt sich Triss Merigold, und welche Gründe hat sie, sich zu verbergen?«

Dijkstra regte sich nicht, doch an dem kurzen Blick, den er auf die Zauberin warf, erkannte Rittersporn, dass der Spion überrascht war. Die Fragen, die Philippa genannt hatte, waren offensichtlich zu früh gestellt worden. Und an die falsche Adresse. Die Fragen machten den Eindruck, als seien sie voreilig und leichtfertig. Das Problem war nur, dass man Philippa Eilhart alles Mögliche vorwerfen konnte – außer Voreiligkeit und Leichtfertigkeit.

»Tut mir leid«, sagte er langsam, »aber auf keine von diesen Fragen kenne ich die Antwort. Ich würde euch helfen, wenn ich könnte. Aber ich kann nicht.«

Philippa schaute ihm geradezu in die Augen.

»Rittersporn«, presste sie hervor. »Wenn du weißt, wo sich das Mädchen aufhält, dann sag es uns. Ich verbürge mich dafür, dass es sowohl mir als auch Dijkstra ausschließlich um ihre Sicherheit geht. Um ihre Sicherheit, die gefährdet ist.«

»Ich zweifle nicht daran«, log der Dichter,

»dass es euch gerade darum geht. Aber ich weiß wirklich nicht, wovon ihr redet. Ich habe das Kind, das euch so sehr interessiert, mein Lebtag noch nicht gesehen. Und Geralt ...«

»Geralt«, unterbrach ihn Dijkstra, »hat dich nicht eingeweiht, hat kein Sterbenswörtchen gesagt, obwohl ich nicht daran zweifele, dass du ihn mit Fragen überhäuft hast. Was meinst du wohl, warum, Rittersporn? Hat dieser einfältige Mensch, der Spione verabscheut, vielleicht gespürt, wer du wirklich bist? Lass ihn in Ruhe, Philippa, es ist schade um die Zeit. Er weiß einen Scheißdreck, lass dich nicht von seiner schlauen Miene und dem vielsagenden Lächeln täuschen. Er kann uns auf eine einzige Weise helfen. Wenn der Hexer aus seinem Versteck auftaucht, wird er zu ihm Verbindung aufnehmen und zu sonst niemandem. Er hält ihn, stell dir vor, für einen Freund.«

Rittersporn hob langsam den Kopf. »In der Tat«, bestätigte er. »Dafür hält er mich. Und stell dir vor, Dijkstra, nicht ohne Grund. Nimm das endlich zur Kenntnis und ziehe die Schlussfolgerungen. Hast du sie gezogen? Also, dann kannst du es jetzt mit Erpressung versuchen.«

»Na, na.« Der Spion lächelte. »Du bist in diesem Punkt aber empfindlich. Aber nichts für ungut, Dichter. Ich habe nur Spaß gemacht. Erpressung unter Kumpels? Kommt gar nicht in Frage. Und deinem Hexer, glaub mir, wünsche ich nichts Böses, und ich gedenke ihm nicht zu schaden. Wer weiß, vielleicht einige ich mich sogar mit ihm zum beiderseitigen Vorteil? Doch damit es dazu kommt, muss ich mich mit ihm treffen. Wenn er auftaucht, führ ihn zu mir. Ich bitte dich sehr darum, Rittersporn. Ich bitte dich sehr. Hast du verstanden, wie sehr?«

Der Troubadour lachte auf. »Ich habe verstanden, wie sehr.«

»Ich würde gern glauben, dass es wirklich so ist. Na, aber jetzt geh. Ori, begleite den Herrn Troubadour zum Ausgang.«

»Mach’s gut.« Rittersporn stand auf. »Ich wünsche Erfolg bei der Arbeit und im persönlichen Leben. Meine Reverenz, Philippa. Ach, und eines noch, Dijkstra! Die Agenten, die mir nachschleichen. Ruf sie zurück.«

»Natürlich«, log der Spion. »Das tu ich. Das wirst du mir doch wohl glauben?«

»Gewiss«, log der Dichter. »Ich glaube es dir.«

Rittersporn hielt sich bis zum Abend im Gebiet der Akademie auf. Die ganze Zeit schaute er sich aufmerksam um, bemerkte aber keine ihm folgenden Spitzel. Und gerade das beunruhigte ihn am meisten.

Am Lehrstuhl für Minnesang hörte er sich eine Vorlesung über klassische Poesie an. Anschließend schlummerte er süß in einem Seminar über moderne Poesie. Ihn weckten Bakkalaurei, mit denen er bekannt war und die er zum Lehrstuhl für Philosophie begleitete, um an einem langen und stürmischen Disput zum Thema »Wesen und Ursprung des Lebens« teilzunehmen. Noch ehe es dunkel wurde, war die Hälfte der Disputanten blau wie Veilchen, und die Übrigen schickten sich an, handgreiflich zu werden, überschrien einander und machten einen unbeschreiblichen Lärm. All das kam dem Dichter zupass.

Er verdrückte sich unbemerkt auf den Dachboden, kletterte durch die Luke hinaus und an der Regenrinne hinab aufs Dach der Bibliothek, sprang aufs Dach des Prosektoriums hinüber, wobei er sich um ein Haar ein Bein gebrochen hätte. Von dort gelangte er in den Garten, der an die Mauer grenzte.Inmittendesdichten Stachelbeergebüschs fand er das Loch, das er noch als Student selbst vergrößert hatte. Jenseits des Loches lag schon das Städtchen Oxenfurt.

Er tauchte in die Menschenmenge ein, huschte dann durch Seitengassen, schlug dabei Haken wie ein von Jagdhunden verfolgter Hase. Als er den Wagenschuppen erreichte, wartete er, im Schatten verborgen, eine gute halbe Stunde. Nachdem er nichts Verdächtiges bemerkt hatte, stieg er die Leiter hinan auf den Boden, sprang aufs Dach des bekannten Bierbrauers Wolfgang Amadeus Ziegenbart hinüber. An die bemoosten Dachschindeln geklammert, kam er schließlich ans Fensterchen der richtigen Mansarde. In der Kammer hinter dem Fenster brannte ein Öllämpchen. Unsicher auf der Dachrinne stehend, klopfte Rittersporn gegen die Bleifassung der Scheiben. Das Fenster war nicht verschlossen, bei dem leichten Schlag ging es auf.

»Geralt! He, Geralt!«

»Rittersporn? Warte ... Komm nicht rein, bitte ...«

»Wieso ›komm nicht rein‹? Was heißt ›komm nicht rein‹?« Der Dichter drückte das Fenster weiter auf. »Du bist nicht allein, oder was? Bumst du vielleicht gerade?«

Ohne eine Antwort zu erhalten oder auch nur zu erwarten, wälzte er sich aufs Fensterbrett und warf ein paar Äpfel und Zwiebeln hinunter, die dort lagen.

»Geralt ...«, ächzte er und verstummte augenblicklich. Und dann fluchte er halblaut angesichts der hellgrünen Kleidung, die auf dem Fußboden lag und einer Medizinstudentin gehörte. Er machte vor Staunen den Mund auf und fluchte abermals. Alles hätte er erwartet, aber das nicht.

»Shani ...« Er schüttelte den Kopf. »Dass mich doch ...«

»Ohne Kommentare, bitte schön.« Der Hexer setzte sich im Bett auf. Shani aber bedeckte sich, zog die Decke bis an die Stupsnase hoch.

»Nun komm schon rein.« Geralt langte nach der Hose. »Wenn du durchs Fenster hereinkommst, muss die Sache wichtig sein. Denn wenn sie nicht wichtig ist, werfe ich dich sofort durch dieses Fenster hinaus.«

Rittersporn kletterte vom Fensterbrett und riss die restlichen Zwiebeln mit. Er zog mit dem Fuß einen Schemel heran und setzte sich. Der Hexer hob Shanis Kleidung und die eigene vom Fußboden auf. Er machte kein besonders frohes Gesicht. Schweigend zog er sich an. Die Medizinstudentin versteckte sich hinter seinem Rücken und mühte sich mit dem Hemd ab. Der Dichter betrachtete sie dreist und suchte im Geiste nach Vergleichen und Reimen für die im Lichte der Öllampe goldfarbene Haut und die Form der kleinen Brüste.

»Was ist los, Rittersporn?« Der Hexer schloss die Schnallen der Stiefel. »Rede.«

»Pack deine Sachen«, antwortete der Dichter trocken. »Du musst dringend abreisen.«

»Wie dringend?«

»Ungewöhlich dringend.«

»Shani ...« Geralt räusperte sich. »Shani hat mir von den Spitzeln erzählt, die dir auf den Fersen waren. Du hast sie abgehängt, soweit ich verstehe?«

»Nichts verstehst du.«

»Rience?«

»Schlimmer.«

»Dann verstehe ich wirklich nichts ... Die Redanier? Dreiberg? Dijkstra?«

»Du hast es erraten.«

»Das ist noch kein Grund ...«

»Das ist durchaus ein Grund«, unterbrach ihn Rittersporn. »Es geht ihnen nicht mehr um Rience, Geralt. Es geht ihnen um das Mädchen und um Yennefer. Dijkstra will wissen, wo sie sind. Er wird dich zwingen, es ihm zu verraten. Verstehst du jetzt?«

»Jetzt ja. Verschwinden wir also. Wir werden das Fenster nehmen müssen?«

»Unbedingt. Shani? Kommst du zurecht?«

Die Studentin zog ihre Kleidung enger zusammen. »Das ist nicht das erste Fenster in meinem Leben.«

»Das dachte ich mir.« Der Dichter betrachtete sie aufmerksam und erwartete eine Röte in ihrem Gesicht zu sehen, die sich als Reim und Metapher gut machen würde. Er hatte sich getäuscht. Fröhlichkeit in den braunen Augen und ein freches Lächeln war alles, was er sah.

Auf dem Fensterbrett landete lautlos eine große graue Eule. Shani schrie leise auf. Geralt griff nach dem Schwert.

»Sei nicht albern, Philippa«, sagte Rittersporn.

Die Eule verschwand, an ihrer Stelle erschien Philippa Eilhart in einer wenig eleganten Hocke. Die Zauberin sprang sofort in die Kammer, strich sich Haare und Kleidung glatt.

»Guten Abend«, sagte sie kalt. »Stell mich vor, Rittersporn.«

»Geralt von Riva. Shani von der Medizin. Und diese Eule, die mir so schlau nachgeflogen ist, ist gar keine Eule. Es ist Philippa Eilhart vom Rat der Zauberer, gegenwärtig im Dienste König Wisimirs, die Zierde des Hofes in Dreiberg. Schade, dass wir hier nur einen Stuhl haben.«

»Der genügt vollauf.« Die Zauberin setzte sich auf den von dem Troubadour freigemachten Hocker, ließ einen eindringlichen Blick über die Anwesenden schweifen, ihn etwas länger auf Shani verweilen. Zu Rittersporns Überraschung wurde die Studentin plötzlich rot.

»Im Grunde betrifft der Anlass meines Hierseins ausschließlich Geralt von Riva«, begann Philippa nach einem Moment. »Mir ist jedoch bewusst, dass es unhöflich wäre, jemanden hinauszubitten, daher ...«

»Ich kann gehen«, sagte Shani unsicher.

»Kannst du nicht«, murmelte Geralt.

»Niemand kann das, bis die Situation geklärt ist. Nicht wahr, Frau Eilhart?«

»Für dich Philippa.« Die Zauberin lächelte.

»Lassen wir die Förmlichkeiten weg. Und niemand braucht hier hinauszugehen, mich stört niemandes Anwesenheit. Höchstens überrascht sie mich, aber nun ja, das Leben ist eine ununterbrochene Kette von Überraschungen ... wie eine von meinen Bekannten zu sagen pflegt ... Wie unsere gemeinsame Bekannte zu sagen pflegt, Geralt. Du studierst Medizin, Shani? Welches Semester?«

»Das sechste«, murmelte das Mädchen.

»Ach« – Philippa Eilhart schaute nicht sie an, sondern den Hexer –, »siebzehn Jahre, was für ein schönes Alter. Yennefer würde viel darum geben, wieder siebzehn zu sein. Was meinst du, Geralt? Übrigens, ich werde sie bei Gelegenheit fragen.«

Der Hexer grinste unangenehm. »Ich zweifle nicht daran. Auch nicht, dass du die Frage mit Kommentaren anreichern wirst. Und ich zweifle nicht, dass dir das mächtig Spaß machen wird. Und jetzt komm bitte zur Sache.«

»Richtig.« Die Zauberin nickte und wurde ernst. »Es ist höchste Zeit. Und Zeit hast du nicht allzu viel. Rittersporn hat dir sicherlich schon gesagt, dass Dijkstra plötzlich Lust bekommen hat, sich mit dir zu treffen und über den Aufenthaltsort eines gewissen Mädchens zu reden. Dijkstra hat diesbezüglich Befehle von König Wisimir, also nehme ich an, dass er sich große Mühe geben wird, diesen Ort in Erfahrung zu bringen.«

»Klar. Danke für die Warnung. Nur eins wundert mich ein wenig. Du sagst, dass Dijkstra Befehle vom König hat. Und du hast keine erhalten? Immerhin hast du einen prominenten Platz in Wisimirs Rat.«

»Gewiss.« Die Zauberin überhörte den Spott.

»Habe ich. Und ich nehme meine Pflichten ernst, die darin bestehen, den König vor Fehlern zu warnen. Manchmal, wie im gegebenen Fall, kann ich dem König nicht einfach sagen, dass er im Begriff ist, einen Fehler zu machen, und ihm von einer übereilten Handlung abraten. Ich muss stattdessen dafür sorgen, dass er die falsche Tat unmöglich begehen kann. Verstehst du mich?«

Der Hexer nickte bestätigend. Rittersporn fragte sich, ob er wirklich verstand. Denn er wusste, dass Philippa log wie gedruckt.

»Ich sehe also«, sagte Geralt langsam und bewies damit, dass er sehr wohl verstanden hatte, »dass der Rat der Zauberer sich ebenfalls für meinen Schützling interessiert. Die Zauberer möchten wissen, wo sich mein Mündel befindet. Und sie wollen sie finden, ehe Wisimir oder sonst jemand es tut. Warum, Philippa? Was ist an meinem Mündel, dass es so viel Interesse erweckt?«

Die Augen der Zauberin verengten sich. »Das weißt du nicht?«, zischte sie. »So wenig weißt du von deinem Mündel? Ich will keine übereilten Schlussfolgerungen ziehen, aber so eine Unwissenheit scheint darauf hinzudeuten, dass deine Qualifikation als Beschützer gleich null ist. In der Tat wundert mich, dass du derart unwissend und schlecht informiert dich überhaupt entschlossen hast, die Vormundschaft zu übernehmen. Mehr noch – du hast dich entschlossen, das Recht der Vormundschaft anderen wegzunehmen, jenen, die sowohl die Qualifikation als auch das Recht dazu haben. Hüte dich, Geralt, dass dich der Hochmut nicht ins Verderben stürzt. Hüte dich. Und hüte dieses Kind, zum Teufel! Hüte das Mädchen wie deinen Augapfel! Und wenn du es selbst nicht kannst, bitte andere darum!«

Einen Augenblick lang glaubte Rittersporn, der Hexer werde die Rolle erwähnen, die Yennefer übernommen hatte. Er riskierte dabei nichts und hätte Philippa die Argumente genommen. Doch Geralt schwieg. Der Dichter konnte sich denken, warum. Philippa wusste alles. Philippa warnte. Und der Hexer hatte die Warnung verstanden.

Rittersporn konzentrierte sich darauf, ihre Augen und Gesichter zu beobachten, und fragte sich, ob die beiden nicht früher einmal eine Beziehung gehabt hatten. Rittersporn wusste, dass derlei mit Worten und Andeutungen zwischen dem Hexer und Zauberinnen geführten Zweikämpfe, die von der gegenseitigen Faszination zeugten, oft genug im Bett endeten. Doch wie üblich brachte die Beobachtung kein Ergebnis. Um zu erfahren, ob der Hexer eine Beziehung mit jemandem hatte, gab es nur ein Mittel – man musste im richtigen Moment zum Fenster hereinkommen.

»Vormundschaft«, fuhr die Zauberin nach einer Weile fort, »heißt, dass man die Verantwortung für die Sicherheit eines Wesens übernimmt, das diese Sicherheit nicht selbst zu erlangen vermag. Wenn du deinen Schützling zu Schaden kommen lässt ... Wenn ihr etwas zustößt, dann fällt die Verantwortung auf dich, Geralt. Auf dich allein.«

»Ich weiß.«

»Ich fürchte, du weißt immer noch zu wenig.«

»Dann kläre mich auf. Wieso wollen mich plötzlich so viele Leute von der Last der Verantwortung befreien, reißen sich darum, meine Verpflichtungen zu übernehmen und meinen Zögling unter ihren Schutz zu stellen? Was will der Rat der Zauberer von Ciri? Was wollen Dijkstra und König Wisimir von ihr, was die Temerier? Was will ein gewisser Rience von ihr, der in Sodden und Temerien schon drei Menschen ermordet hat, die vor zwei Jahren Kontakt mit mir und dem Mädchen hatten? Der um ein Haar Rittersporn ermordert hätte, als er versuchte, Informationen aus ihm herauszuholen? Wer ist dieser Rience, Philippa?«

»Ich weiß es nicht«, sagte die Zauberin. »Ich weiß nicht, wer dieser Rience ist. Aber genau wie du würde ich es sehr gern erfahren.«

»Hat dieser Rience«, ließ sich unverhofft Shani vernehmen, »im Gesicht eine Narbe von einer Verbrennung dritten Grades? Wenn ja, dann weiß ich, wer er ist. Und ich weiß, wo er ist.«

In der Stille, die eintrat, hörte man die ersten Regentropfen auf der Dachrinne auftreffen.

*Mord ist immer Mord, ungeachtet der Beweggründe und Umstände. Daher sind jene, die morden oder einen Mord vorbereiten, Verbrecher, wer immer sie auch sein mögen: König, Fürst, Marschall oder Richter. Niemand, der Gewalt plant und ausübt, hat das Recht, sich für besser als ein gewöhnlicher Verbrecher zu halten. Denn jegliche Gewalt führt ihrem Wesen nach unweigerlich zum Verbrechen.*

NicodemusdeBoot, *Betrachtungen über das Leben, das Glück und das Wohlergehen*

# 

# Das sechste Kapitel

»Wir wollen keinen Fehler machen«, sagte der König von Redanien, Wisimir, und vergrub die ringgeschmückten Finger im Haar an den Schläfen. »Wir können uns keinen Fehler oder Irrtum leisten.«

Die Versammelten schwiegen. Demawend, der Herrscher Aedirns, saß in einen Sessel gelümmelt da, den Blick auf einen Bierkrug gerichtet, der ihm auf dem Bauch stand. Foltest, Herr über Temerien, Pontar, Mahakam und Sodden, seit kurzem auch Seniorprotektor von Brugge, zeigte allen sein edles Profil, indem er den Kopf zum Fenster hin abwandte. Auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches hatte Henselt Platz genommen, der König von Kaedwen, und ließ den durchdringenden Blick aus seinen kleinen, über dem Räuberbart blitzenden Augen über die Teilnehmer der Beratung wandern. Meve, die Königin von Lyrien, spielte gedankenversunken mit den riesigen Rubinen ihres Halsbandes und verzog von Zeit zu Zeit die schönen, vollen Lippen zu einer vielsagenden Grimasse.

»Wir wollen keinen Fehler machen«, wiederholte Wisimir. »Denn ein Fehler kann uns teuer zu stehen kommen. Machen wir uns fremde Erfahrungen zu Nutze. Als unsere Vorfahren vor fünfhundert Jahren an der Küste landeten, steckten die Elfen auch die Köpfe in den Sand. Wir entrissen ihnen das Land Stückchen für Stückchen, sie aber zogen sich zurück und glaubten immerzu, dies sei die letzte Grenze, weiter würden wir nicht kommen. Seien wir klüger! Denn jetzt sind wir an der Reihe. Jetzt sind wir die Elfen. Nilfgaard steht an der Jaruga, und ich höre hier: ›Soll es doch dort stehen.‹ Ich höre:

›Weiter kommen sie nicht.‹ Aber sie kommen, ihr werdet sehen. Ich wiederhole: Wir wollen nicht den Fehler machen, den die Elfen gemacht haben!«

Gegen die Fensterscheiben klopften Regentropfen, der Wind begann gespenstisch zu heulen. Königin Meve hob den Kopf. Es kam ihr vor, als höre sie Raben und Krähen krächzen. Doch es war nur der Wind. Der Wind und der Regen.

»Vergleiche uns nicht mit den Elfen«, sagte Henselt von Kaedwen. »Mit diesem Vergleich machst du uns Schande. Die Elfen verstanden es nicht, sich zu schlagen, sie sind vor unseren Vorfahren weggelaufen, haben sich in Bergen und Wäldern versteckt. Die Elfen haben unseren Vorfahren kein Sodden beschert. Wir aber haben den Nilfgaardern gezeigt, was es heißt, sich mit uns anzulegen. Mach uns keine Angst mit Nilfgaard, Wisimir, verbreite keine Propaganda. Nilfgaard, sagst du, steht an der Jaruga? Ich aber sage, dass Nilfgaard hinter dem Fluss sitzt wie die Maus im Loch. Denn bei Sodden haben wir ihnen das Rückgrat gebrochen! Wir haben sie militärisch vernichtet, vor allem aber moralisch. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, dass Emhyr var Emreis seinerzeit gegen eine Aggression dieses Ausmaßes war, dass der Angriff auf Cintra das Werk irgendeiner ihm feindselig gesonnenen Fraktion war. Ich nehme an, dass er, wenn er uns hätte besiegen können, applaudiert hätte, Privilegien und Lehen verteilt hätte. Aber nach Sodden stellte sich plötzlich heraus, dass er dagegen war und der Eigensinn der Marschälle an allem schuld ist. Und es fielen Köpfe. Die Schafotte schwammen vor Blut. Das sind sichere Informationen, keine Gerüchte. Acht feierliche Exekutionen, viel mehr bescheidenere Hinrichtungen. Ein paar scheinbar natürliche, aber rätselhafte Todesfälle, reichlich plötzliche Versetzungen in den Ruhestand. Ich sage euch, Emhyr ist in Raserei verfallen und hat praktisch den eigenen Führungskader ausgerottet. Wer also soll jetzt ihre Armeen führen? Die Wachtmeister?«

»Nein, keine Wachtmeister«, sagte Demawend von Aedirn kalt. »Das werden junge und fähige Offiziere tun, die lange auf so eine Gelegenheit gewartet haben und die Emhyr seit langem ausbildet. Diejenigen, die die alten Marschälle nicht an die Führung ließen, denen sie den Aufstieg verbaut hatten. Junge, fähige Heerführer, von denen man schon gehört hat.

Die die Aufstände in Metinna und Nasair niedergeschlagen haben, die in kurzer Zeit die Rebellen in Ebbing aufgerieben haben. Heerführer, die die Rolle von Umfassungsmanövern zu schätzen wissen, von weiten Kavallerievorstößen, blitzartigen Verschiebungen der Infanterie, Anlandungen von See. Die die Taktik konzentrierter Schläge in ausgewählten Richtungen verwenden, die bei der Belagerung von Festungen moderne Technik anstelle unsicherer Magie einsetzen. Man darf sie nicht unterschätzen. Sie brennen darauf, die Jaruga zu überschreiten und zu beweisen, dass sie aus den Fehlern der alten Marschälle gelernt haben.«

»Wenn sie etwas gelernt haben« – Henselt zuckte mit den Schultern –, »dann werden sie die Jaruga nicht überschreiten. Die Flussmündung an der Grenze von Cintra und Verden hat noch immer Ervyll mit seinen drei Festungen unter Kontrolle: Nastrog, Rosrog und Bodrog. Diese Festungen kann man nicht aus der Bewegung heraus erobern, da hilft auch keine moderne Technik. Unsere Flanke wird auch durch die Flotte Ethains von Cidaris gedeckt, dank ihm beherrschen wir die Küste. Auch dank den Piraten von Skellige. Jarl Crach an Craite hat, wie ihr euch erinnert, den Waffenstillstand mit Nilfgaard nicht unterschrieben, er lässt ihnen keine Ruhe, überfällt Küstensiedlungen und Forts in den Provinzen. Die Nilfgaarder haben ihm den Namen Tirth ys Muire gegeben, der Meereber. Sie verwenden ihn als Kinderschreck!«

»Nilfgaarder Kinder zu erschrecken« – König Wisimir lächelte schief –, »garantiert nicht unsere Sicherheit.«

»Nein«, stimmte Henselt zu. »Die garantiert uns etwas anderes. Nämlich, dass Emhyr var Emreis ohne die Herrschaft über Fluss und Küste, mit einer offenen Flanke, nicht imstande sein wird, die Einheiten zu versorgen, die er gern aufs rechte Ufer der Jaruga werfen würde. Was für Eilmärsche, was für Kavallerievorstöße? Lachhaft. Drei Tage, nachdem sie den Fluss überquert hat, wird die Armee steckenbleiben. Die Hälfte belagert die Festungen, der Rest verläuft sich, um zu rauben, Viehfutter und Verpflegung zu suchen. Und wenn ihre berühmte Reiterei schon den Großteil der eigenen Pferde aufgegessen hat, bereiten wir ihnen ein zweites Sodden. Zum Teufel, ich wünschte, sie würden den Fluss überschreiten! Aber keine Angst, sie werden es nicht tun.«

»Angenommen«, sagte Meve von Lyrien plötzlich, »dass sie die Jaruga nicht überschreiten. Angenommen, Nilfgaard wartet einfach ab. Aber lasst uns bedenken, wem das nützt, uns oder ihnen? Wer kann es sich erlauben, tatenlos abzuwarten, und wer nicht?«

»Genau!«, pflichtete ihr Wisimir bei. »Wie üblich spricht Meve wenig, trifft aber ins Schwarze. Emhyr hat Zeit, meine Herren, aber wir haben keine. Seht ihr nicht, was vor sich geht? Nilfgaard hat vor drei Jahren ein Steinchen am Berghang losgetreten und wartet jetzt in aller Ruhe auf die Lawine. Wartet einfach ab, und den Hang rollen immer neue Steine hinab. Denn dieses erste Steinchen schien ein Felsbrocken zu sein, den man nicht bewegen kann. Doch bald zeigte sich, dass man ihn nur anzurühren braucht, um ihn in Bewegung zu bringen, und sofort fanden sich andere, denen eine Lawine gelegen kommt. Von den Blauen Bergen bis nach Bremervoord streifen Elfenkommandos durch die Wälder, das ist schon keine Partisanenguerilla mehr, das ist ein Krieg. Ehe wir’s uns versehen, werden die freien Elfen von Dol Blathanna sich in den Kampf stürzen. In Mahakam sind die Zwerge in Aufruhr, die Dryaden vom Brokilon werden immer dreister. Das ist ein Krieg, ein ausgewachsener Krieg. Ein Krieg im Inneren. Ein Bürgerkrieg. Unserer. Und Nilfgaard wartet ab ... Für wen arbeitet die Zeit, was meint ihr? In den Kommandos der Scioa’tael kämpfen dreißig-, vierzigjährige Elfen. Aber sie werden über dreihundert Jahre alt! Sie haben Zeit, wir nicht!«

»Die Scioa’tael«, räumte Henselt ein, »sind ein wahrer Dorn im Fleische geworden. Sie lähmen mir Handel und Verkehr, terrorisieren die Bauern ... Damit muss Schluss sein!«

»Wenn die Nichtmenschen Krieg wollen, sollen sie ihn haben«, warf Foltest von Temerien ein. »Ich bin immer für Eintracht und Koexistenz eingetreten, aber wenn sie auf eine Kraftprobe aus sind, dann wollen wir sehen, wer stärker ist. Ich bin bereit. In Temerien und Sodden werden wir versuchen, die Eichhörnchen binnen sechs Monaten auszurotten. Diese Länder sind schon einmal von Elfenblut getränkt worden, das unsere Vorfahren vergossen haben. Ich halte das für eine Tragödie, aber ich sehe keinen Ausweg, die Tragödie wird sich wiederholen. Die Elfen müssen befriedet werden.«

»Dein Heer zieht gegen die Elfen, wenn du den Befehl erteilst.« Demawend nickte. »Aber wird es gegen Menschen ziehen? Gegen die Bauern, aus denen du dein Fußvolk rekrutierst? Gegen die Zünfte? Gegen die freien Städte? Als Wisimir von den Scioa’tael sprach, hat er nur einen Stein in der Lawine genannt. Ja, ja, meine Herrschaften, starrt mich nicht so an! In den Dörfen und Städtchen fangen sie schon an zu reden, dass in den von Nilfgaard unterworfenen Ländern die Bauern, Gutsbesitzer und Handwerker besser, freier und wohlhabender leben, dass die Kaufmannsgilden mehr Privilegien haben ... DieNilfgaarderManufakturen überschwemmen uns mit Waren. In Brugge und Verden verdrängt ihre Währung die einheimische. Wenn wir tatenlos dasitzen, werden wir untergehen, zerstritten, in Konflikte verstrickt, mit der Niederschlagung von Rebellionen und Unruhen beschäftigt, nach und nach von Nilfgaarder Wirtschaftshilfe abhängig. Wir werden untergehen, im eigenen engen Winkel erstickt, denn ihr müsst auch verstehen, dass Nilfgaard uns den Weg nach Süden versperrt; wir aber müssen uns entwickeln, müssen expansiv sein, denn sonst werden unsere Enkel hier nicht genug Platz haben!«

Die Versammelten schwiegen. Wisimir von Redanien holte tief Luft, griff nach einem der auf dem Tisch stehenden Kelche, trank lange. Das Schweigen zog sich hin, der Regen trommelte gegen die Fenster, Windstöße heulten und klapperten mit den Fensterläden.

»Alle Scherereien, von denen hier die Rede ist«, sagte Henselt schließlich, »sind das Werk von Nilfgaard. Es sind die Abgesandten von Emhyr, die die Nichtmenschen aufwiegeln, immer mehr Propaganda betreiben und zu Aufständen anstacheln. Sie sind es, die mit Gold um sich werfen und den Zünften und Gilden Privilegien versprechen, den Baronen und Grafen hohe Posten in den Provinzen in Aussicht stellen, die sie anstelle unserer Reiche errichten wollen. Ich weiß nicht, wie es bei euch aussieht, aber in Kaedwen gibt es auf einmal jede Menge Priester, Prediger, Wahrsager und andere beschissene Mystiker, die das Ende der Welt verkünden ...«

»Bei mir ist es genauso«, bestätigte Foltest.

»Verdammt, so viele Jahre lang war Ruhe. Seit der Zeit, da mein Großvater den Priestern gezeigt hat, wo ihr Platz ist, indem er ihre Reihen kräftig lichtete, haben sich die Übrigen nützlichen Beschäftigungen zugewandt. Sie haben Bücher studiert und den Kindern Wissen beigebracht, sich um die Armen, Kranken und Obdachlosen gekümmert. Und sich nicht in die Politik eingemischt. Aber jetzt sind sie plötzlich aufgewacht und schreien dem Pöbel Blödsinn in die Ohren, und der Pöbel hört zu und weiß endlich, warum es ihm so schlecht geht. Ich dulde das, weil ich weniger impulsiv als mein Großvater bin und weniger empfindlich, was meine königliche Autorität und Würde angeht. Was wäre das auch für eine Würde und was für eine Autorität, wenn das Gezeter irgendeines verrückten Fanatikers sie ins Wanken bringen könnte. Aber meine Geduld geht allmählich zu Ende. Neuerdings ist das Hauptthema der Predigten ein Erlöser, der aus dem Süden kommen soll. Aus dem Süden, wohlgemerkt. Von jenseits der Jaruga!«

»Die Weiße Flamme«, murmelte Demawend.

»Es wird kommen die Weiße Kälte und danach das Weiße Licht. Und dann wird die Welt wiedergeboren durch die Weiße Flamme und die Weiße Königin ... Das habe ich auch gehört. Es ist eine Verballhornung der Weissagung von Ithlinne aep Aevenien, der Elfenprophetin. Ich habe einen Pfaffen wegfangen lassen, der auf dem Markt in Vengerberg solches Zeug geschrien hat, und der Henker hat ihn lange höflich gefragt, wie viel Gold der Prophet dafür von Emhyr gekriegt hat ... Aber der Prediger faselte immer nur von der Weißen Flamme und der Weißen Königin ... bis zum Schluss.«

»Vorsichtig, Demawend.« Wisimir verzog das Gesicht. »Mach keine Märtyrer, denn genau darum geht es Emhyr. Fang die Nilfgaarder Agenten, aber die Priester darfst du nicht anrühren, die Folgen können unabsehbar sein. Sie haben beim Volk immer noch Einfluss und Achtung. Ich habe genug Probleme mit den Eichhörnchen, als dass ich Aufstände in den Städtchen oder Bauernkriege riskieren könnte.«

»Zum Teufel!«, platzte Foltest heraus. »Dieses tun wir nicht, jenes riskieren wir nicht, das dürfen wir nicht ... Haben wir uns dazu versammelt, um darüber zu reden, was wir nicht tun können? Hast du uns dazu hierher nach Hagge kommen lassen, Demawend, dass wir uns ausweinen und über unsere Schwäche und Ohnmacht jammern? Schreiten wir doch endlich zur Tat! Wir müssen etwas tun! Wir müssen Schluss machen mit dem, was vorgeht!«

»Das schlage ich schon die ganze Zeit vor.« Wisimir straffte sich. »Ich schlage ja gerade vor, etwas zu tun.«

»Was?«

»Was können wir tun?«

Wieder breitete sich Schweigen aus. Der Wind pfiff, die Fensterläden schlugen gegen die Schlossmauer.

»Warum«, fragte Meve plötzlich, »schauen alle mich an?«

»Wir sind von deiner Schönheit gefesselt«, murmelte Henselt.

»Das auch«, sprang ihm Wisimir bei. »Meve, wir alle wissen, dass du aus jeder Lage einen Ausweg zu finden vermagst. Du hast weibliche Intuition, bist eine kluge Frau ...«

»Hör auf, mir zu schmeicheln.« Die Königin von Lyrien faltete die Hände auf dem Schoß, betrachtete die dunkel gewordenen Gobelins mit den Jagdszenen. Jagdhunde, im Sprung gestreckt, reckten die Schnauzen zu den Flanken eines fliehenden weißen Einhorns hin. Nie im Leben habe ich ein lebendiges Einhorn gesehen, dachte Meve. Niemals. Und ich werde wohl auch keins mehr sehen.

»Die Lage, in der wir uns befinden«, sagte sie nach einer Weile und riss den Blick von dem Wandteppich los, »erinnert mich an solche langen Winterabende im Schloss von Riva. Damals lag immer etwas in der Luft. Mein Mann dachte darüber nach, wie er sich an die nächste Hofdame heranmachen könnte. Der Marschall rechnete sich aus, wie er einen Krieg anzetteln könnte, in dem er Ruhm ernten würde. Der Zauberer stellte sich vor, er sei der König. Das Gesinde wollte nicht dienen, der Narr war traurig, trübsinnig und entsetzlich langweilig, die Hunde heulten vor Melancholie, die Katzen schliefen und pfiffen auf die Mäuse, die auf dem Tisch herumliefen. Alle warteten auf etwas. Alle schauten mich unter gesenkten Brauen hervor an. Und ich ... Ich hab ihnen damals ... Hab’s ihnen gezeigt. Ich habe ihnen gezeigt, wozu ich imstande bin, dass die Wände wackelten und die Bären in der Gegend in ihren Höhlen erwachten. Und augenblicklich waren die dummen Gedanken wie weggeblasen. Plötzlich wussten alle, wer hier das Sagen hat.«

Niemand gab Antwort. Der Wind begann lauter zu heulen. Die Wachposten auf den Mauern riefen einander voller Unlust an. Das Trommeln der Tropfen an den bleigefassten Fensterscheiben ging in ein Stakkato über.

»Nilfgaard schaut zu und wartet ab«, fuhr Meve langsam fort, während sie mit ihrem Halsschmuck spielte. »Nilfgaard beobachtet.

Etwas liegt in der Luft, in vielen Köpfen entstehen dumme Gedanken. Zeigen wir also allen, wozu wir imstande sind. Zeigen wir, wer hier wirklich König ist. Lassen wir die Mauern des in Winterstarre verfallenen Schlosses erbeben!«

»Die Eichhörnchen ausmerzen«, sagte Henselt rasch. »Eine große gemeinsame Militäroperationbeginnen.Den Nichtmenschen ein Blutbad bereiten. Dass Pontar, Gwenllech und Buina von den Quellen bis zu den Mündungen voll sind vom Elfenblut!«

»Mit einer Strafexpedition die freien Elfen von Dol Blathanna an die Kandare nehmen«, fügte Demawend mit gerunzelter Stirn hinzu. »Eine Interventionsarmee nach Mahakam entsenden. Endlich Ervyll von Verden erlauben, dass er sich die Dryaden im Brokilon vornimmt. Ja, ein Blutbad! Und die Überlebenden ab in Reservationen!«

»Crach an Craite gegen die Küste von Nilfgaard in Marsch setzen«, griff Wisimir den Faden auf. »Ihn mit der Flotte Ethains von Cidaris verstärken – sollen sie von der Jaruga bis nach Ebbing alles in Flammen setzen! Eine Machtdemonstration ...«

»Das reicht nicht.« Foltest schüttelte den Kopf.

»Das reicht alles nicht. Wir müssen ... Ich weiß, was wir müssen.«

»So rede doch!«

»Cintra.«

»Was?«

»Den Nilfgaardern Cintra abnehmen. Wir überschreiten die Jaruga, schlagen als Erste zu. Jetzt, da sie es nicht erwarten. Wir werfen sie wieder hinter Marnadal zurück.«

»Und wie? Eben erst haben wir davon gesprochen, dass eine Armee die Jaruga nicht überqueren kann ...«

»Eine aus Nilfgaard. Aber wir haben den Fluss unter Kontrolle. Wir haben die Mündung in der Hand, die Versorgungswege, wir haben eine Flanke, die von Skellige, Cidaris und den Festungen in Verden gedeckt wird. Für Nilfgaard ist es eine erhebliche Anstrengung, vierzig-, fünfzigtausend Mann über den Fluss zu werfen. Wir können viel mehr ans linke Ufer bringen. Sperr nicht den Mund auf, Wisimir. Du wolltest etwas, das Schluss macht mit dem Abwarten? Etwas Spektakuläres? Etwas, das wieder richtige Könige aus uns macht? Dieses Etwas ist Cintra. Cintra wird uns festigen, denn Cintra ist ein Symbol. Denkt an Sodden! Ohne das Gemetzel in der Stadt und Calanthes Märtyrertod hätte es damals solch einen Sieg nicht gegeben. Die Kräfte waren gleich, niemand hat damit gerechnet, dass wir sie derart zerschmettern würden. Aber unsere Truppen sind ihnen wie die Wölfe an die Gurgel gegangen, wie tollwütige Hunde, um die Löwin von Cintra zu rächen. Und es gibt welche, deren Wut sich auf dem Schlachtfeld von Sodden nicht erschöpft hat. Denkt an Crach an Craite, den Meereber!«

»Das ist wahr.« Demawend nickte. »Crach hat Nilfgaard blutige Rache geschworen. Für Eist Tuirseach, der in Marnadal erschlagen wurde. Und für Calanthe. Wenn wir das linke Ufer angreifen, wird uns Crach mit der ganzen Macht von Skellige unterstützen. Bei den Göttern, das könnte gelingen! Ich unterstütze Foltest! Wir wollen nicht warten, sondern als Erste zuschlagen, Cintra befreien, die Hundesöhne über den Amellpass jagen!«

»Gemach«, knurrte Henselt. »Beeilt euch nicht so, den Löwen am Barte zu zupfen, denn das ist noch kein toter Löwe. Dies zum einen. Zum anderen, wenn wir als Erste zuschlagen, geraten wir in die Rolle der Angreifer. Wir brechen den Waffenstillstand, den wir selbst besiegelt haben. Dann wird uns Niedamir mit seiner Liga nicht unterstützen, auch nicht Esterad Thyssen. Ich weiß nicht, wie sich Ethain von Cidaris verhalten wird. Gegen einen Angriffskrieg werden sich unsere Zünfte sperren, die Kaufleute, der Adel ... Und vor allem die Zauberer. Vergesst die Zauberer nicht!«

»Die Zauberer werden keinen Angriff auf das linke Ufer unterstützen«, bestätigte Wisimir.

»Der Waffenstillstand war das Werk des Vilgefortz von Roggeveen. Es ist bekannt, dass seinen Plänen zufolge der Waffenstillstand schrittweise in einen dauerhaften Frieden übergehen sollte. Vilgefortz wird keinen Krieg unterstützen. Und das Kapitel, könnt ihr mir glauben, wird tun, was Vilgefortz will. Nach Sodden ist er die Nummer eins im Kapitel, da können andere Magier sagen, was sie wollen, die erste Geige spielt Vilgefortz.«

»Vilgefortz, Vilgefortz«, entrüstete sich Foltest. »Der ist uns zu groß geworden, dieser Magier. Ich bin es allmählich leid, die Pläne von Vilgefortz und des Kapitels zu berücksichtigen, Pläne, die ich übrigens nicht kenne und nicht verstehe. Aber auch dagegen gibt es ein Mittel, meine Herren. Wenn nun Nilfgaard eine Aggression verüben würde? Zum Beispiel in Dol Angra? Auf Aedirn und Lyrien? Das könnten wir irgendwie deichseln ... inszenieren ... Eine kleine Provokation ... Ein Grenzzwischenfall, den sie verschuldet haben? Sagen wir, ein Angriff auf ein Grenzfort? Natürlich werden wir bereit sein, wir werden entschlossen und machtvoll reagieren, mit der vollständigen Billigung aller anderen, sogar von Vilgefortz und dem ganzen übrigen Kapitel. Und dann, wenn Emhyr var Emreis den Blick von Sodden und dem Flussland abwendet, werden sich die Cintrier ihres Landes erinnern. Die Emigranten und Flüchtlinge, die sich in Brugge unter der Führung von Vissegerd sammeln. Es sind an die achttausend Leute unter Waffen. Kann es eine bessere Speerspitze geben? Sie leben in der Hoffnung, das Land wiederzugewinnen, aus dem sie fliehen mussten. Sie brennen auf den Kampf. Sie sind bereit, gegen das linke Ufer loszuschlagen. Sie warten nur auf das Losungswort.«

»Auf das Losungswort«, bestätigte Meve, und auf das Versprechen, dass man sie unterstützt. Denn achttausend Mann erledigt Emhyr mit den Grenzgarnisonen, er braucht nicht einmal Verstärkung herbeizuschaffen. Vissegerd weiß das genau, er wird sich nicht regen, so lange er keine Gewissheit hat, dass hinter ihm deine Truppen, Foltest, auf dem linken Ufer landen, verstärkt durch redanische Einheiten. Aber vor allem wartet Vissegerd auf das Löwenjunge von Cintra. Die Enkelin der Königin hat das Gemetzel anscheinend überlebt. Jemand soll sie unter den Flüchtlingen gesehen haben, aber später ist das Kind auf rätselhafte Weise verschwunden. Die Emigranten suchen es angestrengt ... Denn sie brauchen für den wiedergewonnenen Thron Cintras jemanden von königlichem Geblüt. Von Calanthes Blut.«

»Unsinn«, sagte Foltest kalt. »Es sind über zwei Jahre vergangen. Wenn sich das Kind bisher nicht angefunden hat, dann heißt das, es ist tot. Diese Legende können wir vergessen. Calanthe gibt es nicht mehr, es gibt kein Löwenjunges, kein königliches Blut, dem der Thron gebührt. Cintra ... wird nie mehr das sein, was es zu Lebzeiten der Löwin war. Vissegerds Emigranten darf man das natürlich nicht sagen.«

»Du wirst also die cintrischen Emigranten in den Tod schicken?« Meve kniff die Augen zusammen. »In der vordersten Linie? Ohne ihnen zu sagen, dass Cintra lediglich als Vasallenstaat wiederauferstehen kann, unter deiner Oberherrschaft? Du schlägst uns allen vor, Cintra anzugreifen ... für dich? Du hast dir Sodden und Brugge unterworfen, schielst nach Verden ... Und gelüstet es dich nach Cintra, ja?«

»Gib es zu, Foltest«, knurrte Henselt. »Hat Meve recht? Stachelst du uns deswegen zu diesem Abenteuer an?«

»Gebt Ruhe.« Der Herrscher Temeriens verzog das edle Gesicht, winkte zornig ab.

»Macht aus mir keinen Eroberer, dem ein Weltreich vorschwebt. Worum geht es euch? Um Sodden und Brugge? Ekkehard von Sodden war der Halbbruder meiner Mutter. Wundert es euch, dass nach seinem Tode die Freien Stände mir, seinem Verwandten, die Krone angeboten haben? Blut ist dicker als Wasser! Und Venzlav von Brugge hat mir den Lehenseid geschworen, aber ohne Zwang! Er hat es getan, um das Land zu retten! Denn bei schönem Wetter sieht er die Spitzen der Nilfgaarder Lanzen am linken Ufer der Jaruga blitzen!«

»Genau von diesem linken Ufer reden wir«, zischte die Königin von Lyrien. »Von dem Ufer, das wir angreifen sollen. Aber das linke Ufer heißt Cintra. Das zerstörte, niedergebrannte, verwüstete, dezimierte, okkupierte ... aber immer noch Cintra. Die Cintrier werden dir keine Krone anbieten, Foltest, und keinen Lehnseid schwören. Blut ist dicker als Wasser!«

»Cintra, wenn wir es ... wenn wir es befreien, muss Cintra unser gemeinsames Schutzgebiet werden«, erklärte Demawend von Aedirn.

»Cintra ist die Jarugamündung, ein zu wichtiger strategischer Punkt, als dass wir uns erlauben könnten, die Kontrolle darüber zu verlieren.«

»Es muss ein freies Land sein«, widersprach Wisimir. »Frei, unabhängig und stark. Ein Land, das ein eisernes Tor ist, eine Bastion des Nordens, kein Streifen verbrannter Erde, auf dem die Nilfgaarder Reiterei Schwung holen kann!«

»Kann man so ein Cintra wieder aufbauen? Ohne Calanthe?«

»Ereifere dich nicht, Foltest.« Meve schürzte die Lippen. »Ich habe dir schon gesagt, die Cintrier werden niemals ein Protektorat akzeptieren, auch kein fremdes Blut auf dem Thron. Wenn du versuchst, dich ihnen als Oberherr aufzuzwingen, kehrt sich die Lage um.Vissegerdwird abermals Kampfabteilungen organisieren, diesmal aber unter dem Schirm Emhyrs. Und eines schönen Tages werden diese Einheiten gegen uns ziehen – als Vorhut der Nilfgaarder Sturmtruppen. Als Speerspitze, wie du dich vor kurzem bildlich ausgedrückt hast.«

»Foltest weiß das«, fauchte Wisimir.

»Deswegen lässt er eifrig nach dem Löwenjungen suchen, der Enkelin Calanthes. Versteht ihr nicht? Blut ist dicker als Wasser, eine Krone kann man erheiraten. Er braucht nur das Mädchen zu finden und es zur Heirat zu zwingen ...«

»Hast du den Verstand verloren?« Fast hätte sich der König Temeriens verschluckt. »Das Löwenjunge lebt nicht! Ich suche dieses Mädchen überhaupt nicht, und wenn ich ... Es ist mir nicht einmal in den Sinn gekommen, sie zu etwas zu zwingen ...«

»Du brauchtest sie nicht zu zwingen«, unterbrach ihn Meve mit einem freundlichen Lächeln. »Du bist immer noch ein ansehnliches Mannsbild, Verwandter. Und das Löwenjunge hat das Blut Calanthes in den Adern. Ein sehr heißes Blut. Ich kannte Cali, als sie jung war. Wenn sie einen Burschen erblickte, dann zappelte sie derart mit den Beinen – wenn man Zunder untergelegt hätte, wäre sie in Flammen aufgegangen. Ihre Tochter Pavetta, die Mutter des Löwenjungen, war vom selben Schlage. Da ist das Löwenjunge sicherlich auch nicht weit vom Stamm gefallen. Ein bisschen Mühe, Foltest, und das Mädchen würde sich nicht lange sperren. Darauf rechnest du doch? Gib’s zu.«

»Klar rechnet er darauf.« Demawend lachte dröhnend. »Ein schlaues Plänchen hat sich unser König ausgedacht! Wir greifen das linke Ufer an, und ehe wir’s uns versehen, findet unser Foltest sie und erobert das Jungfernherzchen; er bekommt eine junge Frau, die er auf den Thron von Cintra setzt, und das Volk dort wird vor Glück und Freude weinen. Denn sie kriegen ja ihre Königin, Blut vom Blute und Bein vom Beine Calanthes. Sie kriegen eine Königin ... nur eben zusammen mit einem König. König Foltest.«

»Ihr faselt vielleicht einen Schwachsinn!«, brüllte Foltest und wurde abwechelnd rot und blass. »Was bildet ihr euch ein? Was ihr da redet, hat nicht die Spur von Sinn!«

»Es hat eine Menge Sinn«, sagte Wisimir trocken. »Denn ich weiß, dass jemand dieses Kind intensiv sucht. Wer, Foltest?«

»Das liegt auf der Hand! Vissegerd und die Cintrier!«

»Nein, sie sind es nicht. Jedenfalls nicht nur sie. Es ist noch jemand. Jemand, dessen Weg von Leichen gesäumt ist. Jemand, der nicht vor Erpressung, Bestechung und Folter zurückschreckt ... Wenn wir schon einmal dabei sind: Steht ein Herr namens Rience bei einem von euch im Dienst? Ha, ich sehe an euren Mienen, dass dem entweder nicht so ist oder ihr es nicht zugeben wollt, was auf dasselbe hinausläuft. Ich wiederhole: Nach der Enkelin von Calanthe wird gesucht, und zwar auf eine Weise, die zu denken gibt. Wer sucht nach ihr, frage ich?«

»Verdammt!« Foltest hieb mit der Faust auf den Tisch. »Das bin nicht ich! Es fällt mir nicht im Traum ein, wegen irgendeines Thrones irgendein Kind zu heiraten! Ich bin ja ...«

»Du bist ja seit vier Jahren heimlich mit der Baronin La Valette liiert.« Wieder lächelte Meve. »Ihr liebt euch wie zwei Täubchen, wartet, dass der alte Baron endlich das Zeitliche segnet. Was guckst du so? Alle wissen das. Wofür, glaubst du, bezahlen wir unsere Spione? Aber für den Thron von Cintra, Verwandter, würde so mancher König sein privates Glück opfern ...«

»Moment.« Henselt fuhr sich knisternd mit den Fingern durch den Bart. »So mancher König, sagt ihr. Dann lasst doch Foltest erst einmal in Ruhe. Es gibt noch andere. Seinerzeit wollte Calanthe ihre Enkelin dem Sohn Ervylls von Verden geben. Ervyll kann es ebenso nach Cintra gelüsten. Und nicht nur ihn ...«

»Hmm«, murmelte Wisimir. »Das ist wahr. Ervyll hat drei Söhne ... Und was wäre zu den hier Anwesenden zu sagen, die gleichfalls Nachkommen männlichen Geschlechts haben? Na? Meve? Du wirst uns doch nicht Sand in die Augen streuen?«

»Mich könnt ihr ausschließen.« Die Königin von Lyrien lächelte noch freundlicher.

»Freilich geistern irgendwo auf der Welt zwei erwachsene Sprösslinge von mir herum ... die Früchte seligen Vergessens ... Wenn man sie nicht inzwischen aufgehängt hat. Ich glaube kaum, dass einer von ihnen plötzlich König werden will. Sie hatten dazu weder die Veranlagung noch die Neigung. Sie waren beide sogar noch dümmer als ihr Vater, er ruhe in Frieden. Wer meinen verstorbenen Mann gekannt hat, weiß, was das heißt.«

»In der Tat«, stimmte der König von Redanien zu. »Ich habe ihn gekannt. Die Söhne sind wirklich dümmer? Verdammt, ich dachte, noch dümmer geht es nicht ... Entschuldige, Meve ...«

»Nicht der Rede wert, Wisimir.«

»Wer hat noch Söhne?«

»Du, Henselt.«

»Mein Sohn ist verheiratet!«

»Und wozu gibt es Gift? Für den Thron von Cintra, wie jemand hier so treffend gesagt hat, würde so mancher sein privates Glück opfern. Es würde sich lohnen!«

»Ich verbitte mir derlei Unterstellungen! Und ich weise sie zurück! Andere haben auch Söhne!«

»Niedamir von Hengfors hat zwei. Und selber ist er Witwer. Und nicht alt. Vergesst auch nicht Esterad Thyssen von Kovir.«

Wisimir schüttelte den Kopf. »Die würde ich ausschließen. Die Liga von Hengfors und Kovir planen dynastische Verbindungen miteinander. Cintra und der Süden interessieren sie nicht. Hmm ... Aber Ervyll von Verden ... Der hat es nicht weit.«

»Es gibt jemanden, der es auch gar nicht weit hat«, bemerkte Demawend plötzlich.

»Wer?«

»Emhyr var Emreis. Er ist nicht verheiratet. Und er ist jünger als du, Foltest.«

»Teufel aber auch.« Der König von Redanien runzelte die Stirn. »Wenn das wahr wäre ... Emhyr würde uns am ausgestreckten Arm verhungern lassen. Klar, das Volk und der Adel von Cintra folgen immer dem Blut Calanthes. Könnt ihr euch vorstellen, was wäre, wenn Emhyr das Löwenjunge fände? Verdammt, das hat uns gerade noch gefehlt! Königin von Cintra und Kaiserin von Nilfgaard!«

»Kaiserin!«, schnaubte Henselt. »Jetzt übertreibst du aber wirklich, Wisimir. Was soll Emhyr mit dem Mädchen, wozu sollte er heiraten? Um den Thron von Cintra zu erlangen? Cintra hat er schon! Er hat das Land unterworfen und eine Provinz von Nilfgaard daraus gemacht! Er sitzt mit dem ganzen Arsch auf dem Thron und hat immer noch Platz, um sich umzudrehen!«

»Erstens«, merkte Foltest an, »hält Emhyr Cintra mit dem Recht, genauer gesagt, mit dem Unrecht des Aggressors. Wenn er das Mädchen hätte und heiraten würde, könnte er legal herrschen. Verstehst du? Ein durch eine Ehe mit dem Blute Calanthes verbundenes Nilfgaard wäre kein Eroberer mehr, gegen den der ganze Norden die Zähne bleckt. Es wäre ein Nachbar, mit dem man rechnen muss. Wie willst du so ein Nilfgaard hinter Marnadal, hinter den Amellpass zurückwerfen? Indem du ein Königreich angreifst, auf dessen Thron rechtmäßigerweise das Löwenjunge sitzt, die Enkelin der Löwin von Cintra? Verflucht! Ich weiß nicht, wer nach diesem Kind sucht. Ich habe es nicht gesucht. Aber ich teile euch mit, dass ich jetzt damit anfangen werde. Ich bin noch immer der Ansicht, dass das Löwenjunge nicht am Leben ist, aber wir dürfen kein Risiko eingehen. Wie sich zeigt, ist das eine gar zu wichtige Person. Wenn sie überlebt hat, müssen wir sie finden!«

»Wollen wir gleich festlegen, wem wir sie zur Frau geben, wenn wir sie finden?« Henselt verzog das Gesicht. »So etwas sollte man nicht dem Zufall überlassen. Wir könnten sie freilich den Partisanen Vissegerds als Standarte überlassen, sollen sie sie an einer langen Stange festbinden und vor sich hertragen, wenn sie aufs andere Ufer vorstoßen. Aber wenn das wiedergewonnene Cintra uns allen nützen soll ... Ihr wisst doch wohl, was ich meine? Wenn wir Nilfgaard angreifen und Cintra gewinnen, könnten wir das Löwenjunge auf den Thron setzen. Aber das Löwenjunge kann nur *einen* Ehemann haben. Einen, der unsere Interessen an der Jarugamündung vertritt. Wer von den Anwesenden bewirbt sich?«

»Ich nicht«, spottete Meve. »Ich verzichte auf dieses Privileg.«

»Ich aber würde Abwesende nicht ausschließen«, sagte Demawend ernsten Tones. »Weder Ervyll noch Niedamir, noch die Thysseniden. Und einer wie Vissegerd, solltet ihr bedenken, kann uns überraschen und von der an einer langen Stange befestigten Standarte unerwarteten Gebrauch machen. Habt ihr schon von morganatischen Ehen gehört? Vissegerd ist alt und hässlich wie ein Kuhfladen, aber wenn man das Löwenjunge mit Auszügen aus Absinth und Damiana abfüllt, kann es sich überraschend in ihn verlieben! Ist für einen König Vissegerd, meine Herrschaften, Platz in euren Plänen?«

»Nein«, murmelte Foltest. »In meinen nicht.«

»Hmm ...« Wisimir zögerte. »In meinen auch nicht. Vissegerd ist ein Werkzeug, kein Partner; diese und keine andere Rolle hat er in unseren Plänen für einen Angriff auf Nilfgaard zu spielen. Außerdem – wenn derjenige, der so eifrig nach dem Löwenjungen sucht, Emhyr var Emreis ist, dürfen wir kein Risiko eingehen.«

»Auf gar keinen Fall«, bekräftigte Foltest.

»Das Löwenjunge darf Emhyr nicht in die Hände fallen. Es darf niemandem ... in die falschen Hände ... Lebendig.«

»Kindermord?« Meve runzelte die Stirn. »Eine unschöne Lösung, meine Herren Könige. Unwürdig. Und wohl unnötig drastisch. Lasst uns erst das Mädchen finden, denn noch haben wir sie nicht. Und wenn wir sie haben, gebt sie mir. Ich stecke sie zwei Jahre lang in irgendein Bergkastell, verheirate sie mit einem meiner Ritter. Wenn ihr sie wiederseht, wird sie schon zwei Kinder und soo einen Bauch haben.«

»Oder, wenn ich richtig rechne, mindestens drei potentielle spätere Prätendenten und Usurpatoren?« Wisimir schüttelte den Kopf.

»Nein, Meve. Es ist in der Tat nicht schön, aber wenn das Löwenjunge überlebt hat, muss es jetzt sterben. Staatsräson. Meine Herren?«

Der Regen schlug gegen die Fenster. Zwischen den Türmen des Schlosses von Hagge heulte der Wind.

Die Könige schwiegen.

»Wisimir, Foltest, Demawend, Henselt und Meve«, wiederholte der Marschall. »Sie haben sich zu einer geheimen Beratung im Schloss Hagge am Pontar getroffen.«

»Welch eine Symbolik«, sagte, ohne sich umzuwenden,derfeingliedrige schwarzhaarige Mann in dem elchledernen Wams, auf dem Druckstellen und Rostflecken von der Rüstung zu sehen waren. »Es war ja bei Hagge, wo vor knapp vierzig Jahren Virfuril die Truppen von Medell geschlagen hat, wodurch er seine Herrschaft im Pontartal festigte und die gegenwärtige Grenze zwischen Aedirn und Temerien zog. Und heute, sieh an, lädt Demawend, der Sohn Virfurils, Foltest, den Sohn Medells, nach Hagge ein und zieht zur Vervollständigung noch Wisimir von Dreiberg, Henselt von Ard Carraigh und die lustige Witwe Meve von Lyrien hinzu. Sie treffen sich und beraten sich geheim. Kannst du dir denken, worüber sie beraten, Coehoorn?«

»Kann ich«, sagte der Marschall knapp. Kein Wort mehr. Er wusste, dass der Mann, der ihm den Rücken zukehrte, es nicht leiden konnte, wenn man sich in seiner Gegenwart in Beredtsamkeit erging und offensichtliche Tatsachen kommentierte.

»Sie haben weder Ethain von Cidaris eingeladen« – der Mann in dem Elenwams wandte sich um, verschränkte die Hände hinterm Rücken, ging langsam zwischen dem Fenster und dem Tisch hin und her – »noch Ervyll von Verden. Weder Esterad Thyssen noch Niedamir. Das heißt, dass sie sich ihrer Sache entweder sehr sicher oder sehr unsicher sind. Sie haben niemanden vom Kapitel der Zauberer eingeladen. Das ist interessant. Und vielsagend. Coehoorn, sorge dafür, dass die Zauberer von dieser Beratung erfahren. Sie sollen wissen, dass ihre Monarchen sie nicht wie Gleichgestellte behandeln. Mir scheint, die Zauberer vom Kapitel hatten diesbezüglich Zweifel. Zerstreue die Zweifel.«

»Zu Befehl.«

»Gibt es irgendwelche Neuigkeiten von Rience?«

»Nein.«

Der Mann blieb am Fenster stehen, lange, den Blick auf die regennassen Anhöhen gerichtet. Coehoorn wartete, öffnete und schloss unruhig die Hand, die auf dem Schwertknauf lag. Er fürchtete, er werde sich einen langen Monolog anhören müssen. Der Marschall wusste, dass der am Fenster stehende Mann solch einen Monolog als Gespräch betrachtete und ein Gespräch als Ehre und Vertrauensbeweis. Er wusste es, mochte aber trotzdem nicht gern Monologe anhören.

»Wie findest du dieses Land, Statthalter? Hast du deine neue Provinz liebgewinnen können?«

Er zuckte überrascht zusammen. Diese Frage hatte er nicht erwartet. Doch über die Antwort dachte er nicht lange nach. Ein Mangel an Offenheit oder Entschiedenheit konnte ihn teuer zu stehen kommen.

»Nein, Eure Majestät. Ich habe es nicht liebgewonnen. Dieses Land ist so ... trübsinnig.«

»Es war einmal anders«, antwortete der Mann, ohne sich umzudrehen. »Und es wird eines Tages anders sein. Du wirst sehen. Du wirst noch ein schönes, freudiges Cintra sehen, Coehoorn. Ich verspreche es dir. Aber mach dir keine Sorgen, ich werde dich nicht lange hier festhalten. Jemand anders wird die Statthalterschaft der Provinz übernehmen. Dich brauche ich in Dol Angra. Du wirst sofort nach Niederschlagung der Rebellion aufbrechen. Ich brauche in Dol Angra jemand Verantwortungsvollen. Jemanden, der sich nicht provozieren lässt. Die lustige Witwe von Lyrien oder Demawend ... Sie werden uns provozieren wollen. Du wirst die jungen Offiziere an die Kandare nehmen. Die Heißsporne abkühlen. Ihr werdet euch erst dann provozieren lassen, wenn ich den Befehl gebe. Nicht früher.«

»Jawohl!«

Aus den Vorzimmern drang das Klirren von Waffen und Sporen herein, dazu erregte Stimmen. Es wurde an die Tür geklopft. Der Mann im Elenwams wandte sich vom Fenster ab, gab mit einem Kopfnicken die Erlaubnis. Der Marschall deutete eine Verbeugung an, ging hinaus.

Der Mann kehrte zum Tisch zurück, beugte den Kopf über die Karten. Er betrachtete sie lange, stützte schließlich den Kopf auf die gefalteten Hände. Der riesige Brillant in seinem Ring versprühte im Kerzenlicht tausendfaches Feuer.

»Majestät?« Die Tür quietschte ein wenig.

Der Mann änderte nicht seine Haltung. Doch der Marschall bemerkte, dass ihm die Hände zitterten. Er sah es am Funkeln des Brillanten. Vorsichtig und leise schloss er hinter sich die Tür.

»Nachrichten, Coehoorn? Vielleicht von Rience?«

»Nein, Eure Majestät. Aber gute Neuigkeiten. Die Rebellion in der Provinz ist niedergeschlagen. Wir haben die Aufrührer zerschmettert. Nur wenigen ist die Flucht nach Verden gelungen. Wir haben den Anführer gefangen, den Fürsten Windhalm von Attre.«

»Gut«, sagte der Mann nach einer Weile, ohne den Kopf von den gefalteten Händen zu heben.

»Windhalm von Attre ... Lass ihn enthaupten. Nein ... nicht enthaupten. Auf andere Weise hinrichten. Aufsehenerregend, lange und grausam. Und öffentlich, versteht sich. Ein abschreckendes Beispiel tut not. Etwas, das andere einschüchtert. Aber bitte, Coehoorn, erspare mir die Einzelheiten. In den Berichten brauchst du dich nicht mit anschaulichen Schilderungen abzugeben. Ich finde daran nichts Angenehmes.«

Der Marschall nickte, schluckte schwer. Er fand daran auch nichts Angenehmes. Absolut nichts. Er gedachte, die Vorbereitung und die Durchführung der Hinrichtung den Fachleuten zu überlassen. Er hatte nicht im Mindesten vor, die Fachleute nach Einzelheiten zu fragen. Schon gar nicht, dabei zu sein.

»Du wirst bei der Hinrichtung zugegen sein.« Der Mann hob den Kopf, nahm einen Brief vom Tisch, erbrach das Siegel. »Offiziell. Als Statthalter der Provinz Cintra. Du wirst mich vertreten. Ich habe keine Lust, mir das anzusehen. Das ist ein Befehl, Coehoorn.«

»Jawohl!« Der Marschall versuchte gar nicht erst, seinen Missmut zu verbergen. Vor dem Mann, der den Befehl erteilt hatte, durfte man nichts verbergen. Und es gelang auch kaum jemandem.

Der Mann warf einen Blick auf den geöffneten Brief, schleuderte ihn fast sofort ins Feuer, in den Kamin.

»Coehoorn.«

»Ja, Majestät?«

»Ich werde den Bericht von Rience nicht abwarten. Bring die Magier auf die Beine, sie sollen eine Fernverbindung mit dem Kontaktpunkt in Redanien vorbereiten. Sie sollen meinen mündlichen Befehl übermitteln, der sofort an Rience weitergegeben werden muss. Der Befehl hat folgenden Inhalt: Rience soll aufhören, herumzutändeln und sich mit dem Hexer abzugeben. Denn das kann übel ausgehen. Mit dem Hexer darf er sich nicht abgeben. Den kenne ich, Coehoorn. Er ist zu schlau, um Rience auf die Spur zu führen. Ich wiederhole, Rience soll unverzüglich ein Attentat organisieren, den Hexer unverzüglich ausschalten. Ihn umbringen. Und dann verschwinden, sich verborgen halten und Befehle abwarten. Und falls er vorher der Zauberin auf die Spur kommt, soll er sie in Ruhe lassen. Yennefer darf kein Haar gekrümmt werden. Hast du das verstanden, Coehoorn?«

»Jawohl.«

»Die Fernverbindung soll chiffriert und gründlich vor einer magischen Entzifferung geschützt sein. Sag das den Zauberern. Wenn sie pfuschen, wenn Unbefugte vom Inhalt dieses Befehls erfahren, werde ich sie zur Verantwortung ziehen.«

»Jawohl.« Der Marschall räusperte sich, straffte sich.

»Was noch, Coehoorn?«

»Der Graf ... Er ist schon hier, Eure Majestät. Er ist wie befohlen zur Stelle.«

»Schon?« Der Mann lächelte. »Eine staunenswerte Eile. Ich hoffe, er hat diesen Rappen nicht zuschanden geritten, um den ihn alle so beneideten. Er soll hereinkommen.«

»Soll ich bei dem Gespräch zugegen sein, Eure Majestät?«

»Selbstverständlich, Statthalter von Cintra.«

Der aus den Vorzimmern gerufene Ritter trat mit energischem, kraftvollem, lautem Schritt ins Zimmer, dass seine schwarze Rüstung klirrte. Er blieb stehen, straffte sich stolz, warf den nassen und lehmbeschmierten schwarzen Umhang von der Schulter, legte die Hand auf den Griff des mächtigen Schwertes. Gegen die Hüfte drückte er den schwarzen Helm, der mit den Flügeln eines Raubvogels geschmückt war. Coehoorn betrachtete das Gesicht des Ritters. Er erblickte darin harten, kriegerischen Stolz und Kühnheit. Er erblickte nichts, was man im Gesicht eines Mannes erblicken müsste, der die beiden letzten Jahre im Gefängnis zugebracht hatte, an einem Ort, aus dem der Weg allen Anzeichen nach nur aufs Schafott führen konnte. Der Marschall lächelte still in sich hinein. Er wusste, dass die Todesverachtung und die Tollkühnheit der jungen Leute ausschließlich von einem Mangel an Vorstellungskraft herrührten. Er wusste es genau. Er war selbst einmal solch ein junger Mann gewesen.

Der am Tische sitzende Mann stützte das Kinn auf die gefalteten Hände, schaute den Ritter ernst an. Der junge Mann straffte sich wie eine Sehne.

»Damit das klar ist«, sagte der Mann am Tisch zu ihm, »sollst du wissen, dass der Fehler, den du vor zwei Jahren an diesem Ort gemacht hast, dir nicht im Geringsten verziehen ist. Du erhältst noch eine Chance. Du bekommst noch einen Befehl. Davon, wie du ihn ausführst, wird meine Entscheidung über dein künftiges Schicksal abhängen.«

Das Gesicht des jungen Ritters zeigte keine Regung, keine Feder in den Flügeln rührte sich, die den gegen die Hüfte gestemmten Helm zierten.

»Ich betrüge niemals jemanden, mache niemals jemandem falsche Hoffnungen«, fuhr der Mann fort. »Wisse also, dass du gewisse Aussichten hast, dem Beil des Henkers zu entgehen, natürlich nur, wenn du diesmal nichts falsch machst. Für eine vollständige Begnadigung hast du geringe Chancen. Und überhaupt keine, dass ich verzeihe und vergesse.«

Der junge Ritter in der schwarzen Rüstung machte auch diesmal nicht die kleinste Bewegung, doch Coehoorn bemerkte ein Funkeln in seinen Augen. Er glaubt ihm nicht, dachte er. Glaubt ihm nicht und täuscht sich. Er macht einen großen Fehler.

»Ich verlange höchste Aufmerksamkeit«, fuhr der Mann am Tisch fort. »Auch von dir, Coehoorn. Denn auch dich wird der Befehl angehen, den ich gleich geben werde. Gleich. Denn ich muss noch über seinen Inhalt und Wortlaut nachdenken.«

Marschall Menno Coehoorn, Statthalter der ProvinzCintraundkünftiger Oberkommandierender der Armee von Dol Angra, riss den Kopf hoch, straffte sich, die Hand auf dem Schwertknauf. Dieselbe Haltung hatte der Ritter mit der schwarzen Rüstung eingenommen, mit dem Helm, den die Flügel eines Raubvogels zierten. Sie warteten beide. Schweigend. Geduldig. Wie man auf Befehle zu warten hatte, über deren Inhalt und Wortlaut der Imperator von Nilfgaard nachdachte, Emhyr var Emreis, Deithwen Addan yn Carn aep Morvudd, Die Weiße Flamme, Die Auf Den Grabhügeln Der Feinde Tanzt.

Ciri erwachte.

Sie lag da oder saß wohl eher halb, den Kopf hoch auf mehrere Kissen gelegt. Die Umschläge auf der Stirn waren schon warm und nur noch ein wenig feucht. Sie warf sie ab, außerstande, das unangenehme Gewicht und das Brennen auf der Haut zu ertragen. Das Atmen fiel ihr schwer. Ihre Kehle war ausgetrocknet, die Nase fast völlig von Blutklumpen verstopft. Doch die Elixiere und Zaubersprüche hatten geholfen – der Schmerz, der vor ein paar Stunden ihren Blick getrübt und den Schädel auseinandergetrieben hatte, war verschwunden, geblieben waren davon nur ein dumpfes Pochen und ein Druck in den Schläfen.

Vorsichtig berührte sie mit dem Handrücken die Nase. Sie blutete nicht mehr.

Ich hatte aber einen sonderbaren Traum, dachte sie. Den ersten Traum seit so vielen Tagen. Den ersten, in dem ich keine Angst hatte. Den ersten, der nicht mich betraf. Ich war ... eine Beobachterin. Ich habe alles wie von oben, aus der Höhe gesehen ... Als sei ich ein Vogel ... Ein Nachtvogel ...

Einen Traum, in dem ich Geralt gesehen habe.

In diesem Traum war es Nacht. Und der Regen, der die Oberfläche des Kanals kräuselte, trommelte auf die Dachschindeln der Häuser, auf die Strohdächer der Schuppen, glänzte auf den Brettern der Stege und Brücken, auf den Decks der Boote und Barken ... Und Geralt war da. Nicht allein. Bei ihm war ein Mann mit einer komischen Mütze und einer Feder daran, die vor Nässe herabhing. Und ein schmächtiges junges Mädchen in einem grünen Mantel mit Kapuze ... Alle drei gingen langsam und vorsichtig über einen nassen Steg ... Aber ich habe sie von oben gesehen. Als sei ich ein Vogel. Ein Nachtvogel ...

Geralt blieb stehen. Ist es noch weit, fragte er. Nein, sagte das schmächtige Mädchen und schüttelte Wasser von dem grünen Mantel. Wir sind fast schon da ... He, Rittersporn, bleib nicht zurück, sonst verirrst du dich in diesen Gassen ... Und wo, zum Kuckuck, ist Philippa? Vor einem Moment habe ich gesehen, wie sie den Kanal entlangflog ... Das ist aber ein ekelhaftes Wetter ... Gehen wir. Führe uns, Shani. Aber unter uns gesagt, woher kennst du diesen Quacksalber? Was hast du mit ihm zu tun?

Ich verkaufe ihm gelegentlich Arzneien, die ich aus der Werkstatt in der Schule mitgehen lasse. Was gibt es da zu glotzen? Der Stiefvater hat Mühe, meine Ausbildung zu bezahlen ... Es kommt vor, dass ich etwas Kleingeld brauche ... Und der Quacksalber, wenn er richtige Arznei hat, heilt die Leute ... Oder vergiftet sie wenigstens nicht ... Also los, weiter.

Ein seltsamer Traum, dachte Ciri. Schade, dass ich erwacht bin. Ich hätte gern gesehen, was weiter passiert ... Ich wüsste gern, was sie da tun. Wohin sie gehen ...

Aus dem Zimmer nebenan drangen Stimmen herüber, die Stimmen, die sie geweckt hatten. Mutter Nenneke sprach schnell, sie war offensichtlich erregt, aufgebracht und wütend. Du hast mein Vertrauen missbraucht, sagte sie. Ich hätte es nicht dazu kommen lassen dürfen. Ich hätte mir denken können, dass deine Abneigung ihr gegenüber zu einem Unglück führt. Ich hätte dir nicht erlauben dürfen ...

Denn ich kenne dich ja. Du bist rücksichtslos, du bist grausam, und obendrein hat sich auch noch erwiesen, dass du verantwortungslos und unvorsichtig bist. Du quälst dieses Kind erbarmungslos, zwingst es zu Anstrengungen, denen es nicht gewachsen ist. Du hast kein Herz.

Du hast wirklich kein Herz, Yennefer.

Ciri spitzte die Ohren, weil sie die Antwort der Zauberin hören wollte, ihre kalte, feste und volltönende Stimme. Sie wollte hören, wie sie reagierte, wie sie die Erzpriesterin verspotten, sich über ihre übergroße Besorgtheit lustig machen würde. Wie sie sagen würde, was sie immer sagte – dass es kein Zuckerschlecken sei, eine Zauberin zu sein, dass das keine Beschäftigung für Porzellanpüppchen sei, für Figürchen aus dünnem Glas. Doch Yennefer antwortete leise. So leise, dass das Kind nichts verstehen, nicht einmal einzelne Wörter unterscheiden konnte.

Ich werde einschlafen, dachte sie, während sie sich vorsichtig und sacht die Nase rieb, die immer noch schmerzhaft empfindlich war, von geronnenem Blut verstopft. Ich kehre zu meinem Traum zurück. Ich werde mir ansehen, was Geralt macht, dort in der Nacht, im Regen, über dem Kanal ...

Yennefer hielt sie bei der Hand. Sie gingen beide einen dunklen Korridor entlang, zwischen steinernen Säulen oder vielleicht auch Statuen, Ciri konnte in der dichten Finsternis die Formen nicht erkennen. Aber da war jemand in dem Dunkel, jemand verbarg sich dort und beobachtete sie, während sie den Korridor entlanggingen. Sie hörte Flüstern, leise wie ein Windhauch.

Yennefer hielt sie bei der Hand, ging schnell und sicheren Schrittes, voller Entschlossenheit, so dass Ciri Mühe hatte, mit ihr mitzuhalten. Vor ihnen öffneten sich Türen. Nacheinander. Eine nach der anderen. Endlos viele Türen mit riesigen, schweren Flügeln öffneten sich vor ihnen ohne ein Geräusch.

Die Finsternis wurde dichter. Vor sich erblickte Ciri weitere Türen. Yennefer verlangsamte den Schritt nicht, und Ciri wusste plötzlich, dass diese Türen sich nicht von selbst öffnen. Und plötzlich hatte sie eine frappierende Gewissheit, dass sie diese Türen nicht öffnen durfte. Dass sie nicht hindurchgehen durfte. Dass hinter diesen Türen etwas auf sie wartete ...

Sie verhielt den Schritt, versuchte sich loszureißen, doch Yennefers Hand war stark und unnachgiebig, sie zog sie unerbittlich weiter. Und Ciri begriff endlich, dass sie verraten worden war, getäuscht, verkauft. Dass sie immer, von der ersten Begegnung, vom ersten Tage an nur eine Marionette gewesen war, eine Puppe an Fäden. Sie riss stärker an der Hand, kam frei. Die Finsternis wogte wie Rauch, die flüsternden Stimmen im Dunkel verstummten auf einen Schlag. Die Zauberin trat einen Schritt vorwärts, blieb stehen, wandte sich um, schaute sie an.

*Wenn du Angst hast, kehr um.*

*Man darf diese Türen nicht öffnen. Du weißt das.*

*Ja.*

*Und trotzdem führst du mich dorthin.*

*Wenn du Angst hast, kehr um. Noch ist Zeit umzukehren. Noch ist es nicht zu spät.*

*Und du?*

*Für mich ist es zu spät.*

Ciri blickte sich um. Trotz der allgegenwärtigen Finsternis sah sie die Türen, durch die sie schon gegangen war – eine lange, tief reichende Reihe. Und von dort her, von weitem, aus der Dunkelheit hörte sie ...

Das Klappern von Hufeisen. Das Klirren einer schwarzen Rüstung. Und das Rauschen der Flügel eines Raubvogels. Und eine Stimme. Eine leise, sich im Schädel entfaltende Stimme ...

Du hast dich geirrt. Du hast den Himmel mit den Sternen verwechselt, die sich nachts auf der Oberfläche eines Teiches spiegeln.

Sie erwachte. Ruckartig hob sie den Kopf an und verlor den Umschlag, der frisch war, nämlich nass und kalt. Sie war schweißüberströmt, in den Schläfen pochte wieder der dumpfe Schmerz. Yennefer saß bei ihr auf dem Bett. Ihr Kopf war abgewandt, so dass Ciri das Gesicht nicht sah. Sie sah nur den Schwall schwarzer Haare.

»Ich habe geträumt ...«, flüsterte Ciri. »In dem Traum ...«

»Ich weiß«, sagte die Zauberin mit seltsamer, fremder Stimme. »Deshalb bin ich hier. Bei dir.«

Vor dem Fenster, im Dunkeln, rauschte der Regen auf dem Laub der Bäume.

»Donnerwetter«, murrte Rittersporn und schüttelte das Wasser von der regennassen Krempe seiner Mütze. »Das ist ja kein Haus, sondern die reinste Festung. Wovor fürchtet sich dieser Quacksalber, dass er sich derart verschanzt hat?«

Die Boote und Barken, die am Ufer vertäut lagen, wiegten sich träge auf dem vom Regen gekräuselten Wasser, stießen mit leisem Geräusch aneinander, knarrten, klirrten mit den Ketten.

»Dies ist das Hafenviertel«, erklärte Shani.

»Es mangelt hier nicht an Banditen und anderem Gesindel, einheimischem und zugereistem. Zu Myhrman kommen viele Leute, bringen ihm Geld ... Alle wissen das. Und auch, dass er allein lebt. Also hat er sich abgesichert. Wundert euch das?«

»Nicht die Spur.« Geralt betrachtete das Bauwerk, das an die fünf Klafter vom Ufer entfernt auf in den Kanalgrund gerammten Pfählen stand. »Ich überlege, wie wir auf diese Insel kommen, in diese Wasserhütte. Wir werden uns wohl still und heimlich eins von den Booten ausleihen müssen ...«

»Nicht nötig«, sagte die Medizinstudentin.

»Da gibt es eine Zugbrücke.«

»Wie überzeugst du den Quacksalber, dass er sie herablässt? Außerdem ist da noch ein Tor, und einen Rammbock haben wir nicht dabei ...«

»Überlasst das mir.«

Eine große graue Eule landete lautlos auf dem Geländer des Stegs, schlug mit den Flügeln, sträubte das Gefieder und verwandelte sich in Philippa Eilhart, nicht weniger zerzaust und nass als die anderen.

»Was mache ich hier?«, murmelte die Zauberin wütend. »Was mache ich hier mit euch zusammen, zum Teufel? Ich balanciere auf einem nassen Balken ... und am Rande des Hochverrats. Wenn Dijkstra erfährt, dass ich euch geholfen habe ... Und dann noch dieser Nieselregen ... Ich kann es nicht leiden, bei Regen zu fliegen. Ist es hier? Das ist Myhrmans Haus?«

»Ja«, bestätigte Geralt. »Hör zu, Shani. Versuchen wir ...«

Sie traten dicht zusammen, begannen zu flüstern, im Dunkel unter dem vorspringenden Strohdach eines Schuppens verborgen. Aus einer Schenke auf der gegenüberliegenden Seite des Kanals fiel ein schmaler Lichtstreifen. Es waren Gesang, Gelächter und Geschrei zu hören. Drei Flößer kamen auf die Uferstraße heraus. Zwei stritten sich, zerrten und stießen einander, wobei sie immer wieder dieselben Flüche wiederholten, bis zum Überdruss. Der dritte, gegen einen Pfahl gelehnt, pisste in den Kanal und pfiff dabei falsch.

*Dong,* ertönte metallisch das Eisenblech, das mit einem Riemen an einem Pfosten auf dem Steg befestigt war. *Dong.*

Der Quacksalber Myhrman öffnete ein Fensterchen, schaute heraus. Die Laterne, die er in der Hand hielt, blendete ihn nur, also stellte er sie weg.

»Wer zum Teufel läutet da mitten in der Nacht?«, schrie er wütend. »Klopf dir auf den Hohlkopf, du Scheißkerl, blöder Misthopper, wenn du Lust hast, wo draufzuklopfen! Weg hier, zieh Leine, verpiss dich, dalli! Ich habe hier eine gespannte Armbrust! Will jemand sechs Zoll Bolzen in den Arsch kriegen?«

»Herr Myhrman! Ich bin das, Shani!«

»Hä?« Der Quacksalber lehnte sich weiter heraus. »Fräulein Shani? Jetzt, mitten in der Nacht? Wieso denn das?«

»Lasst die Brücke herunter, Herr Myhrman! Ich bringe Euch, worum Ihr gebeten habt!«

»Ausgerechnet jetzt, im Dustern? Konntet Ihr nicht bei Tage kommen, Fräuleinchen?«

»Bei Tage gibt’s zu viele Augen.« Eine schmächtige Silhouette im grünen Mantel war auf dem Steg zu sehen. »Wenn herauskommt, was ich Euch bringe, fliege ich von der Akademie. Lasst die Brücke herunter, ich will nicht im Regen stehen, meine Schuhe sind schon ganz durchnässt.«

»Ihr seid nicht allein, Fräuleinchen«, stellte der Quacksalber misstrauisch fest. »Für gewöhnlich kommt Ihr allein. Wer ist das da bei Euch?«

»Ein Freund, ein Kommilitone. Sollte ich allein durch die Nacht gehen, hier in Euer verrufenes Viertel? Denkt Ihr, meine Unschuld ist mir schnuppe, oder was? Lasst mich endlich herein, zum Kuckuck!«

Vor sich hin murrend, löste Myhrman die Sperre der Kurbel, die Brücke senkte sich knarrend, stieß auf die Bretter des Stegs. Der Quacksalber trottete zur Tür, schob Balken und Riegel zurück. Ohne die gespannte Armbrust aus der Hand zu legen, schaute er vorsichtig heraus.

Er sah nicht die auf seine Schläfe zuschießende Faust in dem schwarzen, mit silbernen Nieten besetzten Handschuh. Aber obwohl die Nacht dunkel war, Neumond und der Himmel bewölkt, sah er plötzlich Tausende von blendend hellen Sternen.

Toublanc Michelet fuhr noch einmal mit dem Wetzstein über die Schwertschneide und machte den Eindruck, als sei er völlig in diese Tätigkeit versunken.

»Wir sollen also für Euch einen Mann töten.«

Er legte den Wetzstein beiseite, rieb den Griff mit einem Stück eingefetteter Kaninchenhaut ab, beäugte die Schneide kritisch. »Einen gewöhnlichen Mann, der ganz allein durch die Straßen von Oxenfurt schlendert, weder eine Garde noch ein Geleit noch Leibwächter hat. Er hat nicht einmal Knechte. Um an ihn heranzukommen, brauchen wir in keine Festung, kein Rathaus, kein Schloss und keine Garnison einzudringen ... Ist es so, Herr Rience? Habe ich Euch richtig verstanden?«

Der Mann mit dem durch eine Brandnarbe entstellten Gesicht nickte bestätigend, kniff leicht die dunklen, feuchten Augen mit dem unangenehmen Ausdruck zusammen.

»Überdies«, fuhr Toublanc fort, »werden wir uns, nachdem wir diesen Typ erledigt haben, keineswegs irgendwo das nächste halbe Jahr lang verborgen halten müssen, weil niemand uns verfolgen und uns nachspüren wird. Niemand hetzt uns Büttel oder Kopfgeldjäger auf den Hals. Wir geraten in keine Blutrache oder Vergeltungsmaßnahmen hinein. Mit anderen Worten, Herr Rience, wir sollen für Euch einen gewöhnlichen, stinknormalen, unbedeutenden Deppen kaltmachen?«

Der Mann mit der Narbe antwortete nicht. Toublanc warf einen Blick auf seine Brüder, die reglos und steif auf der Bank saßen. Rizzi, Flavius und Lodovico schwiegen wie üblich. In der Mannschaft, die sie bildeten, erledigten sie das Töten, fürs Reden war Toublanc zuständig. Denn nur Toublanc hatte die Tempelschule besucht. Er tötete ebenso geschickt wie seine Brüder, doch außerdem konnte er lesen und schreiben. Und reden.

»Und um so einen stinknormalen Deppen zu töten, Herr Rience, heuert Ihr nicht den erstbesten Strauchdieb aus dem Hafen an, sondern uns, die Gebrüder Michelet? Für hundert Nowigrader Kronen?«

»Das ist euer üblicher Satz«, presste der Mann mit der Narbe hervor. »Nicht wahr?«

»*Nicht* wahr«, widersprach Toublanc kalt.

»Denn die Tötung stinknormaler Deppen ist nicht unser Metier. Und wenn schon ... Herr Rience, der Depp, den Ihr als Leiche sehen wollt, wird Euch zweihundert kosten. Zweihundert unbeschnittene, funkelnde Kronen mit dem Prägesiegel der Münze von Nowigrad. Wisst Ihr, warum? Weil diese Sache einen Haken hat, verehrter Herr. Ihr braucht uns nicht zu sagen, was das für ein Haken ist, wir kommen schon zurecht. Aber Ihr werdet dafür bezahlen. Zweihundert, habe ich gesagt. Wenn Ihr die herausrückt, könnt Ihr Euren Feind schon als tot betrachten. Wenn nicht, dann sucht Euch jemand anders für die Arbeit.«

In dem muffig und nach sauer gewordenem Wein stinkenden Keller trat Stille ein. Über den Fußboden lief mit flinken Füßen eine Schabe. Flavius Michelet zertrat sie krachend, mit einer blitzschnellen Bewegung des Beins, fast ohne seine Haltung und ganz ohne seinen Gesichtsausdruck zu verändern.

»Einverstanden«, sagte Rience. »Ihr bekommt zweihundert. Gehen wir.«

Toublanc Michelet, seit seinem vierzehnten Lebensjahr Berufsmörder, verriet seine Überraschung mit keiner Regung. Er hatte nicht damit gerechnet, dass es ihm gelingen würde, mehr als hundertzwanzig, höchstens hundertfünfzig herauszuhandeln. Auf einmal war er sich sicher, dass er den Haken bei dieser Arbeit unterschätzt hatte.

Der Quacksalber Myhrman kam auf dem Fußboden seines eigenen Hauses zu sich. Er lag auf dem Rücken, verschnürt wie ein Schafsbock. Der Hinterkopf tat höllisch weh, er erinnerte sich, dass er beim Fallen mit dem Kopf an den Türrahmen gestoßen war. Auch die Schläfe schmerzte, auf die er den Schlag bekommen hatte. Er konnte sich nicht bewegen, denn auf die Brust drückte ihm schwer und erbarmungslos ein hoher, mit Schnallen verschlossener Stiefel. Der Quacksalber verzog das Gesicht, kniff die Augen zusammen und blickte nach oben. Der Stiefel gehörte einem hochgewachsenen Mann mit Haaren, weiß wie Milch. Myhrman sah sein Gesicht nicht – es war im Dunkel verborgen, das auch die auf dem Tisch stehende Laterne nicht durchdrang.

»Lasst mir das Leben ...«, stöhnte er.

»Verschont mich, ich beschwöre Euch bei den Göttern ... Ich gebe das Geld ... Alles geb ich ... Ich zeige, wo es versteckt ist ...«

»Wo ist Rience, Myhrman?«

Der Quacksalber erzitterte beim Klang dieser Stimme. Er gehörte nicht zu den Ängstlichen, es gab nicht viele Dinge, vor denen er sich fürchtete. Doch in der Stimme des Weißhaarigen lagen alle diese Dinge. Und noch ein paar dazu.

Mit einer übermenschlichen Anstrengung wurde er der Furcht Herr, die wie ein widerlicher Wurm durch seine Därme kroch.

»Hä?«, täuschte er Staunen vor. »Was? Wer? Was habt Ihr gesagt?«

Der Mann beugte sich vor, und Myhrman erblickte sein Gesicht. Er erblickte die Augen. Und bei diesem Anblick sackte ihm der Magen geradezu bis zum Mastdarm hinab.

»Keine Ausflüchte, Myhrman, und wedel nicht mit dem Schwanz«, erklang aus dem Dunkel die bekannte Stimme Shanis, der Medizinstudentin von der Universität. »Als ich vor drei Tagen bei dir war, hat hier auf diesem Schemel, an diesem Tisch ein Herr in einem Mantel mit Bisambesatz gesessen. Er hat Wein getrunken, und du bewirstest nie jemanden außer den besten Freunden. Er hat sich an mich herangemacht, wollte mich zum Tanz in die ›Drei Glöckchen‹ einladen. Ich musste ihm sogar ein paar auf die Finger geben, weil er handgreiflich wurde, weißt du noch? Und du hast gesagt: ›Lasst sie in Ruhe, Herr Rience, verschreckt sie mir nicht, ich muss mit denen von der Akademie gut auskommen und Geschäfte machen.‹ Und ihr habt beide brüllend gelacht, du und dein Herr Rience mit der angesengten Visage. Spiel also jetzt nicht den Dummen, denn du hast es mit Leuten zu tun, die nicht dümmer sind als du. Rede, solange sie dich höflich bitten.«

Ach, du neunmalkluges Studentenweib, dachte der Quacksalber. Du verräterisches Miststück, du rothaarige Vettel, dich werde ich kriegen, dir werd ich’s heimzahlen ... Wenn ich mich nur herauswinde ...

»Was für ein Rience?«, begann er zu heulen und wand sich dabei, konnte aber nicht unter dem Absatz wegrutschen, der ihm aufs Brustbein drückte. »Und woher soll ich wissen, wer er ist und wo? Hier kommen alle möglichen Leute, wie soll ich ...«

Der Weißhaarige beugte sich noch weiter vor und zog langsam aus dem Schaft des anderen Stiefels ein Stilett, während er den Druck des ersten Stiefels gegen die Brust des Quacksalbers verstärkte.

»Myhrman«, sagte er leise. »Du kannst es glauben oder nicht. Aber wenn du mir nicht augenblicklich sagst, wo Rience ist ... Wenn du mir nicht augenblicklich verrätst, wie du mit ihm Kontakt aufnimmst ... Dann verfüttere ich dich stückchenweise an die Aaale im Kanal. Mit den Ohren werde ich anfangen.«

Etwas in der Stimme des Weißhaarigen ließ den Quacksalber sofort jedes Wort glauben. Er schaute auf die Klinge des Stiletts und wusste, dass sie schärfer war als die Messer, mit denen er selbst Geschwüre und Furunkel aufschnitt.

Er begann derart zu zittern, dass der auf seine Brust gestellte Stiefel nervös zu zucken begann. Doch er schwieg. Er musste schweigen. Vorläufig. Denn wenn Rience zurückkäme und fragen würde, warum er ihn verraten hatte, müsste Myhrman imstande sein aufzuzeigen, warum. Ein Ohr, dachte er, ein Ohr muss ich aushalten. Dann sage ich es ...

»Wozu Zeit verlieren und sich mit Blut vollschmieren?«, ertönte plötzlich in der Finsternis die weiche Altstimme einer Frau.

»Wozu riskieren, dass er drum herumredet und lügt? Erlaubt, dass ich ihn mir auf meine Art vornehme. Er wird so schnell reden, dass er sich auf die Zunge beißt. Haltet ihn fest.«

Der Quacksalber heulte auf und wand sich in den Fesseln, doch der Weißhaarige drückte ihn mit dem Knie zu Boden, packte ihn an den Haaren und verdrehte ihm den Kopf. Neben ihm kniete sich jemand hin. Er roch Parfüm und nasse Vogelfedern, spürte die Berührung von Fingern an der Schläfe. Er wollte schreien, doch Entsetzen stopfte ihm die Kehle – er konnte nur krächzen.

»Du willst schon schreien?«, schnurrte die weiche Altstimme an seinem Ohr wie eine Katze. »Zu früh, Myhrman, zu früh. Aber gleich fange ich an. Wenn die Evolution in deinem Hirn irgendwelche Furchen hervorgebracht hat, werde ich sie dir etwas vertiefen. Und dann wirst du merken, was schreien heißt.«

»Unsere Könige«, sagte Vilgefortz, nachdem er sich den Bericht angehört hatte, »haben also begonnen, selbständig zu denken. Sie haben begonnen, selbständig Pläne zu machen, und sind in überraschendem Tempo vom Denken auf taktischer Ebene zum strategischen fortgeschritten? Interessant. Nur unlängst, bei Sodden, war das Einzige, was sie konnten, mit wildem Geschrei und blankem Schwert an der Spitze eines Fähnleins zu galoppieren, ohne sich auch nur umzublicken, ob das Fähnlein nicht zurückbleibt oder in eine ganz andere Richtung galoppiert. Und heute, sieh da, entscheiden sie im Schloss von Hagge über die Geschicke der Welt. Interessant. Aber, ehrlich gesagt, ich hatte das erwartet.«

»Das wissen wir«, bestätigte Artaud Terranova. »Und wir erinnern uns, dass du uns davor gewarnt hast. Deshalb setzen wir dich davon in Kenntnis.«

»Ich danke für die Erinnerung.« Der Zauberer lächelte, und Tissaia de Vries war sich auf einmal sicher, dass ihm die soeben mitgeteilten Tatsachen längst bekannt waren. Doch sie sagte kein Wort. Sie saß sehr gerade im Sessel und richtete ihre Spitzenmanschetten, denn die linke lag ein wenig anders als die rechte. Sie spürte den unwilligen Blick Terranovas und einen amüsierten von Vilgefortz. Sie wusste, dass ihre legendäre Pedanterie alle entnervte oder belustigte. Aber sie kümmerte sich nicht im Mindesten darum.

»Was sagt das Kapitel zu alledem?«

»Zuerst«, antwortete Terranova, »würden wir gern deine Meinung hören, Vilgefortz.«

»Zuerst« – der Zauberer lächelte – »wollen wir etwas essen und trinken. Zeit haben wir genug, erlaubt mir, mich als Hausherr zu produzieren. Ich sehe, dass ihr von der Reise durchgefroren und ermüdet seid. Wie viele Zwischenstationen beim Teleport, wenn ich fragen darf?«

Tissaia de Vries zuckte mit den Schultern.

»Drei.«

»Ich hatte es näher.« Artaud reckte sich. »Mir haben zwei genügt. Aber sie waren kompliziert, gebe ich zu.«

»Überall so ekelhaftes Wetter?«

»Überall.«

»Stärken wir uns also mit einem Imbiss und altem Rotwein aus Cidaris. Lydia, darf ich dich bitten?«

Lydia van Bredevoort, Vilgefortz’ Assistentin und Privatsekretärin, trat wie eine wehende Gespenstererscheinung hinter der Portiere hervor und bedachte Tissaia de Vries mit einem Lächeln aus den Augen. Tissaia beherrschte ihren Gesichtsausdruck und antwortete mit einem freundlichen Lächeln und einem leichten Kopfnicken. Artaud Terranova stand auf, verbeugte sich ehrerbietig. Auch er hatte sein Gesicht perfekt unter Kontrolle. Er kannte Lydia.

Zwei Dienerinnen trugen raschen Schrittes und mit raschelnden Röcken einen Tafelaufsatz, Geschirr und Schüsseln zum Tisch. Lydia van Bredevoort zündete die Kerzen in den Leuchtern an, indem sie elegant ein kleines Flämmchen zwischen Daumen und Zeigefinger hervorzauberte. Tissaia bemerkte an ihrer Hand Spuren von Ölfarbe. Sie nahm sich vor, später, nach dem Essen, die junge Zauberin zu bitten, ihre neuen Werke zu zeigen. Lydia war eine talentierte Malerin.

Sie aßen schweigend. Artaud Terranova ließ sich nicht bitten, langte ausgiebig in die Schüsseln und ließ den silbernen Deckel der Weinkaraffe wohl etwas zu oft klirren. Tissaia de Vries aß langsam, mehr Aufmerksamkeit als dem Essen widmete sie der regelmäßigen Anordnung von Tellern, Besteck und Servietten, die ihrer Ansicht nach immerzu schief lagen und ihre Ordnungsliebe und ihren Schönheitssinn verletzten. Sie trank zurückhaltend. Vilgefortz aß und trank mit noch mehr Zurückhaltung. Lydia aß und trank natürlich überhaupt nichts.

Die Flämmchen der Kerzen schwankten mit rotgelben Feuerzungen. Gegen das Fensterglas pochten Regentropfen.

»Nun, Vilgefortz«, ließ sich schließlich Terranova vernehmen, während er mit der Gabel in einer Schüssel nach einem ordentlich fetten Stück Schweinefleisch fischte. »Was ist dein Standpunkt hinsichtlich der Vorhaben unserer Monarchen? Hen Gedymdeith und Francesca haben uns hergeschickt, weil sie deine Meinung erfahren möchten. Mich und Tissaia interessiert sie auch. Das Kapitel möchte in dieser Frage eine übereinstimmende Haltung einnehmen. Und wenn es zu Taten kommt, möchten wir auch einmütig handeln. Was rätst du also?«

»Ich bin sehr geschmeichelt« – Vilgefortz dankte Lydia, die ihm Brokkoli auftun wollte, mit einer Geste –, »dass meine Ansicht in dieser Frage für das Kapitel entscheidend sein kann.«

»Davon war nicht die Rede.« Artaud schenkte sich wieder Wein nach. »Die Entscheidung fällen wir sowieso kollegial, wenn das Kapitel wieder zusammentritt. Aber jeder soll vorher Gelegenheit haben, sich zu äußern, damit wir einen Überblick über die Meinungen haben. Wir hören also, was du zu sagen hast.«

Wenn wir mit dem Essen fertig sind, sollten wir ins Arbeitszimmer gehen, schlug Lydia telepathisch vor und lächelte mit den Augen. Terranova betrachtete ihr Lächeln und trank rasch aus, was er im Kelch hatte. Alles.

»Ein guter Gedanke.« Vilgefortz wischte sich die Finger an einer Serviette ab. »Dort haben wir es bequemer, ich habe dort auch stärkeren Schutz gegen magisches Abhören. Gehen wir. Du kannst die Karaffe mitnehmen, Artaud.«

»Unbedingt. Das ist mein Lieblingsjahrgang.«

Sie gingen ins Arbeitszimmer. Tissaia konnte sich nicht einen Blick auf den mit Retorten, Tiegeln, Phiolen, Kristallen und zahllosen magischen Utensilien vollgestellten Tisch verkneifen. Über allem lag ein Tarnzauber, doch Tissaia de Vries war eine Erzmeisterin – es gab keine Abschirmung, die sie nicht zu durchdringen vermochte. Und sie war ein wenig neugierig, womit sich der Magier zur Zeit beschäftigte. Augenblicklich orientierte sie sich über die Anordnung der unlängst benutzten Apparatur. Sie diente dazu, den Aufenthaltsort verschwundener Personen zu ermitteln, und zur Psychovision nach der Methode ›Kristall, Metall, Stein‹. Der Zauberer suchte jemanden oder löste ein theoretisches logistisches Problem. Vilgefortz von Roggeveen war dafür bekannt, dass er gern derlei Probleme löste.

Sie setzten sich in geschnitzte Lehnstühle aus Ebenholz. Lydia schaute zu Vilgefortz hin, nahm das ihr mit einem Blick gegebene Zeichen wahr und ging sofort hinaus. Tissaia seufzte unmerklich.

Alle wussten, dass Lydia van Bredevoort Vilgefortz von Roggeveen liebte, und das seit Jahren, mit einer stillen, hartnäckigen, unablässigen Liebe. Der Zauberer wusste das selbstverständlich auch, tat aber so, als wisse er nichts. Lydia erleichterte ihm die Sache, denn sie verriet ihm gegenüber niemals ihre Gefühle – sie unternahm niemals den kleinsten Schritt, machte nicht die kleinste Geste, gab kein gedankliches Zeichen, und selbst wenn sie hätte sprechen können, hätte sie kein Wort gesagt. Sie war zu stolz dazu. Vilgefortz tat ebenfalls nichts, denn er liebte Lydia nicht. Er hätte sie natürlich einfach zu seiner Geliebten machen und sie so noch stärker an sich binden, sie womöglich sogar glücklich machen können. Manche rieten ihm das. Doch Vilgefortz tat es nicht. Er war dafür zu stolz und zu prinzipienfest. Die Lage war also hoffnungslos, aber stabil, und das stellte offensichtlich beide zufrieden.

»Das Kapitel«, brach der junge Zauberer das Schweigen, »zerbricht sich also den Kopf, was es im Hinblick auf die Initiative und die Pläne unserer Könige unternehmen soll? Das ist ganz unnötig. Diese Pläne sind einfach zu ignorieren.«

»Wie bitte?« Artaud Terranova erstarrte mit dem Kelch in der linken, der Karaffe in der rechten Hand. »Habe ich recht verstanden? Wir sollen untätig bleiben? Wir sollen erlauben ...«

»Wir haben es schon erlaubt«, fiel ihm Vilgefortz ins Wort. »Denn niemand hat uns um Erlaubnis gefragt. Und niemand wird danach fragen. Ich wiederhole, wir müssen so tun, als wüssten wir von nichts. Das ist die einzig vernünftige Verhaltensweise.«

»Was sie sich ausgedacht haben, läuft auf einen Krieg hinaus, und das in großem Stil.«

»Was sie sich ausgedacht haben, ist uns dank der rätselhaften und unvollständigen Information bekannt, die aus einer geheimnisvollen, sehr unsicheren Quelle stammt. Einer derart unsicheren, dass sich das Wort ›Desinformation‹ aufdrängt. Und selbst wenn es wahr sein sollte, sind ihre Vorhaben noch in der Planungsphase und werden lange darin bleiben. Und wenn sie über diese Phase hinausgehen ... Nun ja, dann werden wir uns der Situation gemäß verhalten.«

Terranova verzog das Gesicht. »Du willst sagen, dass wir nach ihrer Pfeife tanzen werden?«

»Ja, Artaud.« Vilgefortz schaute ihn an, und seine Augen blitzten. »Du wirst nach ihrer Pfeife tanzen. Oder den Saal verlassen. Denn das Orchesterpodium ist zu hoch, als dass du dort hinaufgehen und die Musiker nach anderen Noten spielen lassen könntest. Mach dir das endlich bewusst. Wenn du glaubst, eine andere Lösung sei möglich, begehst du einen Fehler. Du verwechselst den Himmel mit den Sternen, die sich nachts auf der Oberfläche eines Teiches spiegeln.«

Das Kapitel wird tun, was er befiehlt, indem er den Befehl in die Form eines Ratschlags kleidet, dachte Tissaia de Vries. Wir sind Bauern auf seinem Schachbrett. Er ist emporgestiegen, ist gewachsen, hat uns alle mit seinem Glanz geblendet, uns sich unterworfen. Wir sind Bauern in seinem Spiel. In einem Spiel, dessen Regeln wir nicht kennen.

Die linke Manschette lag schon wieder anders als die rechte. Die Zauberin zog sie sorgfältig zurecht.

»Die Pläne der Könige befinden sich in der Phase der Verwirklichung«, sagte sie langsam.

»In Kaedwen und in Aedirn hat eine Offensive gegen die Scioa’tael begonnen. Es wird das Blut der Elfenjugend vergossen. Es kommt zu Verfolgungen und Pogromen gegen Nichtmenschen. Es ist von einem Angriff auf die freien Elfen von Dol Blathanna und den Blauen Bergen die Rede. Das ist Massenmord. Sollen wir Gedymdeith und Enid Findabair übermitteln, dass du rätst, tatenlos zuzuschauen? So zu tun, als sähen wir nichts?«

Vilgefortz wandte ihr den Kopf zu. Gleich wirst du die Taktik ändern, dachte Tissaia. Du bist ein Spieler, du hast am Geräusch erkannt, welche Würfel über den Tisch rollen. Du wirst die Taktik ändern. Andere Töne anschlagen.

Vilgefortz wandte den Blick nicht von ihr.

»Du hast recht, Tissaia«, sagte er knapp. »Ein Krieg mit Nilfgaard ist eine Sache, aber wenn Nichtmenschen abgeschlachtet werden, dürfen wir nicht tatenlos zuschauen. Ich schlage vor, eine Beratung einzuberufen, eine Beratung aller bis einschließlich der Meister dritten Grades, also auch derjenigen, die seit der Schlacht um Sodden in den königlichen Räten sitzen. Auf der Zusammenkunft werden wir an ihre Vernunft appellieren und ihnen auftragen, die Monarchen zu mäßigen.«

»Ich unterstütze dieses Projekt«, sagte Terranova. »Wir werden eine Zusammenkunft einberufen, ihnen in Erinnerung bringen, wem sie in erster Linie Loyalität schulden. Beachtet, dass gegenwärtig sogar einige Mitglieder unseres Rates Könige beraten. Im Dienste der Könige stehen Carduin, Philippa Eilhart, Fercart, Radcliffe, Yennefer ...«

Beim letzten Namen zuckte Vilgefortz. Natürlich nur innerlich. Doch Tissaia de Vries war die Erzmeisterin. Sie spürte den Gedanken, den Impuls, der vom Arbeitstisch und der magischen Apparatur zu den beiden auf dem Tisch liegenden Büchern übersprang. Beide Bücher waren unsichtbar, von Magie überdeckt. Die Zauberin konzentrierte sich, durchbrach die Abschirmung.

*Aen Ithlinnespeath*, die Weissagungen von Ithlinne Aegli aep Aevenien, der Elfenprophetin. Die Vorhersage des Endes der Zivilisation, die Prophezeiung von Untergang, Vernichtung und Rückfall in die Barbarei, die zusammen mit den Eismassen kommen sollten, die von den Grenzen des ewigen Frostes her vorrücken würden. Und das andere Buch ... Sehr alt ... Beschädigt ... *Aen Hen Ichaer* ... Das Ältere Blut ... Elfenblut?

»Tissaia? Was sagst du dazu?«

»Ich bin dafür.« Die Zauberin rückte den Ring zurecht, der sich am Finger auf die falsche Seite gedreht hatte. »Ich befürworte das Projekt von Vilgefortz. Wir werden eine Zusammenkunft einberufen. So schnell wie möglich.«

Metall, Stein, Kristall, dachte sie. Du suchst Yennefer? Wozu? Und was hat Yennefer mit Ithlinnes Weissagung zu schaffen? Und mit dem Älteren Blut der Elfen? Was für Ränke schmiedest du, Vilgefortz?

Verzeihung, sagte telepathisch Lydia van Bredevoort, die lautlos eingetreten war. Der Zauberer stand auf.

»Entschuldigt«, sagte er, »aber das ist dringend. Ich warte seit gestern auf diesen Brief. Es dauert nur einen Augenblick.«

Artaud gähnte, unterdrückte ein Aufstoßen, griff nach der Karaffe. Tissaia blickte zu Lydia hin. Lydia lächelte. Mit den Augen. Anders konnte sie es nicht.

Die untere Hälfte des Gesichts von Lydia van Bredevoort war eine Illusion.

Vor vier Jahren hatte Lydia auf Geheiß von Vilgefortz, ihrem Meister, an Untersuchungen der Eigenschaften eines Artefakts teilgenommen, das bei Ausgrabungen in einer alten Nekropole gefunden worden war. Wie sich erwies, war das Artefakt mit einem starken Fluch belegt. Es wurde nur einmal aktiv. Von den fünf Teilnehmern am Experiment der Zauberer starben drei an Ort und Stelle. Der vierte verlor die Augen, beide Hände und wurde wahnsinnig. Lydia kam mit Verbrennungen, einer zerstörten Kinnlade und einer Veränderung von Gurgel und Kehlkopf davon, die sich bisher allen Versuchen einer Wiederherstellung widersetzt hatten. Man hatte also zu einer starken Illusion gegriffen, damit die Leute beim Anblick von Lydias Gesicht nicht in Ohnmacht fielen. Es war eine sehr starke, kunstvoll eingerichtete Illusion, die selbst die Auserwählten schwer durchdringen konnten.

»Hmm ...« Vilgefortz legte den Brief beiseite.

»Danke, Lydia.«

Lydia lächelte. Der Bote wartet auf eine Antwort, sagte sie.

»Es wird keine Antwort geben.«

Ich verstehe. Ich habe die Zimmer für die Gäste herrichten lassen.

»Danke. Tissaia, Artaud, ich bitte um Entschuldigung für diese kurze Verzögerung. Fahren wir fort. Wo waren wir stehengeblieben?«

Nirgendwo, dachte Tissaia de Vries. Aber ich höre dir aufmerksam zu. Denn irgendwann wirst du endlich auf die Angelegenheiten zu sprechen kommen, die dich wirklich interessieren.

»Ach«, setzte Vilgefortz langsam an. »Ich weiß schon, wovon ich reden wollte. Es geht mir um die dienstjüngsten Mitglieder des Rates. Um Fercart und Yennefer. Soviel ich weiß, steht Fercart in Verbindung mit Foltest von Temerien, sitzt zusammen mit Triss Merigold im königlichen Rat. Aber mit wem steht Yennefer in Verbindung? Du hast gesagt, Artaud, sie gehöre zu denen, die im Dienste der Könige stehen.«

»Artaud hat übertrieben«, sagte Tissaia ruhig.

»Yennefer wohnt in Vengerberg, also wendet sich Demawend gelegentlich um Hilfe an sie, doch sie arbeiten nicht ständig zusammen. Man kann jedenfalls nicht sagen, sie stehe in seinen Diensten.«

»Was ist mit ihrem Sehvermögen? Alles in Ordnung, hoffe ich?«

»Ja. Alles in Ordnung.«

»Das ist gut. Das ist sehr gut. Ich habe mir Sorgen gemacht ... Wisst ihr, ich wollte mit ihr in Verbindung treten, aber es stellte sich heraus, dass sie verreist ist. Niemand wusste, wohin.«

Stein, Metall, Kristall, dachte Tissaia de Vries. Alles, was Yennefer trägt, ist aktiv, durch Psychovision nicht zu entdecken. Wenn Yennefer nicht will, dass man weiß, wo sie ist, wird niemand es erfahren.

»Schreib ihr«, sagte sie ruhig und zupfte die Manschetten zurecht. »Und übermittle den Brief auf die übliche Weise. Er wird unfehlbar ankommen. Und Yennefer, wo immer sie auch ist, wird antworten. Sie antwortet immer.«

»Yennefer«, warf Artaud ein, »verschwindet häufig, oft monatelang. Die Gründe sind meistens recht trivial ...«

Tissaia schaute ihn an, presste die Lippen zusammen. Der Zauberer verstummte. Vilgefortz deutete ein Lächeln an.

»Eben«, sagte er. »Ebendaran dachte ich. Seinerzeit war sie sehr stark liiert mit ... einem gewissen Hexer. Geralt, wenn ich mich nicht irre. Es hat den Anschein, dass das keine gewöhnliche vorübergehende Liebelei war. Es hatte den Anschein, dass Yennefer ziemlich stark involviert war ...«

Tissaia de Vries richtete sich auf, umklammerte mit den Händen die Armlehnen.

»Warum fragst du danach? Das sind Privatangelegenheiten. Uns geht das nichts an.«

»Natürlich.« Vilgefortz schaute auf den Brief, den er auf das Pult geworfen hatte. »Es geht uns nichts an. Und es ist nicht eitle Neugier, die mich bewegt, sondern die Sorge um den emotionalen Zustand eines Ratsmitglieds. Mir gibt die Reaktion Yennefers auf die Nachricht vom Tode jenes ... Geralt zu denken. Ich meine, sie hätte zur Tagesordnung übergehen können, sich abfinden, ohne in Depressionen und übertriebene Trauer zu verfallen?«

»Das hätte sie zweifellos«, sagte Tissaia kalt.

»Zumal solche Nachrichten sie immer mal wieder erreichen. Und sich regelmäßig als Gerüchte erweisen.«

»So ist es«, bekräftigte Terranova. »Überhaupt weiß sich dieser Geralt zu helfen. Und ist es ein Wunder? Das ist ein Mutant, eine Mordmaschine, darauf programmiert, zu töten und sich nicht töten zu lassen. Und was Yennefer angeht, sollten wir ihre vermeintlichen Emotionen nicht überbewerten. Wir kennen sie. Sie gibt sich keinen Emotionen hin. Sie hat sich mit dem Hexer vergnügt, das ist alles. Es hat sie der Tod interessiert, mit dem dieser Typ ständig spielt. Und wenn er schließlich zu Ende gespielt hat, ist die Sache erledigt.«

»Vorerst«, sagte Tissaia de Vries trocken, lebt der Hexer noch.«

Vilgefortz lächelte, warf erneut einen Blick auf den vor ihm liegenden Brief.

»Tatsächlich?«, sagte er. »Das glaube ich kaum.«

Geralt schüttelte sich leicht, schluckte Speichel hinunter. Er hatte die erste Erschütterung nach der Einnahme des Elixiers schon hinter sich, nun begann die Wirkungsphase, angekündigt durch einen unangenehmen Schwindel im Verein mit der Anpassung des Sehvermögens an die Dunkelheit.

Die Anpassung verlief rasch. Die Finsternis der Nacht hellte sich auf, alles ringsum nahm graue Schattierungen an, die zunächst nebelhaft und unklar waren, aber allmählich immer konstrastreicher, deutlicher und schärfer wurden. In der aufs Kanalufer mündenden Gasse, die eben noch finster gewesen war wie ein Fass Pech, konnte Geralt schon die Ratten erkennen, die den Rinnstein entlangliefen, Pfützen und Mauerritzen beschnupperten.

Auch sein Gehör war unter dem Einfluss des Hexertranks schärfer geworden. Das menschenleere Gewirr von Gassen, in dem eben noch nur das Rauschen des Regens in den Dachrinnen zu hören gewesen war, begann zu leben, füllte sich mit Geräuschen. Er hörte das Fauchen kämpfender Kater, das Bellen von Hunden jenseits des Kanals, Gelächter und Rufe aus den Schenken und Herbergen Oxenfurts, Geschrei und Gesang in der Flößerkneipe, das ferne, leise Trillern einer Flöte, die eine sprunghafte Melodie spielte.

Die dunklen, schlafenden Häuser erwachten zum Leben – Geralt begann das Schnarchen der schlafenden Menschen auszumachen, das Stampfen der Ochsen, das Schnauben der Pferde in den Ställen. Aus einem der Häuser weiter in der Gasse drangen die gedämpften, spastischen Seufzer einer Frau heran, die Liebe machte.

Die Geräusche nahmen zu, gewannen an Kraft. Er konnte schon die Worte der obszönen Trinklieder unterscheiden, erfuhr, wie der Liebhaber der seufzenden Frau hieß. Von jenseits des Kanals, aus Myhrmans Pfahlhaus, drang das abgehackte, zusammenhanglose Gestammel des Quacksalbers herüber, den die Behandlung Philippa Eilharts in den Zustand vollständiger und sicherlich dauernder Idiotie versetzt hatte.

Es dämmerte bereits. Der Regen hörte endlich auf, es kam Wind auf, der die Wolken auseinandertrieb. Der Himmel im Osten hellte sich deutlich auf.

Die Ratten in der Gasse wurden plötzlich unruhig, stoben auseinander und davon, verschwanden zwischen Kisten und Unrat.

Der Hexer hörte Schritte. Vier oder fünf Menschen, genauer konnte er es vorerst nicht feststellen. Er blickte nach oben, sah Philippa aber nicht.

Sofort änderte er die Taktik. Wenn sich in der näher kommenden Gruppe Rience befand, hatte er wenig Chancen, sich seiner zu bemächtigen. Er hätte sich erst mit der Eskorte schlagen müssen, und das wollte er nicht. Erstens, weil er sich unter dem Einfluss des Elixiers befand und diese Leute daher sterben mussten. Zweitens, weil Rience dann eine Chance hatte, zu verschwinden.

Um die Ecke bog Rience. Der Hexer erkannte den Zauberer augenblicklich und instinktiv, obwohl er ihn nie zuvor gesehen hatte. Die Brandnarbe, das Geschenk Yennefers, lag im Schatten der Kapuze verborgen.

Er war allein. Seine Eskorte zeigte sich nicht, blieb in der Gasse in Deckung. Geralt begriff sofort, warum. Rience wusste, wer beim Hause des Quacksalbers auf ihn wartete. Rience rechnete mit einem Hinterhalt, war aber trotzdem gekommen. Der Hexer verstand, warum. Und das, noch ehe er das leise Knirschen der Schwerter hörte, die aus den Scheiden gezogen wurden. Gut, dachte er. Wenn ihr es so haben wollt, gut.

»Es ist angenehm, Jagd auf dich zu machen«, sagte Rience leise. »Man braucht dich nicht zu suchen. Du kommst von selbst dorthin, wo man dich haben will.«

»Dasselbe kann man von dir sagen«, erwiderte der Hexer ruhig. »Du bist hierhergekommen. Ich wollte dich hier haben, und da bist du.«

»Du musst Myhrman ganz schön zugesetzt haben, dass er dir von dem Amulett erzählt hat und gezeigt, wo es versteckt ist. Und auf welche Weise man es aktiviert, damit es die Nachricht sendet. Aber dass dieses Amulett gleichzeitig benachrichtigt und warnt, wusste Myhrman nicht und konnte es daher auch nicht verraten, selbst wenn du ihn auf glühenden Kohlen geröstet hast. Ich habe viele solcher Amulette verteilt. Ich wusste, dass du früher oder später auf eins davon stoßen würdest.«

Um die Ecke kamen vier Männer. Sie bewegten sich langsam, geschickt und lautlos. Noch immer blieben sie in dem Streifen Finsternis, und die blankgezogenen Schwerter hielten sie so, dass kein Funkeln der Klinge sie verriet. Der Hexer sah sie natürlich deutlich. Doch er ließ es sich nicht anmerken. Gut, ihr Mörder, dachte er. Wenn ihr es wollt, sollt ihr es bekommen.

»Ich habe gewartet«, fuhr Rience fort, ohne sich von der Stelle zu rühren, »und nun ist es so weit. Ich gedenke, die Erde endlich von deiner Last zu befreien, du widerlicher Abartiger.«

»Du gedenkst? Du überschätzt dich. Du bist nur ein Werkzeug. Ein Scherge, den andere zur Erledigung schmutziger Angelegenheiten angeheuert haben. Wer hat dich angeheuert, Knecht?«

»Du willst zu viel wissen, Mutant. Du nennst mich einen Knecht? Und weißt du, was du bist? Ein Haufen Scheiße, der auf der Straße liegt und den man wegräumen muss, weil sich jemand nicht die Stiefel schmutzig machen will. Nein, ich werde dir nicht sagen, wer dieser Jemand ist, obwohl ich es könnte. Ich will dir stattdessen etwas anderes sagen, damit du etwas hast, worüber du auf dem Weg zur Hölle nachdenken kannst. Ich weiß schon, wo der Bankert ist, den du so behütet hast. Und ich weiß, wo diese deine Hexe ist, Yennefer. Meinen Auftraggebern ist sie egal, aber ich habe eine besondere Abneigung gegen dieses Weib. Sobald ich mit dir fertig bin, nehme ich sie mir vor. Ich werde dafür sorgen, dass sie die Spielchen mit dem Feuer bereut. O ja, es wird ihr leidtun. Sehr lange.«

»Das hättest du nicht sagen sollen.« Der Hexer lächelte bösartig, er spürte schon die Euphorie des Kampfes, hervorgerufen durch das Elixier, das mit dem Adrenalin reagierte. »Ehe du das sagtest, hattest du eine Überlebenschance. Jetzt nicht mehr.«

Ein starkes Rucken des Hexermedaillons warnte ihn vor einem plötzlichen Angriff. Er sprang zurück und zog dabei blitzschnell das Schwert, die mit Runen bedeckte Klinge schmetterte eine heftige, lähmende Welle magischer Energie ab. Rience wich zurück, hob die Hände zu einer Geste, bekam es aber im letzten Augenblick mit der Angst zu tun. Ohne einen anderen Zauberspruch zu versuchen, zog er sich eilig in die Tiefe der Gasse zurück. Der Hexer konnte ihn nicht verfolgen – auf ihn stürzten sich jene vier, die glaubten, der Schatten verberge sie. Schwerter blitzten.

Es waren Profis. Alle vier. Erfahrene, geschickte, eingespielte Profis. Sie drangen paarweise auf ihn ein, zwei von links, zwei von rechts. Paarweise – so dass einer immer Deckung hinter dem Rücken des anderen hatte. Der Hexer wählte die von links aus. Über die vom Elixier hervorgerufene Euphorie legte sich Wut.

Der erste Scherge griff mit einer Finte aus der Dexter an, nur um wegzuspringen und dem hinter seinem Rücken Gelegenheit zu einem heimtückischen Stoß zu geben. Geralt wirbelte in einer Pirouette herum, wich ihnen aus und hieb von hinten auf jenen anderen ein, mit der äußersten Schwertspitze über Genick, Hals und Rücken. Er war wütend und hieb kräftig zu. Eine Fontäne von Blut sprühte an die Wand.

Der Erste wich blitzschnell zurück und machte dem nächsten Paar Platz. Die teilten sich beim Angriff und stießen mit den Schwertern in zwei Richtungen, so dass nur ein Hieb zu parieren war – der andere musste treffen. Geralt parierte nicht, glitt aus der Pirouette heraus zwischen sie. Um nicht zusammenzustoßen, mussten beide von dem eingespielten Rhythmus abweichen, von den eingeübten Schritten. Dem einen gelang es, sich mit einer weichen, katzenhaften Wendung wegzudrehen, er sprang geschickt beiseite. Dem anderen gelang es nicht. Er verlor das Gleichgewicht, bot Geralt den Rücken dar. Der Hexer ging in die gegenläufige Pirouette und hieb ihm mit Schwung übers Kreuz. Er war wütend. Er fühlte, wie die geschärfte Hexerklinge das Rückgrat durchtrennte. Ein entsetzliches Geheul hallte als Echo in der Gasse wider. Die beiden Übrigen fielen ihn sofort an, überschütteten ihn mit Hieben, die er mit größter Mühe parierte. Er ging in eine Pirouette, riss sich vom Wirbel der Klingen los. Doch anstatt sich mit dem Rücken zur Wand zu stellen und sich zu verteidigen, griff er an.

Das hatten sie nicht erwartet; es gelang ihnen nicht, rechtzeitig wegzuspringen und sich zu trennen. Einer schlug einen Konter, doch der Hexer wich dem Schlag aus, wirbelte herum, hieb nach hinten, blindlings, nur an der Luftbewegung orientiert. Er war wütend. Er zielte tief, auf den Bauch. Er traf. Er hörte einen erstickten Schrei, hatte aber keine Zeit, sich umzusehen. Der letzte von den Mördern war schon bei ihm, schlug schon eine rasche, hässliche Sinister, eine Quart. Geralt parierte im letzten Moment, ohne Drehung, mit einer Quart aus der Dexter. Der Scherge machte sich den übernommenen Impuls der Parade zunutze, schnellte wie eine Feder zurück und hieb aus halber Drehung zu, weit ausholend und kraftvoll. Zu kraftvoll. Geralt wirbelte bereits herum. Die Klinge des Mörders, wesentlich schwerer als die des Hexers, hieb durch die Luft, er musste dem Schlag folgen. Der Schwung drehte ihn herum. Geralt kam direkt neben ihm aus der Halbpirouette heraus, sehr nahe. Er sah sein verzerrtes Gesicht, die entsetzten Augen. Er war wütend. Er schlug zu. Kurz, aber kräftig. Und unfehlbar. Genau in die Augen.

Er hörte den entsetzlichen Schrei Shanis, die sich auf der Brücke, die zum Hause des Quacksalbers führte, von dem sie festhaltenden Rittersporn losriss.

Rience warf den Mantel ab und wich tiefer in die Gasse zurück, hob beide Hände und reckte sie nach vorn; schon begann aus ihnen magisches Licht zu strömen. Geralt fasste das Schwert mit beiden Händen und rannte ohne zu zögern auf ihn zu. Dem Zauberer versagten die Nerven. Ohne den Spruch zu vollenden, wandte er sich zur Flucht, wobei er etwas Unverständliches rief. Doch Geralt verstand es. Er wusste, dass Rience Hilfe herbeirief. Dass er um Rettung flehte.

Und die Rettung kam. Die Gasse erstrahlte in grellem Licht, auf der bröckelnden, von Wasserflecken gezeichneten Wand eines Hauses leuchtete ein feuriges Teleport-Oval auf. Rience stürzte darauf zu. Geralt sprang. Er war sehr wütend.

Toublanc Michelet stöhnte, krümmte sich zusammen, während er mit beiden Händen den aufgeschlitzten Bauch zusammenpresste. Er fühlte, wie das Blut aus ihm herausströmte, zwischen den Fingern hervorquoll. Nicht weit von ihm lag Flavius. Vor einem Moment hatte er noch gezuckt. Doch jetzt regte er sich nicht mehr. Toublanc presste die Lider zusammen, öffnete dann die Augen. Aber die Eule, die neben Flavius saß, war sichtlich keine Halluzination, denn sie verschwand nicht. Er stöhnte abermals und wandte den Kopf ab.

Irgendein Weibsbild, der Stimme nach zu urteilen sehr jung, schrie entsetzlich.

»Lass mich los! Dort sind Verwundete! Ich muss ... Ich bin Medizinerin, Rittersporn! Lass mich, hörst du?«

»Du kannst ihnen nicht helfen«, sagte mit tonloser Stimme der, den sie Rittersporn nannte. »Nicht nach einem Hexerschwert ... Geh nicht einmal näher. Schau nicht hin ... Ich bitte dich inständig, Shani, schau nicht hin.«

Toublanc spürte, wie sich jemand neben ihn kniete. Er nahm einen Geruch von Parfüm und nassen Federn wahr. Er hörte eine leise, sanfte, beruhigende Stimme. Er hatte Mühe, die Worte zu unterscheiden, das nervtötende Geschrei und Schluchzen des jungen Weibes störte. Dieser ... Medizinerin. Aber wenn die Medizinerin schrie, wer kniete dann neben ihm? Toublanc stöhnte ...

»... wird gut. Alles wird gut.«

»Der Hunds ... fott ...«, stöhnte er.

»Rience ... hat uns gesagt ... ein gewöhnlicher Depp ... Aber das war ... ein Hexer ... ’n Ha ... ken ... Hilfe ... meine ... Därme ...«

»Still, still, Söhnchen. Beruhige dich. Ist schon gut. Tut schon nicht mehr weh. Es tut doch nicht mehr weh, nicht wahr? Sag mir, wer hat euch angestellt? Wer hat euch mit Rience zusammengebracht? Wer hat ihn empfohlen? Wer hat euch das eingebrockt? Sag es mir bitte, Söhnchen. Und dann wird alles gut. Du wirst sehen, alles wird gut. Sag es mir bitte.«

Toublanc fühlte Blut im Munde. Doch er hatte keine Kraft, es auszuspucken. Die Wange an die nasse Erde gepresst, öffnete er den Mund; das Blut floss von selbst heraus.

Er fühlte nichts mehr.

»Sag es mir«, wiederholte die sanfte Stimme.

»Sag es mir, Söhnchen.«

Toublanc Michelet, Berufsmörder seit seinem vierzehnten Lebensjahr, schloss die Augen, verzog das Gesicht zu einem blutigen Lächeln. Und brachte flüsternd vor, was er wusste.

Als er aber die Augen öffnete, erblickte er ein Stilett mit einer ganz schmalen Klinge und einem kleinen goldenen Stichblatt.

»Hab keine Angst«, sagte die sanfte Stimme, und die Klinge des Stiletts berührte seine Schläfe. »Es wird nicht wehtun.«

Es tat wirklich nicht weh.

Er erreichte den Zauberer im letzten Augenblick, unmittelbar vor dem Teleport. Das Schwert hatte er schon vorher weggeworfen, er hatte die Hände frei, die im Sprung vorgereckten Finger krallten sich in den Saum des Mantels. Rience verlor das Gleichgewicht, der Ruck beugte ihn nach hinten, zwang ihn, einen Schritt zurück zu machen. Er zerrte heftig, zerriss mit einer gewaltsamen Bewegung den Mantel von einer Schnalle zur anderen, befreite sich. Zu spät.

Geralt schleuderte ihn mit einem Schlag der rechten Faust gegen die Schulter herum und schlug sofort mit der linken zu, auf den Hals unterm Ohr. Rience wankte, fiel aber nicht. Der Hexer sprang weich an ihn heran und rammte die Faust mit ganzer Kraft unter die Rippen. Der Zauberer stöhnte und hing schlaff auf der Faust. Geralt packte ihn an den Schößen seiner Jacke, drehte ihn und warf ihn zu Boden. Unter Geralts Knie streckte Rience eine Hand aus, öffnete den Mund zu einem Spruch. Der Hexer ballte die Faust und schlug von oben herab zu. Direkt auf den Mund. Die Lippen platzten auf wie Johannisbeeren.

»Ein Geschenk von Yennefer hast du schon«, stieß er heiser hervor. »Jetzt kriegst du eins von mir.«

Er schlug noch einmal zu. Der Kopf des Zauberers ruckte hoch, auf Stirn und Wangen spritzte Blut. Geralt wunderte sich ein wenig – er fühlte keinen Schmerz, aber er hatte zweifellos bei dem Kampf etwas abbekommen. Es war sein eigenes Blut. Er achtete nicht darauf, hatte auch keine Zeit, die Wunde zu suchen und sich mit ihr zu befassen. Er holte aus und schlug Rience nochmals. Er war wütend.

»Wer hat dich geschickt? Wer hat dich beauftragt?«

Rience spuckte ihm Blut entgegen. Der Hexer schlug abermals zu.

»Wer?«

Das Feueroval des Teleports flammte heller auf, das daraus hervorströmende Licht erfüllte die ganze Gasse. Der Hexer fühlte die aus dem Oval hervorschlagende Kraft, spürte sie, noch ehe das Medaillon an seinem Hals heftig, warnend zu zucken begann.

Auch Rience fühlte die aus dem Teleport strömende Energie, die nahende Hilfe verhieß. Er schrie, wand sich wie ein riesiger Fisch. Geralt stemmte ihm die Knie gegen die Brust, hob die Hand, formte mit den Fingern das Zeichen Aard, zielte auf das flammende Portal. Das war ein Fehler.

Aus dem Portal kam niemand heraus. Nur Kraft strahlte daraus hervor, und diese Kraft nahm sich Rience.

Aus den gespreizten Fingern der Zauberers wuchsen sechszöllige stählerne Stacheln hervor. Sie bohrten sich mit hörbarem Knirschen in Geralts Brust und Schulter. Aus den Stacheln explodierte Energie. Der Hexer wurde mit einem krampfhaften Sprung zurückgeworfen. Die Erschütterung war so stark, dass er fühlte und hörte, wie seine vor Schmerz zusammengebissenen Zähne knirschten und brachen. Mindestens zwei.

Rience versuchte hochzuspringen, fiel aber sofort wieder auf die Knie, rutschte so auf den Teleport zu. Geralt, der um Atem rang, zog das Stilett aus dem Stiefelschaft. Der Zauberer schaute sich um, sprang auf. Auch der Hexer sprang auf, aber schneller. Rience blickte abermals zurück, schrie gellend auf. Geralt hielt das Stilett umklammert. Er war wütend. Sehr wütend.

Etwas packte ihn von hinten, nahm ihm die Kraft, lähmte ihn. Das Medaillon am Hals begann heftig zu pulsieren, der Schmerz in der verwundeten Schulter pochte krampfhaft.

Ein Dutzend Schritte hinter ihm stand Philippa Eilhart. Aus ihren erhobenen Händen strömte ein mattes Licht – zwei Bögen, zwei Strahlen. Beide berührten seinen Rücken, drückten die Schultern wie leuchtende Zangen zusammen. Er versuchte sich loszureißen – vergebens. Er konnte sich nicht vom Fleck rühren. Er konnte nur zuschauen, wie Rience torkelnd den Teleport erreichte, der in milchigem Lichtschein wogte.

Langsam, ohne Eile trat Rience ins Licht des Teleports, fiel hinein wie ein Taucher, verschwamm, verschwand. Eine Sekunde darauf erlosch das Oval und hüllte die Gasse für einen Moment in undurchdringliche, dichte, samtene Schwärze.

Irgendwo in den Winkeln der Gasse fauchten kämpfende Kater. Geralt schaute auf die Klinge des Schwertes, das er aufgehoben hatte, und ging auf die Zauberin zu.

»Warum, Philippa? Warum hast du das getan?«

Die Zauberin wich einen Schritt zurück. Sie hielt noch immer das Stilett in der Hand, das sie eben erst Toublanc Michelet in den Schädel gebohrt hatte.

»Warum fragst du? Du weißt es doch.«

»Ja«, bestätigte er. »Jetzt weiß ich es schon.«

»Du bist verwundet, Geralt. Du fühlst den Schmerz nicht, weil du von dem Hexerelixier benommen bist, aber schau, wie du blutest. Hast du dich so weit beruhigt, dass ich ohne Befürchtungen näher kommen und mich mit dir befassen kann? Zum Teufel, schau nicht so drein! Und komm mir nicht näher. Noch ein Schritt, und ich muss ... Komm nicht näher! Bitte! Ich will dir nichts Böses, aber wenn du näher kommst ...«

»Philippa!«, schrie Rittersporn, der noch immer die weinende Shani hielt. »Bist du verrückt geworden?«

»Nein«, brachte der Hexer mit Mühe hervor.

»Sie ist bei vollem Verstand. Und weiß genau, was sie tut. Sie hat es die ganze Zeit gewusst. Sie hat uns ausgenutzt. Verraten. Betrogen ...«

»Beruhige dich«, widerholte Philippa Eilhart.

»Du wirst das nicht verstehen, und das ist auch gar nicht nötig. Ich musste tun, was ich getan habe. Und nenne mich nicht Verräterin. Denn ich habe es getan, um einen höheren Zweck eben nicht zu verraten; du kannst dir das nicht vorstellen. Eine große und wichtige Sache, derart wichtig, dass man ihr ohne zu zögern alle kleinen Angelegenheiten opfern muss, wenn man vor die Wahl gestellt wird. Geralt, zum Teufel, wir reden hier, und du stehst in einer Blutlache. Beruhige dich und erlaube, dass wir uns mit dir befassen, ich und Shani.«

»Sie hat recht!«, rief Rittersporn. »Du bist verwundet, verdammt noch mal! Wir müssen dich versorgen und von hier verschwinden! Zanken könnt ihr euch später!«

»Du und deine große Sache ...« Ohne den Troubadour zu beachten, trat der Hexer wankend vor. »Deine große Sache, Philippa, und deine Wahl, das ist ein Verwundeter, den du kaltblütig erstochen hast, nachdem er alles gesagt hatte, was du wissen wolltest und was ich nicht erfahren durfte. Deine große Sache ist Rience, dem du die Flucht ermöglicht hast, damit er nicht womöglich den Namen seines Auftraggebers verrät. Damit er weiter morden kann. Deine große Sache sind jene Toten, die es nicht hätte zu geben brauchen. Entschuldige, ich habe mich falsch ausgedrückt. Keine Toten. Kleine Angelegenheiten!«

»Ich wusste, dass du es nicht verstehen würdest.«

»Ich werde es nicht verstehen, gewiss. Niemals. Aber worum es geht, weiß ich. Eure großen Sachen, eure Kriege, euer Kampf um die Rettung der Welt ... Euer Zweck, der die Mittel heiligt ... Hör gut hin, Philippa. Hörst du diese Schreie, dieses Fauchen? Das sind Kater, die um eine große Sache kämpfen. Um die ungeteilte Herrschaft über einen Haufen Abfälle. Das ist kein Spiel, da fließt Blut und fliegen Fetzen. Da ist ein Krieg im Gange.

Aber mich gehen beide Kriege, der Katzenkrieg und deiner, unglaublich wenig an.«

»Das scheint dir nur so«, zischte die Zauberin.

»Das alles wird dich schon bald angehen, früher, als du denkst. Du stehst vor der Notwendigkeit und vor der Wahl. Du hast dich in die Vorsehung verstrickt, mein Lieber, tiefer, als du glaubtest. Du dachtest, du nimmst ein Kind unter deinen Schutz, ein kleines Mädchen. Du hast dich geirrt. Du hast die Flamme zu dir genommen, die jeden Augenblick die ganze Welt in Brand stecken kann. Unsere Welt. Deine, meine, die der anderen. Und du wirst wählen müssen. So wie ich. So wie Triss Merigold. So, wie Yennefer wählen musste. Denn Yennefer hat ihre Wahl schon getroffen. Deine Vorherbestimmung liegt in ihren Händen, Hexer. Du selbst hast sie in diese Hände gelegt.«

Der Hexer wankte. Shani schrie auf, riss sich von Rittersporn los. Geralt hielt sie mit einer Geste zurück, richtete sich auf, schaute Philippa Eilhart geradezu in die dunklen Augen.

»Meine Vorherbestimmung«, brachte er mit Mühe hervor. »Meine Wahl ... Ich will dir sagen, Philippa, was ich gewählt habe. Ich werde nicht erlauben, dass ihr Ciri in eure dreckigen Machenschaften hineinzieht. Ich warne dich. Wer immer es wagt, Ciri ein Leid anzutun, wird so enden wie die vier, die hier liegen. Ich werde nicht schwören. Ich habe nichts, worauf ich schwören könnte. Ich warne einfach. Du hast mir vorgeworfen, dass ich ein schlechter Vormund sei, dass ich dieses Kind nicht beschützen kann. Ich werde es beschützen. So gut ich kann. Ich werde töten. Erbarmungslos töten ...«

»Ich glaube dir«, sagte die Zauberin lächelnd.

»Ich glaube, dass du das tun wirst. Aber nicht jetzt, Geralt. Nicht sofort. Denn du wirst jeden Augenblick vom Blutverlust ohnmächtig werden. Shani, bist du bereit?«

*Niemand wird als Zauberer geboren. Wir wissen noch immer zu wenig über die Genetik und die Vererbungsmechanismen. Zu wenig Zeit und Mittel wenden wir für die Forschung auf. Versuche, magische Fähigkeiten auf dem Wege der Vererbung zu übermitteln, unternehmen wir leider immerzu auf sozusagen natürliche Art. Und die Ergebnisse dieser Pseudoexperimente sieht man nur zu oft in den Rinnsteinen der Städte und an den Mauern der Tempel. Man sieht und trifft gar zu viele Schwachsinnige und Katatoniker, sabbernde und sich einmachende Propheten, Seher, Dorfwahrsager und Wundertäter, Kretins, deren Gehirne durch eine ererbte, aber nicht beherrschte Kraft degeneriert sind.*

*Jene Debilen und Kretins können ebenfalls Nachkommen haben, können ihre Fähigkeiten vererben und weiter degenerieren. Ist jemand imstande, vorherzusehen und zu bestimmen, wie das letzte Glied dieser Kette aussehen wird?*

*Die meisten von uns Zauberern verlieren die Fortpflanzungsfähigkeit infolge somatischer Veränderungen und Funktionsstörungen der Hirnanhangsdrüse. Manche – und größtenteils Frauen – gelangen zur Magie und behalten dabei das Funktionsvermögen der Keimdrüsen. Sie können zeugen und gebären – und haben die Stirn, das für ein Glück und einen Segen zu halten. Doch ich wiederhole: Niemand wird als Zauberer geboren. Und niemand darf als Zauberer geboren werden! Im vollen Bewusstsein dessen, was ich schreibe, antworte ich auf die Frage, die auf der Zusammenkunft in Cidaris gestellt wurde: Jede von uns muss sich entscheiden, was sie sein will – Zauberin oder Mutter.*

*Ich fordere, dass alle Adeptinnen sterilisiert werden. Ohne jede Ausnahme.*

Tissaia de Vries, *Die vergiftete Quelle*

# Das siebte Kapitel

Ich fordere, dass alle Adeptinnen sterilisiert werden.Ohnejede Ausnahme.

Tissaia de Vries, Die vergiftete QuelleEins sage ich euch«, ließ sich Iola die Zweite plötzlich vernehmen und stemmte den Korb mit Getreide gegen die Hüfte. »Es wird Krieg geben. Das hat der Verwalter des Fürsten gesagt, der den Käse holen gekommen ist.«

»Krieg?« Ciri strich sich die Haare aus der Stirn. »Mit wem? Mit Nilfgaard?«

»Das habe ich nicht mehr gehört«, gab die Adeptin zu. »Aber der Verwalter hat gesagt, dass unser Fürst einen Befehl von König Foltest selbst erhalten hat. Der schickt Aufgebote herum, und die Straßen sind schon schwarz vor Soldaten. Oje! Was soll das werden?«

»Wenn Krieg«, sagte Eurneid, »dann gewiss mit Nilfgaard. Mit wem sonst? Wieder! Götter, ist das schrecklich!«

»Übertreibst du nicht mit diesem Krieg, Iola?« Ciri streute den Hühnern und Perlhühnern, die sich rings um sie in einem unruhigen, lauten Schwarm drängten, Korn hin. »Vielleicht ist es wieder nur eine Treibjagd auf die Scioa’tael?«

»Dasselbe hat Mutter Nenneke den Verwalter gefragt«, teilte Iola die Zweite mit. »Aber der Verwalter hat gesagt, nein, diesmal geht es nicht um die Eichhörnchen. Die Schlösser und Kastelle sollen Befehl haben, Vorräte für den Fall einer Belagerung anzulegen. Und die Elfen machen ja Überfälle in den Wäldern, sie belagern keine Schlösser! Der Verwalter hat gefragt, ob der Tempel mehr Käse und andere Dinge abgeben kann. Für die Vorräte in den Schlössern. Und er hat Gänsefedern verlangt. Es werden viele Gänsefedern gebraucht, hat er gesagt. Für die Pfeile. Zum Bogenschießen, versteht ihr? O Götter! Wir werden viel zu tun bekommen! Arbeit bis über die Ohren!«

»Nicht alle«, sagte Eurneid anzüglich.

»Manche von uns werden sich nicht die Händchen schmutzig machen. Manche arbeiten nur zweimal in der Woche. Sie haben keine Zeit zur Arbeit, weil sie angeblich Zauberkunststückchen lernen. Aber in Wahrheit halten sie wahrscheinlich Maulaffen feil oder laufen durch den Park und köpfen mit einem Stock Blumen. Du weißt, von wem ich rede, Ciri, nicht wahr?«

»Ciri wird sicherlich in diesen Krieg ziehen.« Iola die Zweite kicherte. »Sie soll ja die Tochter eines Ritters sein! Eine große Kriegerin mit einem schrecklichen Schwert! Endlich wird sie Köpfe abhauen können anstatt Brennnesseln!«

»Nein, sie ist doch eine mächtige Zauberin!« Eurneid zog das Näschen kraus. »Sie wird alle Feinde in Feldmäuse verwandeln. Ciri! Zeig uns irgendeinen schrecklichen Zauber. Mach dich unsichtbar oder lass die Mohrrüben früher wachsen. Oder mach etwas, damit die Hühner sich selber füttern. Komm schon, lass dich nicht bitten! Sag irgendeinen Zauberspruch!«

»Magie ist nichts zum Vorführen«, sagte Ciri wütend. »Magie – das sind keine Jahrmarktskunststückchen.«

»Natürlich, natürlich.« Die Adeptin lächelte.

»Nichts zum Vorführen. Was, Iola? Es ist ganz so, als ob ich diese Hexe Yennefer reden höre!«

»Ciri wird ihr immer ähnlicher«, befand Iola und schniefte demonstrativ. »Sie riecht sogar ähnlich. Ha, das ist bestimmt ein magischer Riechstoff, aus Mannwurz oder aus Ambra gemacht. Benutzt du magische Riechstoffe, Ciri?«

»Nein! Ich benutze Seife! Etwas, was du zu selten benutzt!«

»Oho!« Eurneid verzog das Gesicht. »Wie kratzbürstig sie ist, wie böse! Wie sie sich aufplustert!«

»Früher war sie nicht so«, sagte Iola die Zweite herablassend. »Sie ist so geworden, seit sie ständig mit dieser Hexe zusammen ist. Sie schläft bei ihr, weicht dieser Yennefer nicht von der Seite. Zum Unterricht im Tempel kommt sie kaum noch, und für uns hat sie überhaupt keinen Augenblick Zeit mehr!«

»Und wir müssen die ganze Arbeit für sie machen! In der Küche und auch im Garten! Schau, Iola, was sie für Händchen hat! Wie eine Prinzessin!«

»So ist das nun mal!«, konterte Ciri. »Die einen haben ein bisschen Verstand, für die sind die Bücher! Die anderen haben nur Flausen im Kopf, für die sind die Besen!«

»Während du den Besen nur zum Fliegen nimmst, ja? Armselige Zauberin!«

»Du bist dumm!«

»Selber dumm!«

»Eben nicht!«

»Eben doch! Komm, Iola, beachte sie nicht. Zauberinnen sind keine Gesellschaft für uns.«

»Ganz bestimmt nicht!«, schrie Ciri und warf den Korb mit dem Getreide zu Boden. »Die Hühner sind die richtige Gesellschaft für euch!«

Die Adeptinnen rümpften die Nasen und gingen fort, vom aufgeregten Hühnervolk umringt.

Ciri fluchte laut, indem sie eine von Vesemirs liebsten Redensarten wiederholte, deren Bedeutung ihr nicht vollends klar war. Dann fügte sie noch ein paar Worte hinzu, die sie von Yarpen Zigrin gehört hatte und deren Bedeutung ihr ganz und gar rätselhaft war. Mit einem Fußtritt jagte sie die Glucken auseinander, die sich um das verstreute Korn drängten. Sie hob den Korb auf, nahm ihn in beide Hände, worauf sie sich in einer Hexerpirouette drehte und den Korb wie einen Diskus über die Strohdächer der Hühnerställe hinweg warf. Sie machte auf dem Absatz kehrt und begann durch den Tempelpark zu laufen.

Sie lief weich und kontrollierte routiniert ihren Atem. Bei jedem zweiten Baum, an dem sie vorbeikam, vollführte sie einen geschickten Sprung mit Halbdrehung, wobei sie einen Hieb mit einem gedachten Schwert markierte und gleich darauf wie eingeübt Volte und Finte folgen ließ. Leicht sprang sie über den niedrigen Zaun, landete sicher und weich auf federnden Füßen.

»Jarre!«, schrie sie und reckte den Kopf zum Fensterchen in der Steinmauer des Turms.

»Jarre, bist du da? He! Ich bin es!«

»Ciri?« Der Bursche lehnte sich heraus. »Was machst du hier?«

»Kann ich zu dir hochkommen?«

»Jetzt gleich? Hmm ... Ja doch, bitte ... Bitte sehr.«

Sie lief wie ein Wirbelwind die Treppe hinauf und überraschte den jungen Adepten dabei, wie er eilig seine Kleidung in Ordnung brachte und mit Pergamenten andere Pergamente zudeckte, die auf dem Tisch lagen. Jarre fuhr sich mit den Fingern durchs Haar, räusperte sich und verbeugte sich ungeschickt. Ciri steckte die Daumen in den Gürtel, schüttelte den aschblonden Schopf.

»Was ist das für ein Krieg, von dem alle reden?«, platzte sie heraus. »Ich will es wissen!«

»Bitte, setz dich.«

Sie schaute sich im Zimmer um. Darin standen vier große Tische, mit Büchern und Pergamentrollen überhäuft. Es gab nur einen Stuhl. Ebenfalls belegt.

»Krieg?«, meinte Jarre dann. »Ja, ich habe die Gerüchte gehört ... Interessiert dich das? Dich, ein Mäd ... Nein, setz dich nicht auf den Tisch, bitte, ich habe mit Mühe Ordnung in diese Dokumente gebracht ... Setz dich auf den Stuhl. Warte, ich nehme die Bücher herunter ... Weiß Frau Yennefer, dass du hier bist?«

»Nein.«

»Hmm ... Und Mutter Nenneke?«

Ciri verzog das Gesicht. Sie wusste, worum es ging. Der sechzehnjährige Jarre war ein Zögling der Erzpriesterin, den sie zum Priester und Chronisten heranzog. Er wohnte in Ellander, wo er als Schreiber beim Stadtgericht arbeitete, doch im Tempel der Melitele verbrachte er mehr Zeit als im Städtchen, ganze Tage und manchmal auch Nächte, in denen er Werke aus der Tempelbibliothek studierte, abschrieb und illuminierte. Ciri hatte es nie aus dem Munde Nennekes gehört, doch es war bekannt, dass es der Erzpriesterin absolut nicht passte, wenn Jarre sich in der Nähe der jungen Adeptinnen herumtrieb. Und umgekehrt. Die Adeptinnen indes warfen des Öfteren ein Auge auf den Burschen und tuschelten ungeniert, erörterten die verschiedenen Möglichkeiten, die die häufige Anwesenheit von jemandem in Hosen auf dem Gebiet des Tempels eröffnete. Ciri wunderte sich über alle Maßen, denn Jarre widersprach allem, was ihrer Ansicht nach einen attraktiven Mann ausmachen sollte. In Cintra, erinnerte sie sich, reichte ein attraktiver Mann mit dem Kopf bis zur Decke und mit den Schultern von einem Türpfosten zum anderen, stahl wie ein Zwerg, brüllte wie ein Ochse und stank auf dreißig Schritt nach Pferd, Schweiß und Bier, und das zu jeder Tages- und Nachtzeit. Männer, auf die diese Beschreibung nicht passte, waren den Hofdamen von Königin Calanthe keinen Seufzer und kein Gerücht wert. Ciri hatte auch genug andere Männer gesehen – die weisen und sanften Druiden von Angren, die stattlichen und finsteren Siedler von Sodden, die Hexer von Kaer Morhen. Jarre war anders. Er war dünn wie ein Strohhalm, linkisch, er trug zu große Kleidung mit Tinten- und Staubflecken, hatte ständig fettiges Haar und am Kinn anstelle von Bartstoppeln sieben, acht lange Härchen, von denen rund die Hälfte aus einer großen Warze hervorwuchs. Ciri konnte wirklich nicht verstehen, warum es sie so zu JarresTurm hinzog. Sie unterhielt sich gern mit ihm, der Bursche wusste eine Menge, man konnte viel von ihm lernen. Doch in letzter Zeit hatte er, wenn er sie anschaute, einen seltsamen, verschwommenen und nicht loslassenden Blick.

»Na«, verlangte sie ungeduldig. »Willst du es mir endlich sagen oder nicht?«

»Da gibt es nichts zu sagen. Es wird keinen Krieg geben. Das sind alles Gerüchte.«

»Aha.« Sie lachte auf. »Die Fürsten versenden die Aufgebote also nur zum Zeitvertreib? Das Heer marschiert aus Langeweile auf den Straßen umher? Red nicht drumherum, Jarre. Du kommst in die Stadt und ins Schloss, bestimmt weißt du etwas!«

»Warum fragst du nicht Frau Yennefer danach?«

»Frau Yennefer hat den Kopf voll mit Wichtigerem«, schnaubte Ciri, besann sich aber sofort, lächelte lieb und klimperte mit den Wimpern. »Och, Jarre, sag’s mir, bitte! Du bist so klug! Du kannst so schön und gelehrt reden, ich könnte dir stundenlang zuhören! Bitte, Jarre!«

Der junge Mann wurde rot, sein Blick aber wurde noch weicher und nebelhafter. Ciri atmete heimlich auf.

»Hmm ...« Jarre scharrte mit den Füßen, bewegte unsicher die Hände, weil er offensichtlich nicht wusste, was er mit ihnen anfangen sollte. »Was kann ich dir sagen? Freilich, die Leute in der Stadt reden alles Mögliche, sie sind von den Vorgängen in Dol Angra beunruhigt ... Aber Krieg wird es nicht geben. Ganz sicher. Du kannst mir glauben.«

»Natürlich kann ich das«, schnaubte sie. »Aber ich wüsste gern, worauf sich deine Sicherheit gründet. Im fürstlichen Rat hast du, soviel ich weiß, keinen Sitz. Und wenn du gestern zum Statthalter ernannt worden bist, kannst du es ruhig sagen. Dann beglückwünsche ich dich.«

»Ich studiere historische Abhandlungen« – Jarre errötete –, »und daraus kann man mehr erfahren, als wenn man im fürstlichen Rat säße. Ich habe die von Marschall Pelligram verfasste *Geschichte der Kriege* gelesen, die *Strategie* von Herzog de Ruyter, *Die Vorzüge der redanischen Ulanen* von Bronibor ... Und in der gegenwärtigen politischen Lage kenne ich mich weit genug aus, um Analogieschlüsse ziehen zu können. Weißt du, was eine Analogie ist?«

»Klar«, log Ciri, während sie einen Grashalm aus der Schuhschnalle klaubte.

»Wenn man die Geschichte früherer Kriege« – der Bursche blickte zur Decke – »über die gegenwärtige politische Geographie legt, kann man leicht einschätzen, dass kleine Grenzzwischenfälle wie der in Dol Angra zufällig und bedeutungslos sind. Du als Adeptin der Magie kennst doch die gegenwärtige politische Geographie?«

Ciri antwortete nicht, sie fummelte gedankenversunken an den auf dem Tisch liegenden Pergamenten herum, blätterte ein paar Seiten in einem großen Buch mit Ledereinband um.

»Lass das, fass es nicht an.« Jarre wurde unruhig. »Das ist ein außergewöhnlich wertvolles, einmaliges Werk.«

»Ich werd’s nicht fressen.«

»Du hast schmutzige Hände.«

»Sie sind sauberer als deine. Hör mal, hast du hier irgendwelche Karten?«

»Ja, aber sie liegen in der Truhe«, sagte der junge Mann rasch, doch als er sah, wie Ciri das Gesicht verzog, seufzte er, warf ein paar Pergamentrollen vom Deckel, öffnete die Truhe, kniete sich vor ihr hin und begann darin zu wühlen. Ciri rutschte auf dem Stuhl hin und her, zappelte mit den Beinen und blätterte weiter in dem Buch. Zwischen den Seiten lugte plötzlich ein loses Blatt mit einem Bild hervor, das eine Frau mit spiralförmig gedrehten Locken zeigte, die völlig nackt war, in Umarmung mit einem ebenso nackten, bärtigen Mann. Mit herausgestreckter Zunge wendete das Mädchen lange den Stich hin und her, im Ungewissen, wo oben und unten war. Schließlich entdeckte sie das wesentlichste Detail des Bildes und kicherte los. Jarre, der mit einer dicken Pergamentrolle unterm Arm hinzutrat, errötete heftig, nahm ihr wortlos den Stich aus der Hand und schob ihn unter die Papiere, die sich auf dem Tisch türmten.

»Ein außergewöhnlich wertvolles und einmaliges Werk«, spottete sie. »Solche Analogien studierst du also? Sind da noch mehr Bilder von der Sorte? Merkwürdig, das Buch heißt *Heilung und Gesundung*. Ich möchte wissen, was für eine Krankheit das ist, die man auf diese Weise heilt.«

»Du kannst die Ersten Runen lesen?«, wunderte sich der Bursche und räusperte sich verlegen. »Ich wusste nicht ...«

»Du weißt vieles noch nicht«, erwiderte sie hochnäsig. »Was denkst du dir denn? Ich bin doch nicht so eine Adeptin zum Hühnerrupfen. Ich bin ... eine Zauberin. Nun zeig schon diese Karte!«

Sie knieten sich beide auf den Fußboden und hielten mit Händen und Knien den steifen Bogen fest, der sich hartnäckig wieder zusammenrollen wollte. Schließlich fixierte Ciri eine der Ecken mit einem Stuhlbein, und Jarre legte auf eine andere ein schweres Buch namens *Leben und Taten des großen Königs Radowid*.

»Hmm ... Das ist vielleicht ein undeutliches Ding von einer Karte! Ich finde mich überhaupt nicht zurecht ... Wo sind wir? Wo ist Ellander?«

»Hier.« Er zeigte mit dem Finger darauf. »Hier ist Temerien, dieses Gebiet. Hier ist Wyzima, die Hauptstadt von unserem König Foltest. Hier, im Pontartal, liegt das Fürstentum Ellander. Und hier ... Ja, hier ist unser Tempel.«

»Und was ist das für ein See? Wir haben hier überhaupt keine Seen.«

»Das ist kein See. Das ist ein Tintenklecks.«

»Aha. Und hier ... Hier ist Cintra. Ja?«

»Ja. Südlich vom Flussland und von Sodden. Da, sieh, da fließt der Fluss Jaruga, und er mündet gerade dort ins Meer, wo Cintra liegt. Dieses Land – falls du es nicht weißt – wird gegenwärtig von den Nilfgaardern beherrscht ...«

»Ich weiß«, fiel sie ihm ins Wort und ballte die Faust. »Ich weiß das sehr gut. Und wo ist dieses ganze Nilfgaard? Ich sehe hier keins. Es passt nicht auf deine Karte, oder was? Gib eine größere!«

»Hmm ...« Jarre kratzte sich die Warze am Kinn. »Solche Karten habe ich nicht ... Aber ich weiß, dass Nilfgaard irgendwo weiter weg liegt, in südlicher Richtung ... Na, etwa so weit. Ungefähr.«

»So weit weg?«, wunderte sich Ciri und schaute zu der Stelle auf dem Fußboden, wo Jarre hinzeigte. »Von so weit her sind sie gekommen? Und haben unterwegs die anderen Länder erobert?«

»Ja, das stimmt. Sie haben Metinna, Maecht, Nasair, Ebbing unterworfen, alle Königreiche südlich von den Amellbergen. Diese Königreiche wie auch Cintra und Obersodden nennen die Nilfgaarder jetzt ›die Provinzen‹. Aber Niedersodden, Verden und Brugge haben sie nicht erobern können. Hier an der Jaruga haben die Heere der Vier Königreiche sie aufgehalten, nachdem sie sie in der Schlacht von ...«

»Ich weiß, ich habe Geschichte gelernt.« Ciri schlug mit der Hand auf die Karte. »Also, Jarre, rede vom Krieg. Wir knien auf der politischenGeographie.Zieh Schlussfolgerungen, aus Analogien oder woraus du sonst willst. Ich bin ganz Ohr.«

Der junge Mann räusperte sich, wurde rot, worauf er zu erklären anhob und mit einem Federkiel auf die jeweiligen Gebiete der Karte zeigte. »Die gegenwärtige Grenze zwischen uns und den von Nilfgaard beherrschten Ländern bildet, wie du siehst, der Fluss Jaruga. Das ist ein praktisch nicht zu überwindendes Hindernis. Die Jaruga friert fast nie zu, und wenn die Jahreszeit regnerisch ist, kann sie so viel Wasser führen, dass sie ungefähr eine Meile breit ist. Über eine lange Strecke, hier, fließt sie zwischen steilen, unzugänglichen Ufern, zwischen den Felsen von Mahakam ...«

»Dem Land der Zwerge und Gnomen?«

»Ja. Und darum kann man die Jaruga nur hier überschreiten, im Unterlauf, in Sodden, und hier, im Mittellauf, im Tal Dol Angra ...«

»Und gerade in Dol Angra war dieser ... Zwischenfall?«

»Gemach. Ich erkläre dir gerade, dass gegenwärtig keine Armee imstande ist, den Übergang über die Jaruga zu erzwingen. Beide zugänglichen Täler, diejenigen, wo seit Jahrhunderten die Armeen marschiert sind, sind sehr stark besetzt und verteidigt, sowohl auf unserer Seite wie von Nilfgaard. Schau auf die Karte. Sieh, wie viele Festungen da sind. Da liegt Verden, da Brugge, da die Skellige- Inseln ...«

»Und das, was ist das? Dieser große weiße Fleck?«

Jarre rückte näher heran, sie spürte die Wärme seines Knies. »Der Wald Brokilon«, sagte er.

»Das ist verbotenes Gebiet. Das Reich der Walddryaden. Der Brokilon deckt ebenfalls unsere Flanke. Die Dryaden werden niemanden durchlassen. Auch die Nilfgaarder nicht ...«

»Hmm ...« Ciri beugte sich über die Karte.

»Hier ist Aedirn ... und die Stadt Vengerberg ... Jarre! Hör sofort auf!«

Der Busche zog mit einem Ruck seinen Mund von ihren Haaren zurück, wurde rot wie eine Pfingstrose.

»Ich möchte nicht, dass du das mit mir machst!«

»Ciri, ich ...«

»Ich bin in einer wichtigen Angelegenheit zu dir gekommen, als Zauberin zum Gelehrten«, sagte sie kalt und würdevoll, wobei sie den Tonfall Yennefers exakt nachahmte. »Benimm dich also!«

Der »Gelehrte« wurde noch verlegener und machte ein so dummes Gesicht, dass die Zauberin« sich nur mit Mühe das Lachen verkneifen konnte, als sie sich wieder über die Karte beugte.

»Aus deiner ganzen Geographie«, fuhr sie fort,

»ergibt sich so weit überhaupt nichts. Du erzählst mir vom Fluss Jaruga, aber die Nilfgaarder sind ja schon einmal auf die andere Seite gekommen. Was sollte sie diesmal hindern?«

»Damals« – Jarre räusperte sich, wischte den Schweiß ab, der ihm plötzlich auf die Stirn getreten war – »hatten sie nur Brugge, Sodden und Temerien gegen sich. Jetzt sind wir in einem Bündnis vereint. Wie in der Schlacht von Sodden. Die Vier Königreiche. Temerien, Redanien, Aedirn und Kaedwen ...«

»Kaedwen«, sagte Ciri gewichtig. »Ja, ich weiß, worauf dieses Bündnis beruht. König Henselt von Kaedwen schickt dem König Demawend von Aedirn eine geheime Sonderhilfe. Diese Hilfe wird in Fässern transportiert. Und wenn König Demawend den Verdacht hat, dass jemand ein Verräter ist, legt er Steine in die Fässer. Er stellt eine Falle ...«

Sie verstummte, als ihr einfiel, dass Geralt ihr verboten hatte, über die Ereignisse in Kaedwen zu sprechen. Jarre betrachtete sie misstrauisch.

»Wirklich? Und woher kannst du das alles wissen?«

»Ich habe davon in einem Buch gelesen, das Marschall Pelikan geschrieben hat«, schnaubte sie. »Und in anderen Analogien. Erzähl, was in diesem Dol Angra passiert ist, oder wie das heißt. Aber zuerst zeig mir, wo das ist.«

»Hier. Dol Angra ist ein breites Tal, der Weg, der von Süden her zu den Königreichen Lyrien und Rivien führt, nach Aedirn und weiter nach Dol Blathanna und Kaedwen ... Und durchs Pontartal zu uns, nach Temerien.«

»Und was ist da geschehen?«

»Es ist zu Kämpfen gekommen. Anscheinend. Ich weiß darüber nicht viel. Aber so heißt es im Schloss.«

»Wenn es zu Kämpfen gekommen ist« – Ciri runzelte die Stirn –, »dann ist das schon der Krieg! Was also erzählst du mir hier?«

»Es ist nicht zum ersten Mal zu Kämpfen gekommen«, erklärte Jarre, doch das Mädchen sah, dass er sich seiner Sache längst nicht mehr so sicher war. »An der Grenze kommt es sehr oft zu Zwischenfällen. Aber sie haben keine Bedeutung.«

»Wieso denn nicht?«

»Es gibt ein Gleichgewicht der Kräfte. Weder wir noch die Nilfgaarder können etwas unternehmen. Und keine Seite kann dem Gegner einen Casus belli geben ...«

»Was geben?«

»Einen Grund zum Krieg. Verstehst du? Darum sind die Zwischenfälle in Dol Angra mit Sicherheit zufällige Vorgänge, am ehesten Überfälle von Räubern oder Geplänkel mit Schmugglern ... Auf gar keinen Fall können das Aktionen regulärer Truppen sein, weder unserer noch der Nilfgaarder ... Denn das wäre eben ein Casus belli ...«

»Aha. Hör zu, Jarre, und sage mir ...«

Sie unterbrach sich. Sie hob plötzlich den Kopf, legte rasch die Finger an die Schläfen, runzelte die Stirn.

»Ich muss gehen«, sagte sie. »Frau Yennefer ruft mich.«

»Du kannst sie hören?«, fragte der junge Mann neugierig. »Aus der Entfernung? Auf welche Weise ...«

»Ich muss gehen«, wiederholte sie, stand auf und klopfte sich den Staub von den Knien.

»Hör zu, Jarre. Ich werde mit Frau Yennefer in sehr wichtigen Angelegenheiten abreisen. Ich weiß nicht, wann wir zurückkehren. Ich warne dich, dass es um geheime Sachen geht, die nur Zauberinnen etwas angehen, stell also keine Fragen.«

Jarre stand ebenfalls auf. Er zupfte seine Kleidung zurecht, wusste aber immer noch nicht, wohin mit den Händen. Sein Blick wurde unangenehm schmalzig.

»Ciri ...«

»Was ist?«

»Ich ... ich ...«

»Ich weiß nicht, was du meinst«, sagte sie ungeduldig und fixierte ihn aus ihren großen smaragdgrünen Augen. »Du weißt es ganz offensichtlich selber nicht. Ich gehe. Mach’s gut, Jarre.«

»Auf Wiedersehen ... Ciri. Glückliche Reise. Ich werde ... ich werde an dich denken ...«

Ciri seufzte.

»Da bin ich, Frau Yennefer!«

Sie stürmte ins Zimmer wie vom Katapult geschossen; die aufgestoßene Tür prallte dumpf gegen die Wand. Ein im Wege stehender Schemel drohte ihr die Beine zu

brechen, doch Ciri übersprang ihn geschickt, führte eine graziöse Halbpirouette und einen angedeuteten Schwertstreich aus, lächelte freudig über das gelungene Kunststück. Trotz des schnellen Laufs ging ihr Atem gleichmäßig und ruhig. Die Atemkontrolle beherrschte sie schon mit Perfektion.

»Da bin ich!«, wiederholte sie.

»Endlich. Zieh dich aus und ab in den Zuber. Ein bisschen plötzlich.«

Die Zauberin blickte sich nicht um, drehte sich nicht vom Tisch weg, vor dem sie saß; sie betrachtete Ciri im Spiegel. Mit langsamen Bewegungen kämmte sie ihre feuchten schwarzen Locken, die sich unter dem Zug des Kammes glätteten, nur, um sich gleich wieder zu schimmernden Wellen zu kräuseln.

Das Mädchen löste blitzschnell die Schuhschnallen, warf Schuhe und Kleidung ab und landete mit einem Platschen im Badezuber. Sie griff nach der Seife und begann sich energisch die Unterarme einzuseifen.

Yennefer saß reglos da, schaute zum Fenster hinaus, spielte mit dem Kamm. Ciri prustete, blubberte und spuckte, denn ihr war Seife in den Mund gekommen. Sie schüttelte den Kopf und fragte sich, ob es wohl einen Zauberspruch gebe, der es erlaubte, sich ohne Wasser, Seife und Zeitverschwendung zu waschen.

Die Zauberin legte den Kamm weg, blickte aber immer noch gedankenversunken zum Fenster hinaus, auf die Schwärme von Raben und Krähen, die inmitten von durchdringendem Gekrächze gen Osten flogen. Auf dem Tisch lagen neben einer beeindruckendenBatterievon Kosmetikflakons etliche Briefe. Ciri wusste, dass Yennefer seit langem auf diese Briefe gewartet hatte, dass sie von ihrem Empfang den Termin abhängig gemacht hatte, zu dem sie den Tempel verlassen würden. Im Gegensatz zu dem, was sie Jarre gesagt hatte, ahnte das Mädchen keineswegs, wohin sie reisen würden und zu welchem Zweck. In diesen Briefen aber ...

Während sie zur Ablenkung mit der linken Hand im Wasser platschte, formte sie mit den Fingern der rechten eine Geste, konzentrierte sich auf die Formel, heftete den Blick auf die Briefe und sandte einen Impuls aus.

»Wag es ja nicht«, sagte Yennefer, ohne sich umzuwenden.

»Ich dachte ...« Ciri hüstelte. »Ich dachte, einer davon ist von Geralt ...«

»Wenn es so wäre, hätte ich ihn dir gegeben.« Die Zauberin drehte sich auf dem Stuhl zu ihr herum. »Dauert das noch lange?«

»Ich bin fertig.«

»Steh bitte auf.«

Ciri gehorchte. Yennefer deutete ein Lächeln an. »Ja«, sagte sie. »Die Kindheit hast du schon hinter dir. Du bist an den richtigen Stellen rund geworden. Nimm die Hände runter. Deine Ellenbogen interessieren mich nicht. Na, na, ohne Ziererei, ohne falsche Scham. Das ist dein Körper, die natürlichste Sache auf der Welt. Dass du reifer wirst, ist ebenso natürlich. Wenn sich dein Schicksal anders gefügt hätte ... wärst du schon längst die Frau irgendeines Fürsten oder Königssohns. Das ist dir doch klar, nicht wahr? Nachdem wir über Fragen, die das Geschlecht betreffen, ziemlich oft und exakt gesprochen haben, musst du wissen, dass du schon eine Frau bist. Physiologisch, versteht sich. Du hast doch nicht vergessen, worüber wir gesprochen haben?«

»Nein. Ich habe es nicht vergessen.«

»Während der Besuche bei Jarre, hoffe ich, hast du auch keine Probleme mit dem Gedächtnis?«

Ciri schlug die Augen nieder, doch nur für einen Moment.

Yennefer lächelte nicht. »Trockne dich ab und komm zu mir her«, sagte sie kalt. »Verspritz bitte kein Wasser.«

In ein Badetuch gehüllt, setzte sich Ciri auf den Hocker zu Füßen der Zauberin. Yennefer kämmte ihr die Haare, schnitt von Zeit zu Zeit mit der Schere ein kleines widerspenstiges Knäuel ab.

»Bist du mir böse?«, fragte das Mädchen zögernd. »Weil ich ... im Turm war?«

»Nein. Aber Nenneke mag das nicht. Das weißt du.«

»Aber ich habe nichts ... Dieser Jarre kümmert mich überhaupt nicht.« Ciri errötete ein wenig. »Ich habe nur ...«

»Eben«, murmelte die Zauberin. »Du hast nur. Spiel nicht das Kind, denn du bist keins mehr, vergiss das nicht. Dieser Jarre wird bei deinem Anblick ganz wuschig. Weißt du das nicht?«

»Das ist nicht meine Schuld! Was soll ich machen?«

Yennefer unterbrach das Kämmen, musterte sie mit einem tiefen veilchenblauen Blick.

»Spiel nicht mit ihm. Denn das ist gemein.«

»Ich spiele überhaupt nicht mit ihm! Wir unterhalten uns nur!«

»Ich würde gern glauben« – die Zauberin klapperte mit der Schere und schnitt das nächste Knäuel ab, das sich partout nicht entwirren lassen wollte –, »dass du während dieser Unterhaltungen daran denkst, worum ich dich gebeten habe.«

»Ich denke dran, ich denke dran!«

»Das ist ein intelligenter und heller Bursche.

Ein, zwei unvorsichtige Worte können ihn auf die richtige Spur bringen, auf Dinge, von denen er nichts wissen darf. Von denen niemand wissen darf. Niemand, absolut niemand darf erfahren, wer du bist.«

»Ich denke daran«, wiederholte Ciri. »Ich habe keinem ein Sterbenswörtchen gesagt, da kannst du sicher sein. Sag mir, müssen wir deswegen so plötzlich abreisen? Hast du Angst, jemand könnte erfahren, dass ich hier bin? Ist es darum?«

»Nein. Aus anderen Gründen.«

»Oder weil ... es Krieg geben kann? Alle reden von einem neuen Krieg! Alle reden davon, Frau Yennefer.«

»Gewiss«, bestätigte die Zauberin kalt und klapperte mit der Schere über Ciris Ohr.

»Dieses Thema gehört zu den sogenannten ewigen. Man hat vom Krieg geredet, redet davon und wird davon reden. Und nicht grundlos – Kriege gab es und wird es geben. Nimm den Kopf nach vorn.«

»Jarre hat gesagt ... dass es keinen Krieg mit Nilfgaard geben wird. Er hat von irgendwelchen Analogien geredet ... Hat mir eine Karte gezeigt. Ich selber weiß nicht, was ich davon halten soll. Ich weiß nicht, was das für Analogien sind, das ist bestimmt etwas schrecklich Kluges ... Jarre liest alle möglichen gelehrten Bücher und gibt an, aber ich denke ...«

»Ich bin neugierig, was du denkst, Ciri.«

»In Cintra ... damals ... Frau Yennefer, meine Großmutter war viel klüger als Jarre. König Eist war auch klug, er war zur See gefahren, hatte alles gesehen, sogar den Narwal und die Seeschlange, bestimmt auch Analogien genug. Und? Plötzlich kamen sie. Die Nilfgaarder ...«

Ciri hob den Kopf, die Stimme stockte ihr. Yennefer umarmte sie, drückte sie fest an sich.

»Leider«, sagte sie leise. »Leider hast du recht, hässliches Eulchen. Wenn die Fähigkeit, aus Erfahrung zu lernen und Schlüsse zu ziehen, entscheidend wäre, wüssten wir schon längst nicht mehr, was Kriege sind. Aber diejenigen, die es zum Krieg drängt, haben sich nie von Erfahrungen oder Analogien aufhalten lassen.«

»Aber dann ... dann ist es wahr. Es wird Krieg geben. Müssen wir deshalb abreisen?«

»Reden wir nicht darüber. Wir wollen uns nicht im Voraus den Kopf zerbrechen.«

Ciri schniefte. »Ich habe schon Krieg gesehen«, flüsterte sie. »Ich will keinen mehr sehen. Niemals. Ich will nicht wieder allein sein. Ich will keine Angst haben. Ich will nicht von neuem alles verlieren, wie damals. Ich will Geralt nicht verlieren ... und dich, Frau Yennefer. Ich will dich nicht verlieren. Ich will bei dir sein. Und bei ihm. Für immer.«

»Das wirst du.« Die Stimme der Zauberin zitterte ein wenig. »Und ich werde auch bei dir sein, Ciri. Immer. Das verspreche ich dir.«

Ciri schniefte abermals. Yennefer hüsteltete leise, legte Kamm und Schere weg, stand auf, ging zum Fenster. Die Krähen schrien noch immer auf ihrem Flug zu den Bergen hin.

»Als ich hier ankam«, ließ sich die Zauberin plötzlich mit ihrer gewöhnlichen klangvollen, ein wenig spöttischen Stimme vernehmen.

»Als wir uns zum ersten Mal begegnet sind ... hast du mich nicht gemocht.«

Ciri schwieg. Unsere erste Begegnung, dachte sie. Ich erinnere mich. Ich war mit anderen Mädchen in der Grotte, Hroswit zeigte uns Pflanzen und Kräuter. Da kam Iola die Erste herein, flüsterte Hroswit etwas ins Ohr. Die Priesterin verzog unwillig das Gesicht. Und Iola die Erste kam mit sonderbarer Miene auf mich zu. Mach dich fertig, Ciri, sagte sie, geh schnell ins Refektorium. Mutter Nenneke verlangt nach dir. Jemand ist gekommen.

Seltsame, bedeutungsvolle Blicke, Aufregung in den Augen. Und Getuschel. Yennefer. Die Zauberin Yennefer. Schneller, Ciri, beeil dich. Mutter Nenneke wartet. Und die andere wartet auch.

Damals wusste ich sofort, dachte Ciri, dass sie es ist. Denn ich hatte sie gesehen. In der Nacht zuvor. Im Traum.

Sie.

Ihren Namen kannte ich damals nicht. In meinem Traum hatte sie geschwiegen. Sie hatte mich nur angeschaut, und hinter ihr hatte ich in der Dunkelheit geschlossene Türen gesehen ...

Ciri seufzte. Yennefer wandte sich zu ihr, der Obsidianstern an ihrem Hals funkelte mit tausend Lichtreflexen.

»Du hast recht«, gab das Mädchen mit ernster Stimme zu und schaute der Zauberin direkt in die veilchenblauen Augen. »Ich habe dich nicht gemocht.«

»Ciri«, sagte Nenneke. »Kommt zu uns. Das ist Frau Yennefer von Vengerberg, Meisterin der Magie. Hab keine Angst. Frau Yennefer weiß, wer du bist. Du kannst ihr vertrauen.«

Das Mädchen verbeugte sich, die Hände zu einer ehrerbietigen Geste zusammengelegt. Mit dem langen schwarzen Kleid raschelnd trat die Zauberin an sie heran, fasste ihr unters Kinn, hob ihr ziemlich ungeniert den Kopf an, drehte ihn nach links, nach rechts. Ciri empfand Zorn und aufkommenden Widerwillen – sie war es nicht gewohnt, auf solche Weise behandelt zu werden. Und zugleich fühlte sie brennenden Neid. Yennefer war sehr schön. Im Vergleich zu der feinen, blassen und recht gewöhnlichen Schönheit der Priesterinnen und Adeptinnen verströmte die Zauberin eine bewusste, geradezu demonstrative Schönheit, von ihr selbst akzeptiert und mit jeder Einzelheit betont. Ihre rabenschwarzen Locken, die in Kaskaden auf die Schultern fielen, glänzten, warfen das Licht wie Pfauenfedern zurück, wanden sich und wogten bei jeder Bewegung. Auf einmal schämte sich Ciri, schämte sich ihrer abgeschürften Ellenbogen, der rauen Hände, der abgebrochenen Fingernägel, der zu aschgrauen Strähnen verfilzten Haare. Auf einmal verspürte sie den heftigen Wunsch, zu haben, was Yennefer hatte – einen schönen, bis weit hinab freien Hals und darauf ein hübsches schwarzes Samtband mit einem hübschen funkelnden Stern. Gleichmäßige, mit Kohle hervorgehobene Brauen und lange Wimpern. Einen stolzen Mund. Und diese beiden Rundungen, die sich bei jedem Atemzug hoben, von schwarzem Tuch und weißer Spitze umhüllt ...

»Das ist also das berühmte Überraschungskind.« Die Zauberin verzog leicht den Mund. »Schau mir doch in die Augen, Mädchen.«

Ciri zuckte zusammen und zog den Kopf ein. Nein, darum beneidete sie Yennefer nicht, das wollte sie nicht gern haben und nicht einmal anschauen. Diese Augen, veilchenblau, tief wie unergründliche Seen, sonderbar blitzend, leidenschaftslos und böse. Erschreckend.

Die Zauberin wandte sich der beleibten Erzpriesterin zu. Der Stern an ihrem Hals flammte im Widerschein der Sonne auf, die zum Fenster des Refektoriums hereinfiel.

»Ja, Nenneke«, sagte sie. »Kein Zweifel. Man braucht nur in diese grünen Augen zu schauen, um zu wissen, dass sie etwas an sich hat. Die hohe Stirn, die ebenmäßigen Brauenbögen, die schöne Stellung der Augen. Die schmalen Nasenflügel. Die langen Finger. Die schwache Haarpigmentierung. Offensichtlich das Erbe der Elfen, obwohl sie nicht viel davon in sich hat. Ein Urgroßvater oder eine Urgroßmutter unter den Elfen. Habe ich es getroffen?«

»Ich kenne ihren Stammbaum nicht«, erwiderte die Erzpriesterin ruhig. »Er hat mich nicht interessiert.«

»Groß für ihr Alter«, fuhr die Zauberin fort, wobei sie Ciri immer noch mit Blicken taxierte. Das Mädchen kochte vor Wut und Verärgerung, kämpfte gegen den übermächtigen Wunsch an, herausfordernd loszuschreien, aus voller Lunge zu brüllen, mit den Füßen aufzustampfen und wegzulaufen in den Park, dabei den Blumentopf vom Tisch zu stoßen und so mit der Tür zu knallen, dass der Putz von der Decke rieselte.

»Nicht schlecht entwickelt.« Yennefer wandte den Blick nicht von ihr. »Hat sie in der Kindheit irgendwelche ansteckenden Krankheiten durchgemacht? Ach, danach hast du sie sicherlich auch nicht gefragt. Bei dir war sie nicht krank?«

»Nein.«

»Migräneanfälle? Ohnmacht? Neigung zu Erkältungen? Menstruationsprobleme?«

»Nein. Nur diese Träume.«

»Ich weiß.« Yennefer strich sich die Haare von der Wange zurück. »Davon hat er geschrieben. Aus seinem Brief geht hervor, dass man mit ihr in Kaer Morhen keinerlei ... Experimente angestellt hat. Ich würde gern glauben, dass das wahr ist.«

»Es ist wahr. Sie haben ihr nur natürliche Stimulanzien gegeben.«

»Stimulanzien sind niemals natürlich!« Die Zauberin hob die Stimme. »Niemals! Ebendiese Stimulanzien können bei ihr die Erscheinungen verstärkt haben ... Verdammt, so eine Verantwortungslosigkeit hätte ich ihm nicht zugetraut!«

»Beruhige dich.« Nenneke schaute sie kalt und auf einmal sonderbar abschätzig an. »Ich habe gesagt, dass es natürliche, absolut unschädliche Mittel waren. Entschuldige, meine Liebe, aber davon verstehe ich mehr als du. Ich weiß, dass es dir über alle Maßen schwerfällt, jemandes Autorität anzuerkennen, aber in diesem Fall muss ich sie gegen dich geltend machen. Und dabei wollen wir es bewenden lassen.«

»Wie du willst.« Yennefer presste die Lippen zusammen. »Na, komm, Mädchen. Wir haben nicht allzu viel Zeit, es wäre eine Sünde, sie zu vergeuden.«

Ciri unterdrückte mit Mühe das Zittern ihrer Hände, schluckte, schaute Nenneke fragend an.

Das Gesicht der Erzpriesterin war ernst und wie bekümmert, und das Lächeln, mit dem sie auf die stumme Frage antwortete, widerwärtig gekünstelt. »Du wirst jetzt mit FrauYennefer gehen«, sagte sie. »Eine Zeitlang wird Frau Yennefer deine Betreuerin sein.«

Ciri senkte den Kopf, biss die Zähne zusammen.

»Du wunderst dich sicherlich«, fuhr Nenneke fort, »dass dich plötzlich eine Meisterin der Magie unter ihren Schutz nimmt. Aber du bist ein vernünftiges Mädchen, Ciri. Du kannst dir denken, was der Grund ist. Du hast von deinen Vorfahren gewisse ... Eigenschaften geerbt. Du weißt, wovon ich rede. Du bist zu mir gekommen, damals, nach diesen Träumen, nach dem nächtlichen Aufruhr im Dormitorium. Ich habe dir nicht helfen können. Aber Frau Yennefer ...«

»Frau Yennefer«, unterbrach sie die Zauberin,

»wird tun, was zu tun ist. Gehen wir, Mädchen.«

»Geh.« Nenneke nickte und versuchte vergeblich, ihrem Lächeln wenigstens den Anschein von Natürlichkeit zu geben. »Geh, Kind. Denk daran, dass es eine große Ehre ist, jemanden wie Frau Yennefer zur Betreuerin zu haben. Mach dem Tempel und uns, deinen Lehrerinnen, keine Schande. Und sei gehorsam.«

Heute Nacht laufe ich weg, beschloss Ciri. Zurück nach Kaer Morhen. Ich stehle ein Pferd aus dem Stall, und mehr sehen sie hier nicht von mir. Ich werde fliehen!

»Genau«, sagte die Zauberin halblaut.

»Wie bitte?« Die Priesterin hob den Kopf.

»Was hast du gesagt?«

»Nichts, nichts.« Yennefer lächelte. »Es ist dir nur so vorgekommen. Oder vielleicht ist es mir so vorgekommen? Schau dir deinen Schützling an, Nenneke. Wütend wie eine Katze. Die Augen funkeln, gleich wird sie losfauchen, und wenn sie die Ohren anlegen könnte, täte sie’s. Eine Hexerin! Ich werde sie hart an die Kandare nehmen müssen, ihr die Krallen stutzen.«

»Mehr Verständnis.« Die Züge der Erzpriesterin wurden sichtlich härter. »Bitte begegne ihr mit Herz und Verständnis. Sie ist wirklich nicht, wofür du sie hältst.«

»Was willst du damit sagen?«

»Sie ist nicht deine Rivalin, Yennefer.«

Einen Moment lang maßen sie einander mit Blicken, beide, die Zauberin und die Priesterin, und Ciri spürte ein Zittern in der Luft, eine seltsame, schreckliche Kraft, die zwischen ihnen hin und her floss. Es dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde, dann verschwand die Kraft, und Yennefer lachte auf, ungezwungen und klangvoll.

»Ich hatte es vergessen«, sagte sie. »Immer auf seiner Seite, was, Nenneke? Immer voll Sorge um ihn. Wie eine Mutter, die er niemals hatte.«

»Und du bist immer gegen ihn.« Die Priesterin lächelte. »Wie üblich bedenkst du ihn mit starken Gefühlen. Und du wehrst dich aus ganzer Kraft dagegen, dieses Gefühl womöglich beim wahren Namen zu nennen.«

Wieder spürte Ciri, wie irgendwo unten im Bauch Wut aufstieg, in den Schläfen Starrsinn und Aufsässigkeit pochten. Sie rief sich in Erinnerung, wie oft und bei welchen Gelegenheiten sie diesen Namen gehört hatte. Yennefer. Den Namen, der Unruhe auslöste, der für irgendein bedrohliches Geheimnis stand. Sie konnte sich denken, was das für ein Geheimnis war.

Sie reden vor mir ganz offen, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, dachte sie, und sie spürte, wie ihre Hände abermals zu zittern begannen. Sie kümmern sich überhaupt nicht um mich. Beachten mich nicht. Als wäre ich ein Kind. Sie reden vor mir, in meiner Anwesenheit, und über Geralt, aber das dürfen sie ja nicht, denn ich ... ich bin ...

*Wer?*

»Du wiederum, Nenneke«, entgegnete die Zauberin, »ergehst dich wie üblich in Analysen fremder Gefühle und deutest sie zu allem Überfluss auch noch nach eigenem Gutdünken!«

»Und ich stecke meine Nase in fremde Angelegenheiten?«

»Das wollte ich nicht sagen.« Yennefer schüttelte die schwarzen Locken, und die Locken glänzten auf und wanden sich wie Schlangen. »Danke, dass du das für mich getan hast. Doch jetzt wollen wir bitte das Thema wechseln. Denn derjenige, über den wir reden, ist ausnehmend dumm. Man schämt sich geradezu vor unserer jungen Adeptin. Was aber das Verständnis angeht, um das du mich gebeten hast ... Ich werde verständnisvoll sein. Mit dem Herzen könnte es Schwierigkeiten geben, denn es wird allgemein angenommen, dass ich kein solches Organ besitze. Aber wir werden irgendwie zurechtkommen.Nichtwahr, Überraschungskind?«

Sie lächelte Ciri zu, und gegen ihren Willen, der Wut und Gereiztheit zum Trotz, musste Ciri das Lächeln erwidern. Denn das Lächeln der Zauberin war unerwartet nett, wohlwollend, herzlich. Und sehr, sehr schön.

Sie hörte sich Yennefers Rede an, wobei sie ihr demonstrativ den Rücken zukehrte und so tat, als gelte ihre ganze Aufmerksamkeit einer Hummel, die in der Blüte einer der Malven summte, welche unter der Tempelmauer wuchsen.

»Es hat mich niemand gefragt«, murrte sie.

»Wonach hat dich niemand gefragt?«

Ciri wirbelte in einer Halbpirouette herum, hieb wütend mit der Faust nach der Malve. Die Hummel flog weg, summte dabei zornig und feindselig.

»Es hat mich niemand gefragt, ob ich will, dass du mich unterrichtest!«

Yennefer stemmte die Arme in die Hüften, ihre Augen blitzten. »Was für ein Zufall«, zischte sie. »Stell dir vor, mich hat auch niemand gefragt, ob ich Lust habe, dich zu unterrichten. Lust tut dabei übrigens nichts zur Sache. Ich befasse mich nicht mit dem Erstbesten, und du kannst dich entgegen allem Anschein immer noch als eine Erstbeste erweisen. Man hat mich gebeten festzustellen, wie es sich mit dir verhält. Zu untersuchen, was in dir steckt und welche Gefahr dir davon droht. Und ich habe mich, wenn auch widerstrebend, dazu bereit erklärt.«

»Aber ich habe mich noch nicht bereit erklärt!«

Die Zauberin hob die Hand, bewegte sie. Ciri spürte, wie sich in den Schläfen etwas spannte, und in den Ohren begann es zu rauschen, so, wie wenn sie Speichel hinterschluckte, nur viel stärker. Sie empfand Schläfrigkeit und Schwäche, eine Müdigkeit, die ihr den Hals steif machte, die Knie weich werden ließ.

Yennefer senkte die Hand, und die Empfindungen verschwanden augenblicklich.

»Hör aufmerksam zu, Überraschungskind«, sagte sie. »Ich kann dich mühelos verzaubern, hypnotisieren oder in Trance versetzen. Ich kann dich lähmen, dir gewaltsam ein Elixier einflößen, dich nackt ausziehen, auf den Tisch legen und ein paar Stunden lang untersuchen, dabei Erholungspausen machen, und du wirst daliegen und zur Decke starren, ohne auch nur die Augäpfel bewegen zu können. So würde ich mit der erstbesten Rotznase verfahren. Mir dir möchte ich nicht so verfahren, denn man sieht auf den ersten Blick, dass du ein intelligentes und stolzes Mädchen bist, dass du Charakter hast. Ich möchte weder dir noch mir Schande machen. Vor Geralt. Denn er ist es, der mich gebeten hat, deine Fähigkeiten zu untersuchen. Dir dabei zu helfen, mit ihnen zurechtzukommen.«

»Er hat dich gebeten? Warum? Er hat mir nichts davon gesagt! Er hat mich überhaupt nicht gefragt ...«

»Darauf versteifst du dich immerzu«, fiel ihr die Zauberin ins Wort. »Niemand hat dich nach deiner Meinung gefragt, niemand hat sich die Mühe gemacht, festzustellen, was du willst und was nicht. Vielleicht hast du Anlass gegeben, dass man dich für eine widerspenstige, starrsinnige Rotznase hält, bei der sich solche Fragen nicht lohnen? Aber ich will es riskieren und dir die Frage stellen, die niemand gestellt hat. Wirst du dich den Tests unterwerfen?«

»Und was ist das? Was sind das für Tests? Und warum ...«

»Ich habe es dir schon erklärt. Wenn du es nicht verstanden hast, wird es schwierig. Ich habe nicht vor, dein Wahrnehmungsvermögen zu verfeinern oder an deiner Intelligenz zu arbeiten. Testen kann ich eine Kluge ebenso gut wie eine Dumme.«

»Ich bin nicht dumm! Ich habe alles verstanden!«

»Umso besser.«

»Aber ich eigne mich nicht zur Zauberin! Ich habe überhaupt keine Fähigkeiten! Ich werde niemals eine Zauberin und will auch keine sein! Ich bin Geral ... Ich bin zur Hexerin vorherbestimmt! Hierher bin ich nur für kurze Zeit gekommen! Ich werde bald nach Kaer Morhen zurückkehren ...«

»Du starrst immerzu auf mein Dekolleté«, sagte Yennefer kalt und kniff die veilchenblauen Augen leicht zusammen.

»Siehst du dort etwas Unerwartetes, oder bist du einfach nur neidisch?«

»Dieser Stern ...«, murmelte Ciri. »Woraus ist er? Diese Steinchen bewegen sich und leuchten so seltsam ...«

»Sie pulsieren.« Die Zauberin lächelte. »Das sind aktive Brillanten, in Obsidian eingelassen. Willst du sie aus der Nähe sehen? Anfassen?«

»Ja ... Nein!« Ciri wich zurück, schüttelte zornig den Kopf, um den leichten Geruch von Flieder und Stachelbeeren loszuwerden, der von Yennefer ausging. »Ich will nicht! Was soll mir das? Es interessiert mich nicht! Ganz und gar nicht! Ich bin eine Hexerin! Ich habe überhaupt keine magischen Fähigkeiten! Zur Zauberin eigne ich mich nicht, das ist doch wohl klar, denn ich bin ... Und überhaupt ...«

Die Zauberin setzte sich auf die an der Wand stehende kleine steinerne Bank und widmete sich der Betrachtung ihrer Fingernägel.

»... und überhaupt«, schloss Ciri, »muss ich es mir überlegen.«

»Komm her. Setz dich zu mir.« Sie gehorchte.

»Ich brauche Zeit zum Nachdenken«, sagte sie unsicher.

»Richtig.« Yennefer nickte, noch immer in Betrachtung der Fingernägel. »Das ist eine ernste Angelegenheit. Das muss man sich überlegen.«

Beide schwiegen sie einen Augenblick lang. Die durch den Park spazierenden Adeptinnen lugten zu ihnen herüber, tuschelten, kicherten.

»Und?«

»Was – und?«

»Hast du es dir überlegt?«

Ciri sprang auf, fauchte, stampfte auf.

»Ich ... ich ...«, keuchte sie, weil sie vor Aufregung keine Luft bekam. »Machst du dich über mich lustig? Ich brauche Zeit! Ich muss es mir überlegen! Länger! Den ganzen Tag lang ... Und die Nacht!«

Yennefer schaute ihr in die Augen, und Ciri zog sich unter diesem Blick zusammen.

»Das Sprichwort sagt«, erklärte die Zauberin langsam, »dass man etwas überschlafen soll. Aber in deinem Fall, Überraschungskind, kann die Nacht einzig und allein den nächsten Albtraum bringen. Du wirst wieder mit Geschrei und Schmerzen aufwachen, schweißgebadet, du wirst dich wieder fürchten, dich fürchten vor dem, was du gesehen hast, vor dem, woran du dich nicht erinnern kannst. Und du wirst die Nacht keinen Schlaf mehr finden. Nur Grauen. Bis zum Morgen.«

Das Mädchen erzitterte, senkte den Kopf.

»Überraschungskind.« Yennefers Stimme veränderte sich geringfügig. »Vertrau mir.«

Die Schulter der Zauberin war warm. Der schwarze Samt des Kleides verlangte geradezu nach einer Berührung. Der Geruch von Flieder und Stachelbeeren war angenehm betörend. Die Umarmung beruhigte und linderte, löste die Spannung, besänftigte die Erregung, brachte Zorn und Aufruhr zur Ruhe.

»Du wirst dich den Tests unterziehen, Überraschungskind.«

»Ja«, antwortete sie, doch ihr war klar, dass sie durchaus nicht zu antworten brauchte. Denn das war gar keine Frage gewesen.

»Ich verstehe überhaupt nichts mehr«, sagte Ciri. »Erst sagst du, dass ich Fähigkeiten besitze, weil ich diese Träume habe. Aber du willst Tests machen und es überprüfen ... Was ist also? Habe ich Fähigkeiten oder nicht?«

»Auf diese Frage werden die Tests eine Antwort geben.«

»Die Tests, die Tests.« Sie verzog das Gesicht.

»Ich habe keine Fähigkeiten, sag ich dir, wenn ich welche hätte, dann wüsste ich es doch wohl, oder? Na, aber ... Und wenn ich rein zufällig Fähigkeiten hätte, was dann?«

»Es gibt zwei Möglichkeiten«, teilte die Zauberin gleichgültig mit, während sie das Fenster öffnete. »Die Fähigkeiten müssen entweder unterdrückt werden oder du musst lernen, sie zu beherrschen. Wenn du begabt bist und es willst, werde ich versuchen, dir ein wenig elementares Wissen über die Magie zu vermitteln.«

»Was heißt ›elementar‹?«

»Die Anfangsgründe.«

Sie waren allein in dem großen Zimmer, das Nenneke der Zauberin zugewiesen hatte und das neben der Bibliothek lag, im unbewohnten Seitenflügel des Gebäudes. Ciri wusste, dass dieses Zimmer Gästen zur Verfügung gestellt wurde. Sie wusste, dass Geralt jedes Mal, wenn er im Tempel war, hier wohnte.

»Du willst mich unterrichten?« Sie setzte sich auf das Bett, fuhr mit der Hand über den Damast der Bettdecke. »Du willst mich hier wegholen, ja? Ich werde niemals mit dir mitreiten!«

»Dann reite ich eben allein«, sagte Yennefer kalt und öffnete die Riemen der Satteltaschen.

»Und ich versichere dir, ich werde keine Sehnsucht haben. Ich hab dir doch gesagt, mit deiner Qualifikation werde ich mich nur befassen, wenn du es willst. Und ich kann das hier an Ort und Stelle tun.«

»Wie lange wird meine Qua ... meine Ausbildung dauern?«

»So lange du willst.« Die Zauberin bückte sich, öffnete eine kleine Kommode, holte einen alten Ledertornister hervor, zwei Stiefel mit Pelzbesatz und ein tönernes, mit Weidenruten umflochtenes Fläschchen. Ciri hörte, wie sie halblaut fluchte und gleichzeitig lächelte, sie sah, wie Yennefer die Fundstücke zurück in die Kommode schob. Sie konnte sich denken, wem sie gehörten. Wer sie hier zurückgelassen hatte.

»Was heißt: so lange ich will?«, fragte sie.

»Wenn mich deine Lehre langweilt oder mir nicht gefällt ...«

»Dann hörst du damit auf. Du brauchst es mir nur zu sagen. Oder zu erweisen.«

»Erweisen? Wie?«

»Falls wir uns für die Ausbildung entscheiden, werde ich absoluten Gehorsam verlangen. Ich wiederhole: absoluten. Wenn dir also der Unterricht leid wird, genügt es, wenn du mir Ungehorsam erweist. Dann hört die Ausbildung sofort auf. Klar?«

Ciri nickte und schielte die Zauberin seitlich mit einem ihrer grünen Augen an.

»Zweitens«, fuhr Yennefer fort, während sie die Satteltaschen auspackte, »werde ich absolute Ehrlichkeit verlangen. Du wirst nichts vor mir verheimlichen dürfen. Nichts. Wenn du also merkst, dass du genug hast, brauchst du nur zu lügen, mir etwas vorzumachen oder zu verheimlichen. Wenn ich dich nach etwas frage und du nicht ehrlich antwortest, bedeutet das ebenfalls das unverzügliche Ende der Ausbildung. Hast du mich verstanden?«

»Ja«, murmelte Ciri. »Und diese ... Ehrlichkeit ... Gilt die für beide Seiten? Werde ich dir ... Fragen stellen können?«

Yennefer schaute sie an, und ihr Mund verzog sich sonderbar.

»Natürlich«, antwortete sie nach einer Weile.

»Das versteht sich von selbst. Darauf beruhen die Ausbildung und die Betreuung, die ich dir zuteil werden lassen will. Die Ehrlichkeit gilt für beide Seiten. Du kannst mir Fragen stellen. Jederzeit. Und ich werde sie beantworten. Ehrlich.«

»Jede Frage?«

»Jede.«

»Von diesem Augenblick an?«

»Ja. Von diesem Augenblick an.«

»Was ist zwischen dir und Geralt, Frau Yennefer?«

Ciri wurde beinahe ohnmächtig, frappiert von der eigenen Dreistigkeit, erstarrt von der Stille, die sich nach der Frage herabsenkte.

Die Zauberin kam langsam auf sie zu, legte ihr die Hände auf die Schultern, schaute ihr tief in die Augen.

»Sehnsucht«, sagte sie ernst. »Trauer. Hoffnung. Und Furcht. Ja, anscheinend habe ich nichts ausgelassen. Und nun können wir mit den Tests beginnen, du kleine grünäugige Schlange. Wir werden feststellen, ob du dich eignest. Obwohl ich mich nach deiner Frage sehr wundern würde, wenn sich herausstellte, dass du ungeeignet bist. Gehen wir, Eulchen.«

Ciri zuckte zurück. »Warum nennst du mich so?«

Um Yennefers Mundwinkel spielte ein Lächeln. »Weil ich dir Ehrlichkeit versprochen habe.«

Ciri richtete sich irritiert auf, rutschte ungeduldig auf dem Stuhl hin und her, der hart war und nach mehreren Stunden des Sitzens gegen den Hintern drückte.

»Dabei kommt nichts heraus!«, murrte sie und wischte die von dem Kohlestift schmutzigen Hände am Stuhl ab. »Weil ich ja nicht ... Nichts gelingt mir! Ich eigne mich nicht zur Zauberin! Ich habe es von Anfang an gewusst, aber du hast nicht auf mich hören wollen! Du hast es überhaupt nicht beachtet!«

Yennefer zog die Brauen hoch. »Ich wollte dir nicht zuhören, sagst du? Interessant. Für gewöhnlich achte ich auf jeden Satz, der in meiner Gegenwart gesagt wird, und merke ihn mir. Unter der Bedingung, dass der Satz wenigstens ein Quentchen Sinn enthält.«

»Immerzu machst du dich lustig.« Ciri knirschte mit den Zähnen. »Aber ich wollte dir nur sagen ... Na, wegen dieser Fähigkeiten. Denn weißt du, dort in Kaer Morhen, in den Bergen ... Ich habe kein Hexerzeichen zustande gebracht. Kein einziges.«

»Das weiß ich.«

»Du weißt?«

»Ja. Aber das hat nichts zu besagen.«

»Wieso? Nun ... Aber das ist noch nicht alles!«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Ich eigne mich nicht. Verstehst du das? Ich bin ... zu jung.«

»Ich war jünger, als ich begonnen habe.«

»Aber bestimmt warst du nicht ...«

»Worum geht es dir, Mädchen? Hör auf zu stottern! Wenigstens einen vollständigen Satz, bitte sehr!«

»Weil ...« Ciri senkte den Kopf, wurde rot.

»Weil Iola, Myrrhe, Eurneid und Katje, als wir beim Essen waren, sich über mich lustig gemacht und gesagt haben, dass Zauber nicht an mich herankommt und ich keinerlei Magie machen kann, weil ... weil ich ... eine Jungfrau bin, das heißt ...«

»Stell dir vor, ich weiß, was das heißt«, unterbrach die Zauberin sie. »Du wirst das sicherlich wieder für bösartigen Spott halten, aber ich muss dir leider mitteilen, dass du Unsinn redest. Machen wir mit dem Test weiter.«

»Ich bin eine Jungfrau!«, wiederholte Ciri streitsüchtig. »Was sollen diese Tests? Eine Jungfrau kann nicht zaubern!«

»Ich sehe keinen Ausweg.« Yennefer lehnte sich auf dem Stuhl zurück. »Also geh und verliere die Jungfräulichkeit, wenn sie dich so sehr stört. Ich warte inzwischen. Aber beeil dich, wenn du kannst.«

»Machst du dich über mich lustig?«

»Du hast es bemerkt?« Die Zauberin lächelte ein wenig. »Ich gratuliere. Du hast den Eingangstest auf rasche Auffassungsgabe bestanden. Und jetzt der eigentliche Test. Schärfe bitte deine Aufmerksamkeit. Schau: Auf diesem Bild sind vier kleine Kiefern. Jede hat eine andere Anzahl Äste. Mal die fünfte, so, dass sie zu diesen vier passt, so, wie sie an diese leere Stelle gehört.«

»Kiefern sind dumm«, befand Ciri, während sie mit herausgestreckter Zunge ein etwas schiefes Bäumchen malte. »Und langweilig! Ich verstehe nicht, was haben Kiefern mit Magie zu tun? Was? Frau Yennefer! Du hast versprochen, auf meine Fragen zu antworten!«

»Leider«, seufzte die Zauberin, nahm den Bogen und betrachtete kritisch die Zeichnung.

»Mir scheint, dass ich dieses Versprechen noch bereuen werde. Was Kiefern mit Magie zu tun haben? Nichts. Aber du hast richtig gezeichnet und schnell genug. Wirklich, für ein Mädchen sehr gut.«

»Lachst du über mich?«

»Nein. Ich lache selten. Ich brauche einen wirklich wesentlichen Grund, um zu lachen. Konzentrier dich auf das neue Blatt, Überraschungskind. Da sind Reihen gezeichnet, die aus Sternen, Ringen, Kreuzchen und Dreiecken bestehen, in jeder Reihe gibt es von jedem Element eine andere Anzahl. Überleg und sag mir: Wie viele Sterne müssen in der letzten Reihe sein?«

»Sterne sind dumm!«

»Wie viele, Mädchen?«

»Drei!«

Yennefer schwieg lange, den Blick auf ein nur ihr bekanntes Detail der geschnitzten Schranktür gerichtet. Das boshafte Lächeln in Ciris Gesicht begann allmählich zu weichen, bis es schließlich ganz verschwunden war.

»Du warst sicherlich neugierig«, sagte die Zauberin sehr langsam, ohne den Blick vom Schrank zu wenden, »was passiert, wenn du mir eine sinnlose und dumme Antwort gibst. Vielleicht hast du gedacht, dass ich es nicht merke, weil mich deine Antworten überhaupt nicht interessieren? Da hast du falsch gedacht. Hast du vielleicht geglaubt, dass ich einfach zur Kenntnis nehme, dass du nicht klug bist? Da hast du falsch geglaubt. Aber wenn dir die Tests langweilig geworden sind und du beschlossen hast, zur Abwechslung mich zu testen ... Na, das ist dir ja wohl gelungen. So oder so, dieser Test ist beendet. Gib mir das Blatt.«

»Entschuldige, Frau Yennefer.« Das Mädchen senkte den Kopf. »Da muss natürlich ... ein Stern sein. Ich bitte sehr um Entschuldigung. Bitte sei mir nicht böse.«

»Schau mich an, Ciri.«

Sie hob überrascht den Blick. Denn die Zauberin hatte sie zum ersten Mal mit ihrem Namen angesprochen.

»Ciri«, sagte Yennefer. »Du musst wissen, dass ich entgegen dem Anschein ebenso selten böse bin, wie ich lache. Ich bin dir nicht böse. Und mit deiner Entschuldigung hast du bewiesen, dass ich mich in dir nicht getäuscht habe. Und jetzt nimm das nächste Blatt. Wie du siehst, sind darauf fünf Häuschen. Male das sechste Häuschen ...«

»Wieder? Ich verstehe wirklich nicht, wozu ...«

»Das sechste Häuschen.« Die Stimme der Zauberin änderte sich bedrohlich, und in ihren Augen funkelte violette Glut. »Hier, an der freien Stelle. Lass es mich nicht noch einmal sagen, bitte.«

Nach den Äpfeln, Kiefernbäumchen, Sternen, Fischen und Häuschen kamen Labyrinthe an die Reihe, aus denen man sehr schnell den Ausweg finden musste, Wellenlinien, Kleckse, die an zerdrückte Schaben erinnerten, andere seltsame Bilder und Mosaiken, von denen es Ciri vor den Augen flimmerte und sich ihr der Kopf drehte. Dann kam eine kleine glänzende Kugel an einer Schnur, die sie lange anschauen musste. Das Anschauen war langweilig wie Flecke mit Öl, Ciri schlief dabei regelmäßig ein. Yennefer machte das seltsamerweise überhaupt nichts aus, obwohl sie sie einmal böse angeschrien hatte, als Ciri versuchte, über einem der Schabenkleckse ein wenig wegzudämmern.

Vom gebeugten Sitzen über den Tests bekam sie Schmerzen im Genick und im Rücken, und das von Tag zu Tag heftiger. Sie sehnte sich nach Bewegung und frischer Luft und sagte das, da sie sich ja zu Ehrlichkeit verpflichtet hatte, sogleich Yennefer. Die Zauberin nahm es so glatt hin, als habe sie schon lange darauf gewartet.

Zwei Tage lang liefen beide durch den Park, sprangen unter den belustigten oder mitleidigen Blicken der Priesterinnen und Adeptinnen über Gräben und Zäune. Sie machten Gymnastik, übten die Balance, indem sie auf der Krone der kleinen Mauer entlanggingen, die den Garten und die Wirtschaftsgebäude umgab. Im Gegensatz zu dem Training in Kaer Morhen gingen die Übungen mit Yennefer jedoch stets mit Theorie einher. Die Zauberin lehrte Ciri

richtiges Atmen, indem sie die Bewegungen von Brust und Zwerchfell mit einem starken Händedruck steuerte. Sie erklärte die Prinzipien der Bewegung, die Funktion von Muskeln und Knochen, sie führte vor, wie man sich erholt, sich entspannt und abschaltet.

Während einer dieser Erholungspausen stellte Ciri, auf dem Gras ausgestreckt und den Blick gen Himmel gerichtet, die Frage, die ihr keine Ruhe ließ. »Frau Yennefer? Wann sind wir endlich fertig mit diesen Tests?«

»Sind sie dir denn so lästig?«

»Nein ... Aber ich möchte wissen, ob ich mich zur Zauberin eigne.«

»Du eignest dich.«

»Das weißt du schon?«

»Ich habe es von Anfang an gewusst. Wenige Leute sind imstande wahrzunehmen, dass mein Stern aktiv ist. Sehr wenige. Du hast es sofort bemerkt.«

»Und die Tests?«

»Sind abgeschlossen. Ich weiß jetzt über dich, was ich wissen wollte.«

»Aber manche Aufgaben ... Sie sind mir nicht besonders gut gelungen. Du hast selbst gesagt, dass ... Weißt du es wirklich genau? Du irrst dich nicht? Du bist sicher, dass ich Fähigkeiten habe?«

»Ich bin mir sicher.«

»Aber ...«

»Ciri.« Die Zauberin wirkte amüsiert und ungeduldig zugleich. »Seit dem Augenblick, als wir uns auf die Wiese gelegt haben, unterhalte ich mich mit dir, ohne die Stimme zu benutzen. Das nennt man Telepathie, merk es dir. Und sicherlich hast du bemerkt, dass unser Gespräch davon nicht schwieriger wird.«

»Magie« – den Blick zum Himmel über den Bergen gerichtet, legte Yennefer die Hand auf den Sattelknauf – »ist nach Ansicht mancher Leute eine Verkörperung des Chaos. Sie ist ein Schlüssel, mit dem man verbotene Türen öffnen kann. Türen, hinter denen der Albtraum, Gefahr und unvorstellbares Grauen lauern, hinter denen feindliche, zerstörerische Kräfte warten, die Mächte des reinen Bösen, die nicht nur den vernichten können, der die Türen öffnet, sondern die ganze Welt dazu. Und da es nicht an Leuten fehlt, die sich an diesen Türen zu schaffen machen, wird irgendwann jemandem ein Fehler unterlaufen, und dann wird der Weltuntergang vorherbestimmt und unausweichlich sein. Die Magie ist daher die Rache des Chaos. Dass die Menschennachder Sphärenkonjunktion gelernt haben, sich der Magie zu bedienen, ist Fluch und Verderben der Welt. Das Verderben der Menschheit. Und so ist es, Ciri. Diejenigen, die Magie für Chaos halten, irren sich nicht.«

Der schwarze Hengst der Zauberin wieherte auf einen Fersendruck hin anhaltend und ging langsam durchs Heidekraut. Ciri trieb ihr Pferd an, ritt hinterdrein, zog gleich. Das Heidekraut reichte bis zu den Steigbügeln.

»Magie«, fuhr Yennefer nach einer Weile fort,

»ist nach Ansicht mancher Leute eine Kunst. Eine große, elitäre Kunst, die schöne und ungewöhnliche Dinge zu erschaffen vermag. Magie ist ein Talent, das nur wenigen Auserwählten verliehen ist. Die anderen, denen das Talent fehlt, können nur voller Staunen und Neid auf die Arbeitsergebnisse der Künstler schauen, können die erschaffenen Werke bewundern und zugleich fühlen, dass die Welt ohne diese Werke und ohne dieses Talent armseliger wäre. Dass nach der Sphärenkonjunktion einige Auserwählte in sich Talent und Magie entdeckt haben, dass sie in sich die *Kunst* gefunden haben, ist ein Segen des Schönen. Und so ist es. Diejenigen, die Magie für eine Kunst halten, haben ebenfalls recht.«

Auf der runden, kahlen Hügelkuppe, die aus dem Heidekraut herausragte wie der Rücken eines lauernden Raubtiers, lag ein riesiger Felsblock, der auf mehreren anderen, kleineren Steinen ruhte. Die Zauberin lenkte das Pferd zu ihm hin, ohne ihre Ausführungen zu unterbrechen.

»Es gibt auch Leute, denen zufolge Magie eine Wissenschaft ist. Um sie zu meistern, genügen Talent und angeborene Fähigkeiten nicht. Unerlässlich sind Jahre gründlicher Studien und angestrengter Arbeit, notwendig sind Ausdauer und innere Disziplin. Die so erworbene Magie ist Wissen, ist Erkenntnis, deren Grenzen von klugen und lebhaften Geistern ständig erweitert werden, durch Erfahrung, Experiment, Praxis. Die so erworbene Magie ist ein Fortschritt. Sie ist Pflug, Webstuhl, Wassermühle, Hochofen, Hebel und Flaschenzug. Sie ist Fortschritt, Entwicklung, Veränderung. Eine unablässige Bewegung. Aufwärts. Zum Besseren. Zu den Sternen. Dass wir nach der Sphärenkonjunktion die Magie entdeckt haben, wird uns eines Tages erlauben, die Sterne zu erreichen. Steig ab, Ciri.«

Yennefer näherte sich dem Monolithen, legte die Hand auf die raue Oberfläche des Steins, strich vorsichtig Staub und vertrocknete Blätter weg.

»Diejenigen, die Magie für eine Wissenschaft halten«, fuhr sie fort, »haben gleichfalls recht. Merke dir das, Ciri. Und nun komm her zu mir.«

Das Mädchern schluckte, trat näher. Die Zauberin legte ihr den Arm um die Schultern.

»Merke es dir«, wiederholte sie. »Magie ist Chaos, Kunst und Wissenschaft. Sie ist Fluch, Segen und Fortschritt. Alles hängt von dem ab, der sich der Magie bedient, wie und zu welchem Zweck. Magie aber ist überall. Überall ringsumher. Leicht zugänglich. Man braucht nur die Hand auszustrecken. Schau. Ich strecke die Hand aus.«

Der Kromlech erzitterte fühlbar. Ciri hörte ein dumpfes, fernes Brausen, ein aus der Tiefe der Erde dringendes Rasseln. Das Heidekraut begann zu wogen, von einem Windstoß zu Boden gedrückt, der plötzlich auf die Anhöhe fiel. Der Himmel verfinsterte sich auf einen Schlag, von Wolken verhangen, die mit unheimlicher Geschwindigkeit dahineilten. Das Mädchen spürte Regentropfen auf dem Gesicht. Sie kniff die Augen unter dem Feuerschein der Blitze zusammen, die plötzlich den Horizont überzogen. Instinktiv presste sie sich an die Zauberin, an ihre schwarzen, nach Flieder und Stachelbeeren riechenden Haare.

»Die Erde, auf der wir einhergehen. Das Feuer, das in ihrem Inneren nicht erlischt. Das Wasser, aus dem alles Leben gekommen ist und ohne das es kein Leben gibt. Die Luft, die wir atmen. Man braucht nur die Hand auszustrecken, um sie zu beherrschen, sie sich dienstbar zu machen. Magie ist überall. Sie ist in der Luft, im Wasser, in der Erde und im Feuer. Und sie ist hinter den Türen, die die Sphärenkonjunktion vor uns verschlossen hat. Von dorther, hinter den verschlossenen Türen hervor, streckt die Magie manchmal die Hand zu uns aus. Nach uns. Du weißt davon, nicht wahr? Du hast die Berührung der Magie schon gespürt, die Berührung der Hand hinter den verschlossenen Türen hervor. Diese Berührung hat dich mit Furcht erfüllt. Solch eine Berührung erfüllt jeden mit Furcht. Denn in jedem von uns sind Chaos und Ordnung, Gut und Böse. Aber das kann man und muss man beherrschen. Das muss man lernen. Und du wirst es lernen, Ciri. Dazu habe ich dich hierhergeführt, zu diesem Stein, der seit unvordenklichen Zeiten über einem Knotenpunkt von Adern steht, in denen die Kraft pulsiert. Berühre ihn.«

Der Felsblock zitterte, vibrierte, und zusammen mit ihm zitterte und vibrierte die ganze Anhöhe.

»Die Magie streckt die Hand nach dir aus, Ciri. Nach dir, seltsames Mädchen, Überraschungskind, Kind des Älteren Blutes, des Elfenblutes. Seltsames Mädchen, verstrickt in Bewegung und Veränderung, in VernichtungundWiedergeburt. Vorherbestimmtundselbst Vorherbestimmung. Die Magie streckt hinter den verschlossenen Türen hervor die Hand nach dir aus, nach dir, kleines Sandkörnchen im Getriebe der Schicksalsuhr. Nach dir streckt seine Krallen das Chaos aus, das sich noch immer nicht sicher ist, ob du zu seinem Werkzeug werden wirst oder aber zu einem Hindernis für seine Pläne. Was dir das Chaos in deinen Träumen zeigt, ist gerade jene Ungewissheit. Das Chaos fürchtet dich, Kind der Vorherbestimmung. Und es will bewirken, dass du es bist, die Furcht empfindet.«

Ein Blitz flammte auf, anhaltend grollte der Donner. Ciri erzitterte vor Kälte und Verwunderung.

»Das Chaos kann dir nicht zeigen, was du wirklich bist. Also zeigt es dir die Zukunft, zeigt dir, was geschehen wird. Es will, dass du dich vor den kommenden Tagen fürchtest, dass die Angst vor dem, was dir und deinen Nächsten widerfahren wird, dich zu lenken beginnt, dass sie dich ganz und gar beherrscht. Darum schickt das Chaos die Träume. Du wirst mir jetzt zeigen, was du in den Träumen siehst. Und du wirst dich fürchten. Doch dann wirst du dich erinnern und die Furcht bezwingen. Schau auf meinen Stern, Ciri. Wende den Blick nicht von ihm!«

Es blitzte. Es donnerte.

»Sprich! Ich befehle es dir!«

Blut. Yennefers Lippen, zerquetscht und zerschlagen, bewegen sich lautlos, verströmen Blut. Weiße Felswände huschen im Galopp vorbei. Ein Pferd wiehert. Ein Sprung. Ein Abgrund, bodenlos. Ein Schrei. Ein Flug, ein nicht endender Flug. Der Abgrund ...

In der Tiefe des Abgrunds Rauch. Eine Treppe, die hinabführt.

Va’esse deireádh aep eigean ... Etwas geht zu Ende ... Was?

Elaine blath, Feainnewedd ... Kind des Älteren Blutes? Yennefers Stimme scheint von weit her zu kommen, sie ist dumpf, weckt Echos inmitten der von Nässe triefenden Felswände. Elaine blath ...

»Sprich!«

Die veilchenblauen Augen blitzen, brennen in dem schmal und vor Qual schwarz gewordenen Gesicht, verdeckt von einem Schwall struppiger, schmutziger schwarzer Haare. Dunkelheit. Feuchtigkeit. Gestank. Die durchdringende Kälte der steinernen Wände. Die Kälte des Eisens an den Handgelenken, den Füßen ...

Der Abgrund. Rauch. Die abwärts führende Treppe. Die Treppe, die sie hinabgehen muss. Muss, weil ... weil etwas zu Ende geht. Weil das Tedd Deireádh naht, die Zeit des Endes, eine Zeit der Wolfsstürme. Die Zeit der Weißen Kälte und des Weißen Lichts ...

Das Löwenjunge muss sterben! Die Staatsräson!

Gehen wir, sagt Geralt. Die Treppe hinab. Wir müssen. Es muss sein. Es gibt keinen anderen Weg. Nur die Treppe. Hinab!

Ihre Lippen bewegen sich nicht. Sie sind von fahlem Blau. Blut, überall Blut ... Die ganze Treppe ist voller Blut ... Nur nicht ausrutschen ... Denn ein Hexer stolpert nur einmal ... Eine Klinge blitzt auf. Ein Schrei. Tod. Hinab. Die Treppe hinab.

Rauch. Feuer. Wahnsinniger Galopp, das Donnern der Hufe. Feuer ringsumher. Halte aus! Halte aus, Löwenjunges von Cintra!

Das schwarze Pferd wiehert, bäumt sich auf. Halte aus!

Das schwarze Pferd tänzelt. Im Sehschlitz des Helms, der mit den Flügeln eines Raubvogels geschmückt ist, blitzen und brennen gnadenlose Augen.

Das breite Schwert, auf dem sich das Feuer spiegelt, saust pfeifend herab. Eine Volte, Ciri! Finte! Pirouette, Parade! Volte! Volte! Zu langsaaam!!!

Der Stoß blendet die Augen mit einem Blitz, erschüttert den ganzen Körper, der Schmerz lähmt sie für einen Moment, macht sie benommen, gefühllos, dann bricht er plötzlich mit ungeheurer Kraft hervor, krallt sich mit grausamen scharfen Klauen in die Wange, reißt, dringt hindurch, strahlt auf den Hals aus, die Gurgel, die Brust, die Lunge ...

»Ciri!«

Am Rücken und Hinterkopf fühlte sie die raue, unangenehm reglose Kälte des Steins. Sie erinnerte sich nicht, wann sie sich gesetzt hatte. Yennefer kniete neben ihr. Sanft, aber entschieden öffnete sie ihr die Finger, führte die Hand von der Wange weg. In der Wange hämmerte, pulsierte der Schmerz.

»Mama ...«, stöhnte Ciri. »Mama ... Wie das wehtut! Liebe Mama ...«

Die Zauberin berührte ihr Gesicht. Ihre Hand war kalt wie Eis. Der Schmerz hörte augenblicklich auf.

»Ich habe gesehen ...«, flüsterte das Mädchen und schloss die Augen. »Das wie in den Träumen ... Den schwarzen Ritter ... Geralt ... Und dann noch ... dich ... Ich habe dich gesehen, Frau Yennefer!«

»Ich weiß.«

»Ich habe dich gesehen ... Habe gesehen, wie ...«

»Nie wieder. Du wirst das nie mehr sehen. Nie mehr wirst du davon träumen. Ich werde dir Kraft geben, die diese Albträume von dir vertreibt. Dazu habe ich dich hierhergeführt, Ciri, um dir diese Kraft zu zeigen. Morgen beginne ich, sie dir zu geben.«

Es folgten schwere, anstrengende Tage, Tage intensiven Studiums, erschöpfender Arbeit. Yennefer war resolut, fordernd, oft streng, manchmal richtig böse. Aber langweilig war sie nie. Früher hatte Ciri in der Tempelschule mit Mühe dagegen angekämpft, dass ihr die Lider zufielen, und es war auch vorgekommen, dass sie während des Unterrichts einschlief, von der monotonen, sanften Stimme von Nenneke, Iola der Ersten, Hroswit oder einer anderen unterrichtenden Priesterin eingelullt. Bei Yennefer war das unmöglich. Und nicht nur im Hinblick auf das Timbre ihrer Stimme, auf die von ihr benutzten kurzen, scharf akzentuierten Sätze. Am wichtigsten war der Inhalt des Unterrichts. Des Unterrichts in Magie. Eines faszinierenden, erregenden, fesselnden Unterrichts.

Den größten Teil des Tages verbrachte sie mit Yennefer. Ins Dormitorium kehrte sie spät in der Nacht zurück, fiel wie ein Stein ins Bett, schlief sofort ein. Die Adeptinnen beschwerten sich, sie schnarche schrecklich, versuchten sie zu wecken. Vergebens.

Ciri schlief fest. Ohne Träume.

»O Götter«, seufzte Yennefer resigniert, fuhr sich mit beiden Händen durch die schwarzen Locken, senkte den Kopf. »Das ist doch so einfach! Wenn du es nicht schaffst, diese Geste zu beherrschen, was soll dann mit den schwierigeren werden?«

Ciri wandte sich um, begann etwas zu murmeln, fauchte, rieb sich die taub gewordene Hand. Die Zauberin seufzte abermals.

»Schau dir noch einmal die Zeichnung an, sieh, wie die Fingerstellung sein muss. Beachte die Erklärungspfeile und die Runen, die die Geste beschreiben, welche man ausführen muss.«

»Ich habe mir diese Zeichnung schon tausendmal angeschaut! Die Runen verstehe ich! Vort, cáelme. Ys, veloë. Von sich weg, langsam. Nach unten, schnell. Die Handfläche ... hm, so?«

»Und der kleine Finger?«

»Den kann man nicht so halten, ohne gleichzeitig den Ringfinger krumm zu machen!«

»Gib mir die Hand.«

»Auu!«

»Leise, Ciri, sonst kommt Nenneke wieder gelaufen, weil sie denkt, dass ich dir bei lebendigem Leibe die Haut abziehe oder dich in Öl brate. Verändere die Fingerstellung nicht. Und jetzt führe die Geste aus. Drehung, Drehung im Handgelenk! Gut. Jetzt schüttle die Hand aus, lockere die Finger. Und noch einmal. Nicht doch! Weißt du, was du getan hast? Wenn du auf diese Weise einen wirklichen Zauber gewirkt hättest, hättest du einen Monat lang den Arm in der Schlinge getragen! Hast du denn Hände aus Holz?«

»Meine Hände sind an das Schwert gewöhnt! Davon kommt das!«

»Unsinn. Geralt hat sein Leben lang mit dem Schwert herumgefuchtelt, aber seine Finger sind geschickt und ... hmm ... sehr feinfühlig. Weiter, Eulchen, versuch es noch einmal. Na siehst du? Du brauchst nur zu wollen. Du brauchst dir nur Mühe zu geben. Noch einmal. Gut. Schüttle die Hand aus. Und noch einmal. Gut. Bist du müde?«

»Ein bisschen ...«

»Warte, ich massiere dir Hand und Handgelenk. Ciri, warum benutzt du die Salbe nicht, die ich dir gegeben habe? Deine Pfötchen sind rau wie bei einem Kormoran ... Und was ist das? Die Spur von einem Ring, ja? Bilde ich mir das ein, oder habe ich dir verboten, Schmuck zu tragen?«

»Aber ich habe diesen Ring von Myrrhe beim Kreiseln gewonnen! Und ich habe ihn nur einen halben Tag lang getragen ...«

»Ein halber Tag ist zu lange. Trag ihn bitte nicht mehr.«

»Ich verstehe nicht, warum ich nicht ...«

»Du brauchst es nicht zu verstehen«, schnitt ihr die Zauberin das Wort ab, doch sie klang nicht zornig. »Ich bitte dich, keinerlei Schmuck dieser Art zu tragen. Wenn du willst, kannst du dir eine Blume ins Haar stecken. Dir einen Kranz winden. Aber kein Metall, keinen Kristall, keinen Stein. Das ist wichtig, Ciri. Wenn es an der Zeit ist, werde ich dir den Grund erklären. Zunächst vertrau mir und richte dich nach meiner Bitte.«

»Du trägst deinen Stein, Armreifen und Ringe! Und ich darf es nicht? Liegt es daran, dass ich eine ... Jungfrau bin?«

»Eulchen.« Yennefer lächelte, strich ihr über den Kopf. »Was reitest du nur immer auf dieser Sache herum? Ich habe dir doch schon erklärt, dass es keine Bedeutung hat, ob du eine bist oder nicht. Gar keine. Wasch dir morgen die Haare, denn ich sehe, dass es an der Zeit ist.«

»Frau Yennefer?«

»Ja?«

»Kann ich ... Bei der Ehrlichkeit, die du mir versprochen hast ... Kann ich dich etwas fragen?«

»Kannst du. Aber, bei den Göttern, bloß nicht wegen der Jungfräulichkeit, bitte.«

Ciri biss sich auf die Lippe und schwieg lange.

»Na schön«, seufzte Yennefer. »Meinetwegen. Frag.«

»Es ist nämlich so ...« Ciri wurde rot, fuhr mit der Zunge über die Lippen. »Die Mädchen im Dormitorium schwätzen andauernd und erzählen alle möglichen Geschichten ... Vom Belleteyn-Fest und so ... Und über mich sagen sie, dass ich eine Rotznase bin und ein Kind, weil es schon an der Zeit wäre ... Frau Yennefer, ist das wirklich so? Wie merkt man, dass es an der Zeit ist ...?«

»... dass man mit einem Mann ins Bett gehen kann?«

Ciri lief rot an. Sie schwieg einen Augenblick lang, dann hob sie den Blick und nickte.

»Das kann man leicht feststellen«, sagte Yennefer ungezwungen. »Wenn du anfängst, darüber nachzudenken, dann ist das ein Zeichen, dass es so weit ist.«

»Aber ich will überhaupt nicht!«

»Es ist keine Pflicht. Wenn du nicht willst, tust du’s nicht.«

»Aha.« Ciri biss sich abermals auf die Lippe.

»Und dieser ... na ... Mann ... Wie merkt man, dass es der richtige ist, mit dem man ...«

»... ins Bett gehen kann?«

»Mhm.«

»Wenn man überhaupt die Auswahl hat« – die Zauberin verzog den Mund zu einem Lächeln –, »aber weiter keine Erfahrung, dann bewertet man in erster Linie nicht den Mann, sondern das Bett.«

»Was heißt ... das Bett?«

»Genau das. Diejenigen, die überhaupt kein Bett haben, fallen sofort weg. Von den Übrigen sonderst du die aus, die schmutzige und unordentliche Betten haben. Und wenn nurnoch die übrig sind, die saubere und ordentliche Betten haben, suchst du dir den aus, der dir am besten gefällt. Leider ist die Methode nicht hundertprozentig sicher. Man kann sich verteufelt irren.«

»Machst du Spaß?«

»Nein. Mache ich nicht. Ciri, von morgen an wirst du hier bei mir schlafen. Du wirst deine Sachen hierherbringen. Im Dormitorium der Adeptinnen wird, wie ich höre, zu viel Zeit auf Geschwätz verschwendet, die der Ruhe und dem Schlaf gewidmet sein sollte.«

Nachdem sie die grundlegenden Handstellungen, Bewegungen und Gesten gemeistert hatte, begann Ciri Zaubersprüche und die zugehörigen Formeln zu lernen. Die Formeln waren leichter. In der Älteren Rede niedergeschrieben, die das Mädchen perfekt beherrschte, prägten sie sich ihr leicht ein. Mit der beim Aussprechen notwendigen, mitunter recht komplizierten Intonation hatte sie auch keine Schwierigkeiten. Yennefer war sichtlich zufrieden, wurde von Tag zu Tag immer netter und sympathischer. Immer öfter schwätzten sie beide, wenn sie eine Pause bei der Ausbildung einlegten, über alles Mögliche, scherzten, sie fanden beide sogar Gefallen an leichtem Spott über Nenneke, die bei den Unterweisungen und Übungen oft »hospitierte«, aufgeplustert wie eine Glucke, bereit, Ciri unter ihre Fittiche zu nehmen, sie vor der vermeintlichen Strenge der Zauberin und den »unmenschlichen Foltern« der Ausbildung zu schützen und zu retten.

Ciri folgte der Empfehlung und zog in Yennefers Zimmer. Jetzt waren sie nicht nur tags, sondern auch nachts beisammen. Manchmal fand auch der Unterricht nachts statt – manche Gesten, Formeln und Sprüche durften bei Tageslicht nicht verwendet werden.

Die Zauberin, zufrieden mit den Fortschritten des Mädchens, verringerte das Tempo der Ausbildung. Sie hatten mehr freie Zeit. Die Abende verbrachten sie mit der Lektüre von Büchern, gemeinsam oder jede für sich. Ciri arbeitete sich durch Stammelfords *Dialoge über das Wesen der Magie*, Giambattistas *Reiche der Elixiere*, durch die *Natürliche Magie* von Richert und Monck. Sie blätterte auch in solchen Werken – die sie aber nicht vollends durchlesen konnte – wie *Die unsichtbare Welt* von Jan Bekker und *Das Geheimnis der Geheimnisse* von Agnes von Glanville. Sie schaute in den uralten, vergilbten *Kodex von Mirthe* und ins *Ard Aercane*, sogar in das berühmte, schreckliche *Dhu Dwimmermorc*, das voller furchterregender Kupferstiche war.

Sie griff auch nach anderen Büchern, die nichts mit Magie zu tun hatten. Sie las die *Weltgeschichte* und den *Traktat vom Leben*. Auch leichtere Lektüre aus der Tempelbibliothek ließ sie nicht aus. Mit rotem Kopf verschlang sie die *Spielchen* des Marquis Le Creahme und die *Königlichen Damen* von Anny Tiller. Sie las *Missgeschicke der Liebe* und *Zeit des Mondes*, die Gedichtbände des berühmten Troubadours Rittersporn. Sie weinte über den feinsinnigen, Geheimnis atmenden Balladen von Essi Daven, die in einem kleinen, hübsch gebundenen Bändchen mit dem Titel *Die blaue Perle* gesammelt waren.

Oft machte sie Gebrauch von ihrem Privileg und stellte Fragen. Und sie erhielt Antworten. Immer öfter musste sie sich jedoch selbst Fragen stellen lassen. Yennefer schien sich anfangs überhaupt nicht für ihr Schicksal zu interessieren, weder für ihre Kindheit in Cintra noch für die späteren Ereignisse während des Krieges. Doch dann wurden die Fragen immer konkreter. Ciri musste antworten – sie tat es sehr ungern, denn jede Frage der Zauberin öffnete in ihrer Erinnerung Türen, die niemals zu öffnen sie sich geschworen hatte, die sie lieber ein für alle Mal geschlossen halten wollte. Seit der Begegnung mit Geralt in Sodden meinte sie ein »neues Leben« begonnen zu haben, glaubte, jenes andere in Cintraseiendgültigund unwiderruflich ausgelöscht. Die Hexer in Kaer Morhen hatten nie nach irgendetwas gefragt, und vor der Ankunft im Tempel hatte Geralt geradezu von ihr verlangt, dass sie niemals jemandem verriet, wer sie war. Nenneke, die natürlich alles wusste, sorgte dafür, dass Ciri für die anderen Priesterinnen und die Adeptinnen die ganz gewöhnliche uneheliche Tochter eines Ritters und einer Bäuerin sei, ein Kind, für das weder im Kastell des Vaters noch in der Hütte der Mutter Platz war. Die Hälfte der Adeptinnen im Tempel der Melitele waren genau solche Kinder.

Doch Yennefer kannte das Geheimnis ebenfalls. Sie war jemand, dem man »trauen konnte«. Yennefer fragte. Nach damals. Nach Cintra.

»Wie bist du aus der Stadt gelangt, Ciri? Auf welche Weise ist es dir gelungen, den Nilfgaardern zu entkommen?«

Daran konnte sich Ciri nicht erinnern. Alles war abgerissen, in Finsternis und Rauch versunken. Sie erinnerte sich an die Belagerung, an den Abschied von Königin Calanthe, ihrer Großmutter, sie erinnerte sich an die Barone und Ritter, die sie gewaltsam von dem Bett weggezerrt hatten, wo die verwundete, sterbende Löwin von Cintra lag. Sie erinnerte sich an die wahnsinnige Flucht durch brennende Gassen, den blutigen Kampf und den Sturz des Pferdes. Sie erinnerte sich an den schwarzen Reiter mit dem Helm, den die Flügel eines Raubvogels zierten.

Und an weiter nichts.

»Ich erinnere mich nicht. Ich erinnere mich wirklich nicht, Frau Yennefer.«

Yennefer bestand nicht auf einer Antwort. Sie stellte andere Fragen. Sie tat es feinfühlig und taktvoll, und Ciri fühlte sich immer freier. Schließlich begann sie von selbst zu sprechen. Ohne auf Fragen zu warten, erzählte sie von ihrer Kindheit in Cintra und auf den Skellige- Inseln. Wie sie vom Recht der Überraschung erfahren hatte und davon, wie das Urteil des Schicksals sie zur Vorherbestimmung Geralts von Riva gemacht hatte, des Hexers mit den weißen Haaren. Sie erzählte vom Krieg. Vom Umherirren in den Wäldern des Flusslandes, vom Aufenthalt bei den Druiden von Angren und von der Zeit, die sie im Dorfe verbracht hatte. Wie Geralt sie dort gefunden und nach Kaer Morhen mitgenommen hatte, in die Heimstatt der Hexer, und ein neues Kapitel in ihrem Leben aufgeschlagen hatte.

Eines Abends erzählte sie, ohne gefragt zu sein, aus eigenem Antrieb, frei, fröhlich und vieles ausschmückend, von ihrer ersten Begegnung mit dem Hexer – im Walde Brokilon unter den Dryaden, die sie entführt hatten und mit Gewalt festhalten wollten, um eine Dryade aus ihr zu machen.

»Ha!«, sagte Yennefer, nachdem sie sich die Erzählung angehört hatte. »Ich würde viel drum geben, hätte ich das sehen können. Ich meine Geralt. Ich versuche mir sein Gesicht vorzustellen, damals im Brokilon, als er merkte, welche Überraschung ihm die Vorsehung bereitet hatte. Er muss doch ein wundersames Gesicht gemacht haben, als er erfuhr, wer du bist?«

Ciri begann zu kichern, in ihren smaragdgrünen Augen flammten teuflische Fünkchen auf. »Oh, ja!«, prustete sie. »Er hat ein Gesicht gezogen! Und was für eins! Willst du es sehen? Ich zeig’s dir. Schau mich an!«

Yennefer brach in Gelächter aus.

Dieses Lachen, dachte Ciri, während sie auf die gen Osten fliegenden Schwärme schwarzer Vögel schaute. Es war dieses Lachen, gemeinsam und offen, was uns einander wirklich nähergebracht hat, sie und mich. Wir haben begriffen, sowohl sie als auch ich, dass wir zusammen lachen können, wenn wir über ihn reden. Über Geralt. Und auf einmal waren wir einander nahe, obwohl ich durchaus wusste, dass Geralt uns zugleich verbindet und trennt und dass es immer so sein wird.

Dieses gemeinsame Lachen hat uns einander nähergebracht. Und das, was zwei Tage später geschah. Im Wald, auf den Anhöhen. Damals hat sie mir gezeigt, wie man sie findet ...

»Ich verstehe nicht, wozu ich sie suchen soll, diese ... Ich habe wieder vergessen, wie sie heißen ...«

»Diese Intersektionen«, sagte Yennefer vor, während sie Kletten abklaubte, die sich während der Durchquerung des Dickichts an ihrem Ärmel verfangen hatten. »Ich werde dir zeigen, wie man sie ausfindig macht, denn das sind Orte, aus denen man Kraft schöpfen kann.«

»Aber ich kann doch schon Kraft schöpfen! Und du selbst hast mich gelehrt, dass die Kraft überall ist. Wozu also ziehen wir im Gebüsch herum? Im Tempel gibt es schließlich jede Menge Energie!«

»Freilich, dort gibt es allerhand davon. Ebendarum ist der Tempel dort erbaut worden und nicht irgendwo anders. Und darum kommt es dir auf dem Gelände des Tempels auch so vor, als sei das Kraftschöpfen so leicht.«

»Mir tun schon die Füße weh! Setzen wir uns ein Weilchen, ja?«

»Gut, Eulchen.«

»Frau Yennefer?«

»Ja?«

»Warum schöpfen wir Kraft immer aus Wasseradern? Magische Energie gibt es doch überall. Sie ist in der Erde, nicht wahr? In der Luft, im Feuer?«

»So ist es.«

»Und die Erde ... Na, hier gibt es ringsum lauter Erde. Unter den Füßen. Und überall gibt es Luft! Und wenn wir Feuer haben wollen, brauchen wir ja nur eins anzuzünden und ...«

»Du bist noch zu schwach, um Energie aus der Erde zu schöpfen. Du weißt noch zu wenig, als dass du etwas aus der Luft gewinnen könntest. Und mit dem Feuer zu spielen, verbiete ich dir kategorisch! Ich habe schon gesagt, dass man auf gar keinen Fall die Energie des Feuers anrühren darf!«

»Schrei nicht. Ich habe es mir gemerkt.«

Sie saßen schweigend auf einem trockenen umgestürzten Baumstamm, hörten den Wind in den Baumkronen rauschen, hörten einen Specht, der irgendwo in der Nähe verbissen hämmerte. Ciri hatte Hunger, und vor Durst wurde ihr die Spucke dick, doch sie wusste, dass Jammern nichts helfen würde. Früher, vor einem Monat, hatte Yennefer auf derlei Klagen mit einem trockenen Vortrag über die Kunst reagiert, die primitiven Instinkte zu beherrschen, später hatte sie sie einfach mit Schweigen abgetan. Proteste hatten ebenso wenig Sinn und brachten ebenso wenig Erfolg wieBeschwerdenüberdieBezeichnung

»Eulchen«.

Die Zauberin klaubte die letzte Klette vom Ärmel. Gleich wird sie etwas fragen, dachte Ciri, ich höre sie denken. Sie fragt wieder nach etwas, woran ich mich nicht erinnere. Oder etwas, woran ich mich nicht erinnern will. Nein, das hat keinen Sinn. Ich werde nicht antworten. Das ist vergangen, in die Vergangenheit führt kein Weg zurück. Das hat sie selbst einmal gesagt ...

»Erzähl mir von deinen Eltern, Ciri.«

»Ich erinnere mich nicht an sie, Frau Yennefer.«

»Versuch es. Ich bitte dich darum.«

»Ich kann mich nicht erinnern!«

»Schau auf meinen Stern.«

Es schrien Möwen, die zwischen die Fischerboote herabstießen, wo sie Abfälle und von Deck geworfene kleine Fische fingen. Der Wind ließ die gerefften Segel der Drachenboote sacht flappen, über der Anlegestelle ballte sich der vom Nebel niedergedrückte Rauch zusammen. In den Hafen liefen die Dreiruderer von Cintra ein, die goldenen Löwen auf den blauen Bannern schimmerten. Onkel Crach, der neben ihr stand und ihr eine Hand, groß wie eine Bärentatze, auf die Schulter gelegt hatte, sank plötzlich auf ein Knie nieder. Die in einer Reihe aufgestellten Krieger schlugen mit den Schwertern rhythmisch an die Schilde.

Über die Landebrücke kam Königin Calanthe auf sie zu. Ihre Großmutter. Sie, die auf den Skellige-Inseln offiziell Ard Rhena genannt wurde, die Höchste Königin. Doch Onkel Crach an Craite, der Jarl von Skellige, der noch immer mit gesenktem Haupte kniete, begrüßte die Löwin von Cintra mit einem weniger offiziellen, aber von den InselbewohnernvollEhrerbietung verwendeten Titel.

»Sei gegrüßt, Modron.«

»Füstentochter«, sagte Calanthe mit kalter und herrischer Stimme, ohne den Jarl eines Blickes zu würdigen. »Komm zu mir. Komm zu mir her, Ciri.«

Die Hand der Großmutter war stark und fest wie die eines Mannes, die Ringe daran eiskalt.

»Wo ist Eist?«

»Der König ...«, stotterte Crach. »Ist auf See, Modron. Er sucht die Wracks ... Und die Leichen. Seit gestern ...«

»Warum hast du ihnen das erlaubt?«, schrie die Königin. »Wie konnte er das zulassen? Wie konntest du es zulassen, Crach? Du bist der Jarl von Skellige! Kein Drachenboot hat das Recht, ohne deine Erlaubnis auszulaufen! Warum hast du es erlaubt, Crach?«

Der Onkel senkte den rothaarigen Kopf noch tiefer.

»Pferde!«, sagte Calanthe. »Wir reiten zum Fort. Und morgen bei Tagesanbruch reise ich ab. Ich nehme die Fürstentochter nach Cintra mit. Ich werde ihr niemals erlauben, hierher zurückzukehren. Du aber ... du hast mir gegenüber eine verdammte Schuld, Crach. Eines Tages werde ich sie einfordern.«

»Ich weiß, Modron.«

»Wenn ich nicht mehr dazu komme, dich daran zu erinnern, wird sie es tun.« Calanthe zeigte auf Ciri. »Ihr wirst du deine Schuld bezahlen, Jarl. Du weißt, auf welche Weise.«

Crach an Craite stand auf, streckte sich, die Züge seines wettergegerbten Gesichts wurden hart. Mit einer raschen Bewegung zog er das schmucklose, einfache stählerne Schwert aus der Scheide, entblößte den linken Unterarm, der von breiten hellen Narben bedeckt war.

»Ohne theatralische Gesten«, fauchte die Königin. »Geh sparsam mit deinem Blut um. Ich habe gesagt: eines Tages. Denk dran!«

»Aen me Gláeddyv, zvaere a’Bloedgeas, Ard Rhena, Linors aep Xintra!« Crach an Craite, der Jarl der Skellige-Inseln, hob die Hände, schüttelte das Schwert. Die Krieger schrien heiser und abgehackt, schlugen mit den Waffen an die Schilde.

»Ich nehme den Eid an. Geleite uns zum Fort, Jarl.«

Ciri erinnerte sich an die Rückkehr von König Eist, sein versteinertes, bleiches Gesicht. Und an das Schweigen der Königin. Sie erinnerte sich an das trübsinnige, schreckliche Mahl, bei dem sich die wilden, bärtigen Seebären von Skellige allmählich in bedrückender Stille betranken. Sie erinnerte sich an das Flüstern. Geas Muire ... Geas Muire!

Sie erinnerte sich an die Ströme dunklen Bieres, die auf den Fußboden gegossen wurden, die Hörner, die unter Ausbrüchen ohnmächtigen, verzweifelten, sinnlosen Zornes an den steinernen Wänden zerbrochen wurden. Geas Muire! Pavetta!

Pavetta, die Prinzessin von Cintra, und ihr Mann, Prinz Duny. Ciris Eltern. Verschollen. Umgekommen. Es hatte sie Geas Muire getötet, der Fluch des Meeres. Ein Sturm hatte sie verschlungen, den niemand vorhergesehen hatte. Ein Sturm, den es nicht hätte geben dürfen ...

Ciri drehte den Kopf weg, damit Yennefer die Tränen nicht sah, die ihr in den Augen standen. Wozu das alles, dachte sie. Wozu diese Fragen, diese Erinnerungen? In die Vergangenheit führt kein Weg zurück. Es gibt sie alle nicht mehr. Weder Papa noch Mama, noch die Großmutter, sie, die die Ard Rhena war, die Löwin von Cintra. Onkel Crach an Craite ist sicherlich auch umgekommen. Ich habe niemanden mehr und bin jemand anders.

Es führt kein Weg zurück ...

DieZauberinschwieg,inGedanken versunken.

»Haben damals deine Träume angefangen?«, fragte sie plötzlich.

»Nein.« Ciri überlegte. »Nein, nicht damals. Erst später.«

»Wann?«

Das Mädchen zog die Nase kraus. »Im Sommer ... dem vorher ... Denn im nächsten Sommer war schon Krieg ...«

»Aha. Das heißt, die Träume haben nach der Begegnung mit Geralt im Brokilon begonnen?«

Sie nickte. Auf die nächste Frage werde ich nicht antworten, beschloss sie. Doch Yennefer fragte nicht. Sie stand auf, blickte zur Sonne.

»Na, genug gesessen, Eulchen. Es wird spät. Wir suchen weiter. Die Hand locker nach vorn, nicht die Finger anspannen. Vorwärts.«

»Wohin soll ich gehen? In welche Richtung?«

»Das ist egal.«

»Die Adern sind überall?«

»Fast. Du wirst lernen, sie zu entdecken, sie im Gelände zu finden, solche Punkte zu erkennen. Anzeichen dafür sind verdorrte Bäume, zwerghafte Pflanzen, Stellen, die von allen Tieren gemieden werden. Außer von Katzen.«

»Katzen?«

»Katzen lieben es, auf den Intersektionen zu schlafen und auszuruhen. Es sind viele Geschichten von magischen Tieren im Schwange, aber in Wahrheit ist die Katze – neben dem Drachen – das einzige Geschöpf, welches Kraft aufzunehmen vermag. Niemand weiß, wozu die Katze sie aufnimmt und was sie damit macht ... Was ist?«

»Ooh ... Dort, in dieser Richtung! Da scheint etwas zu sein! Hinter diesem Baum!«

»Ciri, phantasiere nicht. Eine Intersektion spürt man, wenn man darüber steht ... Hmmm ... Interessant. Ich würde sagen, ungewöhnlich. Spürst du wirklich einen Zug?«

»Wirklich!«

»Also gehen wir. Interessant, interessant ... Na, orte sie. Zeig, wo.«

»Hier! An dieser Stelle!«

»Bravo. Hervorragend. Spürst du die leichte Krümmung des Ringfingers? Siehst du, wie er sich nach unten neigt? Merk dir, das ist das Signal.«

»Kann ich Kraft schöpfen?«

»Warte, ich überprüfe sie.«

»Frau Yennefer? Wie ist das mit diesem Schöpfen? Wenn ich Kraft in mich aufnehme, dann fehlt sie ja vielleicht dort unten. Darf man das? Mutter Nenneke hat uns gelehrt, dass man nichts einfach so nehmen darf, zum Spaß. Sogar die Kirschen muss man an den Bäumen lassen, für die Vögel und dass sie einfach herunterfallen.«

Yennefer umarmte sie, gab ihr einen leichten Kuss auf die Schläfe. »Ich wünschte«, murmelte sie, »das, was du gesagt hast, hätten andere gehört. Vilgefortz, Francesca, Terranova ... Diejenigen, die glauben, sie hätten ein ausschließliches Recht auf die Kraft und könnten sich ihrer uneingeschränkt bedienen. Ich wünschte, sie würden auf das kleine kluge Eulchen aus dem Tempel der Melitele hören. Hab keine Angst, Ciri. Es ist gut, dass du daran denkst, aber glaub mir, es gibt genug Kraft. Es wird nicht an ihr mangeln. Das ist so, als ob du in einem großen Garten eine einzige Kirsche pflückst.«

»Kann ich jetzt schöpfen?«

»Warte. Oje, das ist ein verteufelt starkes Nest.

Es pulsiert heftig. Gib acht, Eulchen. Schöpfe vorsichtig und sehr, sehr langsam.«

»Ich fürchte mich nicht! Pah! Ich bin eine Hexerin! Ha! Ich spüre sie! Ich spüre ... Ooooch! Frau ... Ye ... nnnne ... feeeer ...«

»Verdammt! Ich habe dich gewarnt! Hab’s dir gesagt! Kopf nach hinten! Nach hinten, sag ich! Da, drück das auf die Nase, du machst dich sonst ganz voll Blut! Ruhig, ruhig, Kleine, werd mir nur nicht ohnmächtig. Ich bin bei dir. Ich bin bei dir ... Töchterchen. Halt das Taschentuch fest. Gleich zaubere ich Eis ...«

Um das bisschen Nasenbluten gab es einen großen Skandal. Yennefer und Nenneke redeten eine ganze Woche lang nicht miteinander.

Eine Woche lang faulenzte Ciri, las Bücher und langweilte sich, denn die Zauberin hatte die Ausbildung ausgesetzt. Das Mädchen bekam sie tagelang nicht zu Gesicht – Yennefer verschwand irgendwann im Morgengrauen, kehrte abends zurück, schaute sie sonderbar an und war ungewöhnlich wortkarg.

Nach einer Woche hatte Ciri genug. Abends, als die Zauberin zurückkehrte, ging sie wortlos zu ihr hin und drückte sich fest an sie.

Yennefer schwieg. Sehr lange. Sie brauchte nichts zu sagen. Ihre Finger, um die Schultern des Mädchens gepresst, sprachen für sie.

Am Morgen darauf versöhnten sich die Erzpriesterin und die Zauberin nach einer langen, mehrstündigen Unterredung.

Und dann kam zu Ciris großer Freude wieder alles ins Lot.

»Schau mir in die Augen, Ciri. Ein kleines

Licht. Die Formel bitte!«

»Aine verseos!«

»Gut. Schau auf meine Hand. Dieselbe Geste, und verstreu das Licht in der Luft.«

»Aine aen aenye!«

»Hervorragend. Und welche Geste muss man jetzt machen? Ja, genau diese. Sehr gut. Verstärke die Geste und schöpfe. Mehr, mehr, ohne Pause!«

»Oooh ...«

»Rücken gerade! Die Arme am Körper! Die Hände locker, keine unnötigen Fingerbewegungen, jede Bewegung kann die Wirkung vervielfachen; willst du, dass hier ein Feuer ausbricht? Verstärke sie, worauf wartest du?«

»Ooh, ich ... Ich kann nicht ...«

»Entspann dich und hör auf zu zittern! Schöpfe! Was machst du? Ja, so ist es besser ... Nicht mit dem Willen nachlassen! Zu schnell, du hyperventilierst! Und du erhitzt dich unnötig! Langsamer, Eulchen, ruhiger. Ich weiß, dass das unangenehm ist. Du wirst dich dran gewöhnen.«

»Es tut mir weh ... Im Bauch ... Hu, hier ...«

»Du bist eine Frau, das ist eine typische Reaktion. Mit der Zeit wirst du dich abhärten. Und dazu musst du ohne eine Schmerzblockade üben. Es muss wirklich sein, Ciri. Hab keine Angst, ich pass auf, schirme dich ab. Dir kann nichts geschehen. Aber den Schmerz musst du aushalten. Atme ruhig. Konzentriere dich. Die Geste bitte. Perfekt. Und nimm Kraft auf, schöpfe, zieh sie heraus ... Gut, gut ... Noch ein bisschen ...«

»Oh ... Oh ... Ooooh!«

»Na siehst du? Du kannst es, wenn du willst. Jetzt beobachte meine Hand. Aufmerksam. Mach dieselbe Geste! Die Finger! Die Finger, Ciri. Schau auf meine Hand, nicht zur Decke! So ist es gut, ja, sehr gut. Sammle! Und jetzt drehen, die Geste umkehren und die Kraft als sehr starkes Licht abgeben.«

»Jiii ... Jiiik ... üüüü ...«

»Hör auf zu heulen! Beherrsch dich! Das ist ein Krampf! Geht gleich vorbei! Die Finger breiter, lösch es, gib’s aus dir heraus! Langsamer, verdammt, sonst platzen dir wieder Blutgefäße!«

»Iiiiüüüük!«

»Zu heftig, Eulchen, immer noch zu heftig. Ich weiß, die Kraft drängt nach außen, aber du musst lernen, das zu kontrollieren. Du darfst es nicht zu solchen Ausbrüchen kommen lassen wie eben. Wenn ich dich nicht isoliert hätte, hättest du hier ein heilloses Durcheinander angerichtet. Na, noch einmal. Wir beginnen ganz von vorn. Die Geste und die Formel.«

»Nein! Nicht mehr! Ich kann nicht mehr!«

»Atme langsamer, hör auf zu zittern. Diesmal ist das gewöhnliche Hysterie, du täuschst mich nicht. Beherrsch dich, konzentrier dich und fang an.«

»Nein, bitte, Frau Yennefer ... Es tut mir weh ... Mir ist schlecht ...«

»Nur keine Tränen, Ciri. Es gibt keinen widerwärtigeren Anblick als eine weinende Zauberin. Nichts erweckt größeres Mitleid. Merk dir das. Vergiss es niemals. Noch einmal, von Anfang an. Spruch und Geste. Nein, nein, diesmal ohne Vorbild. Du wirst es selbst tun. Na, streng dein Gedächtnis an!«

»Aine verseos ... Aine aen aenye ... Ooooh!«

»Schlecht! Zu schnell!«

Die Magie steckte in ihr fest wie eine eiserne Pfeilspitze mit Widerhaken. Sie hatte sie tief verwundet. Sie schmerzte. Mit jener seltsamen Art Schmerz, die sonderbar an Lust grenzt.

Zur Entspannung liefen sie wieder durch den Park. Yennefer hatte Nenneke überredet, Ciris Schwert aus dem Magazin herauszurücken, und ermöglichte es dem Mädchen, Schritte, Finten und Ausfälle zu üben, natürlich so, dass die anderen Priesterinnen und Adeptinnen es nicht sahen. Doch die Magie war allgegenwärtig. Ciri lernte, wie man mit einfachen Zaubersprüchen und Konzentration des Willens Muskeln lockert, Krämpfe löst, das Adrenalin unter Kontrolle bringt, das Ohrlabyrinth und den Vagusnerv beherrscht, wie man den Puls verlangsamt oder beschleunigt, wie man sich für kurze Zeit vom Sauerstoff unabhängig macht.

Die Zauberin wusste unerwartet viel vom Schwert und vom »Tanz« der Hexer. Sie wusste viel über die Geheimnisse von Kaer Morhen, war zweifellos im Schloss gewesen.

Sie kannte Vesemir und Eskel. Lambert und Coën kannte sie nicht.

Yennefer war in Kaer Morhen gewesen. Ciri konnte sich denken, warum während der Gespräche über das Schloss Wärme in die Augen der Zauberin trat, sie den bösen Schimmer und die kalte, gleichgültige, weise Tiefe verloren. Wenn solche Worte auf Yennefer gepasst hätten, hätte Ciri sie in diesen Momenten als verträumt bezeichnet, als jemanden, der Erinnerungen nachhing.

Ciri konnte sich denken, warum.

Es gab ein Thema, das anzuschneiden das Mädchen instinktiv und sorgsam vermied. Aber einmal verplapperte sie sich und plauderte es aus. Über Triss Merigold. Scheinbar widerwillig, scheinbar gleichgültig, mit scheinbar beiläufigen Fragen holte Yennefer den Rest aus ihr heraus. Ihre Augen waren hart und undurchdringlich.

Ciri konnte sich denken, warum. Und o Wunder: Sie fühlte keinen Unmut mehr.

Die Magie beruhigte sie.

»Das sogenannte Zeichen Aard, Ciri, ist ein sehr einfacher Zauberspruch aus der Gruppe der psychokinetischen und beruht darauf, dass Energie in eine bestimmte Richtung gestoßen wird. Die Stoßkraft hängt davon ab, wie sehr der Stoßende seinen Willen konzentriert und wie viel Kraft er abgibt. Sie kann erheblich sein. Die Hexer haben sich diesen Zauber angeeignet, weil er keine Kenntnis einer magischen Formel erfordert – es genügen Konzentration und die Geste. Deshalb haben sie es ein ›Zeichen‹ genannt. Woher sie den Namen haben, weiß ich nicht, vielleicht aus der Älteren Rede; das Wort ›ard‹ bedeutet, wie du weißt, ›Berg‹, ›das obere‹ oder ›das höchste‹. Wenn dem so ist, dann ist der Name sehr irreführend, denn es gibt kaum einen leichteren psychokinetischen Zauber. Wir werden natürlich auf so etwas Primitives wie ein Hexerzeichen keine Zeit und Energie verschwenden. Wir werden richtige Psychokinese üben. Wir üben es an ... Na, an dem Korb, der dort unter dem Apfelbaum liegt. Konzentriere dich.«

»Hab ich.«

»Du konzentrierst dich schnell. Denk dran: Kontrolliere den Kraftausstoß. Du kannst nur so viel abgeben, wie du aufgenommen hast. Wenn du auch nur ein Quentchen mehr abgibst, tust du es auf Kosten deines eigenen Organismus. So eine Anstrengung kann dir das Bewusstsein rauben und dich letzten Endes sogar töten. Wenn du hingegen alles abgibst, was du aufgenommen hast, verlierst du die Möglichkeit einer Wiederholung, du musst dann noch einmal Kraft schöpfen, und du weißt, dass das schwierig und schmerzhaft ist.«

»Oh, ich weiß!«

»Du darfst nicht die Konzentration vermindern und zulassen, dass die Energie von selbst aus dir herausbricht. Meine Meisterin pflegte zu sagen, dass man die Kraft so herauslassen muss wie einen Furz im Ballsaal: vorsichtig, langsam und kontrolliert. Und so, dass die anderen nicht merken, dass du es warst. Verstehst du?«

»Ich verstehe!«

»Steh gerade. Hör auf zu kichern. Denk dran, Zauber sind eine ernste Angelegenheit. Man wirkt sie in graziöser, ja auch stolzer Haltung. Die Gesten werden fließend ausgeführt, aber zügig. Würdevoll. Man macht kein dummes Gesicht, schneidet keine Grimassen, streckt nicht die Zunge heraus. Wenn du mit den Kräften der Natur operierst, sollst du der Natur Respekt erweisen.«

»Gut, Frau Yennefer.«

»Beachte, diesmal schirme ich dich nicht ab. Du bist eine selbständige Zauberin. Das ist dein Debüt, Eulchen. Hast du die Weinkaraffe auf der Kommode gesehen? Wenn dein Debüt gut ausfällt, wird deine Meisterin sie heute Abend austrinken.«

»Allein?«

»Den Schülern ist Weintrinken erst erlaubt, wenn sie die Gesellenprüfung abgelegt haben. Du musst noch etwas warten. Du bist verständig, also noch so an die zehn Jahre, nicht länger. Na, fangen wir an. Lege die Finger in Position. Und die linke Hand? Fuchtle nicht damit herum! Lass sie locker herabhängen oder stütze sie gegen die Hüfte. Die Finger! Gut. Also, stoße sie aus.«

»Aaach ...«

»Ich habe nicht gesagt, dass du Geräusche ausstoßen sollst. Stoß Energie aus. Lautlos.«

»Haa, ha! Er ist hochgesprungen! Der Korb ist hochgesprungen! Hast du gesehen?«

»Er hat gerade mal gezuckt. Ciri, sparsam heißt nicht schwach. Psychokinese wird zu einem bestimmten Zweck verwendet. Sogar die Hexer benutzen das Zeichen Aard, um einen Gegner umzuwerfen. Die Energie, die du ausgestoßen hast, hätte einem Gegner nicht einmal die Mütze vom Kopf gefegt. Noch einmal, etwas stärker. Nur Mut!«

»Ha! Der ist vielleicht geschwebt! War es jetzt gut? Wirklich? Frau Yennefer?«

»Hmmm ... Du wirst dann in die Küche laufen und ein bisschen Käse zu unserem Wein holen ... Es war fast gut. Fast. Noch stärker, Eulchen, keine Angst. Reiß den Korb vom Boden hoch und schleuder ihn ordentlich an die Wand von dem Schuppen dort, dass die Funken stieben. Mach den Rücken nicht krumm! Kopf hoch! Graziös und stolz! Nur Mut, Mut! Oh, verdammt noch mal!«

»Oje ... Entschuldigung, Frau Yennefer ... das war wohl ... etwas zu viel ...«

»Ein bisschen. Mach dir nichts draus. Komm her zu mir. Na, Kleine.«

»Und ... Und der Schuppen?«

»So was kommt vor. Kümmer dich nicht drum. Das Debüt, alles in allem, ist positiv zu bewerten. Und der Schuppen? Das war kein besonders schöner Schuppen. Ich glaube nicht, dass jemand ihn in der Landschaft vermissen wird. Holla, meine Herrschaften! Ruhig, ruhig, was soll denn dieser Lärm und Aufruhr, es ist nichts passiert! Bleib ruhig, Nenneke! Es ist nichts passiert, wiederhole ich. Man muss einfach diese Bretter wegräumen. Sie geben gutes Brennholz ab!«

Während der warmen, windstillen Nachmittage füllte sich die Luft mit dem Duft von Blumen und Gräsern, verströmte Ruhe und Stille, die vom Summen der Bienen und großer Käfer unterbrochen wurde. An solchen Nachmittagen trug Yennefer Nennekes Korbsessel in den Garten, setzte sich hinein, die Beine weit nach vorn gestreckt. Stundenlang studierte sie Bücher, stundenlang las sie Briefe, die sie durch sonderbare Boten erhielt, zumeist Vögel. Manchmal saß sie nur da und schaute in die Ferne. Mit einer Hand fuhr sie sich gedankenverloren durch die schwarzen glänzenden Locken, mit der anderen strich sie Ciri über den Kopf, die im Grase saß, an den warmen, festen Schenkel der Zauberin geschmiegt.

»Frau Yennefer?«

»Ja, Eulchen.«

»Sag mir, kann man mit Hilfe von Magie alles tun?«

»Nein.«

»Aber vieles, nicht wahr?«

»Ja.« Die Zauberin schloss für einen Moment die Augen, berührte mit den Fingern die Lider.

»Sehr viel.«

»EtwasrichtigGroßes ...Etwas Schreckliches! Etwas sehr Schreckliches?«

»Manchmal schrecklicher, als man möchte.«

»Hmm ... Und werde ich ... Wann werde ich so etwas machen können?«

»Ichweißnicht.Vielleichtniemals. Hoffentlich wirst du es niemals müssen.«

Stille.Schweigen.Hitze.DerDuftvon Blumen und Kräutern.

»Frau Yennefer?«

»Was nun wieder, Eulchen?«

»Wie alt warst du, als du Zauberin geworden bist?«

»Hmm ...AlsichdieAufnahmeprüfung abgelegt habe? Dreizehn.«

»Ha! Genau wie ich jetzt! Und wie ... wie alt warst du, als ... Nein, danach frage ich nicht ...«

»Sechzehn.«

»Aha ...« Ciri errötete leicht, gab auf einmal vor, sich für eine Wolke von seltsamer Form zu interessieren, die hoch über den Türmen des Tempels schwebte. »Und wie alt warst du ... als du Geralt kennengelernt hast?«

»Älter, Eulchen. Ein bisschen älter.«

»Immerzu nennst du mich Eulchen! Du weißt, dass mir das ganz und gar nicht gefällt. Warum tust du es?«

»Weil ich boshaft bin. Zauberinnen sind immer boshaft.«

»Aber ich will ... will kein hässliches Eulchen sein. Ich möchte hübsch sein. Richtig hübsch, so wie du, Frau Yennefer. Kann ich mit Magie eines Tages so schön werden wie du?«

»Du ... brauchst das zum Glück nicht ... Du brauchst dazu keine Magie. Du weißt gar nicht, was das für ein Glück ist.«

»Aber ich möchte wirklich hübsch sein!«

»Du bist wirklich hübsch. Ein wirklich hübsches Eulchen. Mein hübsches Eulchen ...«

»Och, Frau Yennefer!«

»Ciri, du machst mir einen blauen Fleck am Bein.«

»Frau Yennefer?«

»Ja?«

»Worauf schaust du so?«

»Auf den Baum dort. Das ist eine Linde.«

»Und was ist daran so interessant?«

»Nichts. Ich erfreue mich einfach an ihrem Anblick. Ich freue mich, dass ... ich sie sehen kann.«

»Ich verstehe nicht.«

»Das ist gut.«

Stille. Schweigen. Schwüle.

»Frau Yennefer!«

»Was ist nun wieder?«

»Eine Spinne geht auf dein Bein zu! Schau, wie hässlich sie ist!«

»Eine Spinne wie jede andere.«

»Mach sie tot!«

»Ich habe keine Lust, mich zu bücken.«

»Dann töte sie mit einem Zauberspruch!«

»Auf dem Gelände des Tempels der Melitele? Damit Nenneke uns beide in hohem Bogen hinauswirft? Nein, danke. Und jetzt sei still. Ich will nachdenken.«

»Und worüber denkst du so angestrengt nach? Hmm. Schon gut, ich bin schon still.«

»Ciri, welch eine Überraschung! Ich habe schon gefürchtet, du würdest mir eine von deinen unvergleichlichen Fragen stellen.«

»Warum nicht? Ich mag deine unvergleichlichen Antworten!«

»Du wirst dreist, Eulchen.«

»Ich bin eine Zauberin. Zauberinnen sind boshaft und dreist.«

Schweigen. Stille. Kein Lufthauch. Schwül wie vor einem Gewitter. Und Stille, diesmal unterbrochen vom fernen Krächzen von Krähen und Raben.

»Es werden immer mehr.« Ciri legte den Kopf zurück. »Sie fliegen und fliegen ... Wie im Herbst ... Widerwärtige Vögel ... Die Priesterinnen sagen, dass das ein schlechtes Zeichen ist ... Ein Omen oder so ähnlich. Was ist ein Omen, Frau Yennefer?«

»Lies im *Dhu Dwimmermorc* nach. Da gibt es ein ganzes Kapitel zu diesem Thema.« Schweigen.

»Frau Yennefer ...«

»Zum Kuckuck. Was denn nun schon wieder?«

»Warum ist Geralt so lange ... Warum kommt er nicht?«

»Er hat dich sicherlich vergessen, Eulchen. Hat ein hübscheres Mädchen gefunden.«

»Och, nein! Ich weiß, dass er mich nicht vergessen hat! Konnte er gar nicht! Das weiß ich, ich weiß es ganz bestimmt, Frau Yennefer!«

»Gut, dass du das weißt. Bist ein glückliches Eulchen.«

»Ich habe dich nicht gemocht«, wiederholte sie.

Yennefer schaute sie nicht an, stand weiter mit dem Rücken zu ihr am Fenster und schaute zu den im Osten dunkelnden Anhöhen hin. Über den Höhen war der Himmel schwarz von Krähen- und Rabenschwärmen.

Gleich wird sie fragen, warum ich sie nicht mochte, dachte Ciri. Nein, sie ist zu klug für so eine Frage. Sie wird trocken auf die grammatische Form hinweisen und sich erkundigen, seit wann ich die Vergangenheit verwende. Und ich werde es ihr sagen. Ich werde ebenso trocken wie sie sein, werde ihren Tonfall parodieren, sie soll wissen, dass ich auch Kälte, Gefühllosigkeit und Gleichgültigkeit vortäuschen kann, als schämte ich mich der Gefühle und Emotionen. Alles werde ich ihr sagen. Ich will, ich muss ihr alles erzählen. Ich will, dass sie alles weiß, noch ehe wir den Tempel der Melitele verlassen. Ehe wir abreisen, um endlich den zu treffen, nach dem ich mich sehne. Den, nach dem sie sich sehnt. Den, der sich gewiss nach uns beiden sehnt. Ich will ihr sagen, dass ...

Ich werde es ihr sagen. Sie braucht nur zu fragen.

Die Zauberin wandte sich vom Fenster ab, lächelte. Sie fragte nichts.

Tags darauf ritten sie los, früh am Morgen. Beide in Reisekleidung für Männer, mit Mänteln, Mützen und Kapuzen, die die Haare verbargen. Beide bewaffnet.

Nur Nenneke verabschiedete sie. Sie sprach lange und leise mit Yennefer, dann drückten sich beide, die Zauberin und die Priesterin, kräftig wie Männer die Hände. Ciri, die Zügel ihrer Apfelschimmel-Stute in der Hand, wollte sich ebenso verabschieden, doch Nenneke erlaubte es ihr nicht. Sie umarmte sie, drückte sie an sich, küsste sie. Sie hatte Tränen in den Augen. Ciri auch.

»Na«, sagte die Priesterin schließlich und wischte sich mit dem Ärmel ihres Gewandes über die Augen. »Nun reitet schon. Möge die Große Melitele euch unterwegs beschützen, meine Lieben. Aber Göttinnen haben eine Menge Dinge im Kopf, also gebt auch selber auf euch acht. Wache über sie, Yennefer. Behüte sie wie deinen Augapfel.«

»Ich hoffe« – die Zauberin lächelte dünn –,

»dass ich sie besser behüten kann.«

Am Himmel zog zum Pontartal hin mit lautem Krächzen ein Schwarm Raben vorbei. Nenneke schaute nicht hin.

»Gebt auf euch acht«, widerholte sie. »Es kommen schlechte Zeiten. Es könnte sich erweisen, dass Ithlinne aep Aevenien wusste, was sie weissagt. Es kommt eine Schwertzeit, eine Beilzeit. Die Zeit der Verachtung und der Wolfsstürme. Gib auf sie acht, Yennefer. Erlaube niemandem, ihr ein Leid zu tun.«

»Ich komme wieder, Mutter«, sagte Ciri und sprang in den Sattel. »Ich komme bestimmt wieder! Bald!«

Sie wusste nicht, wie sehr sie sich irrte.